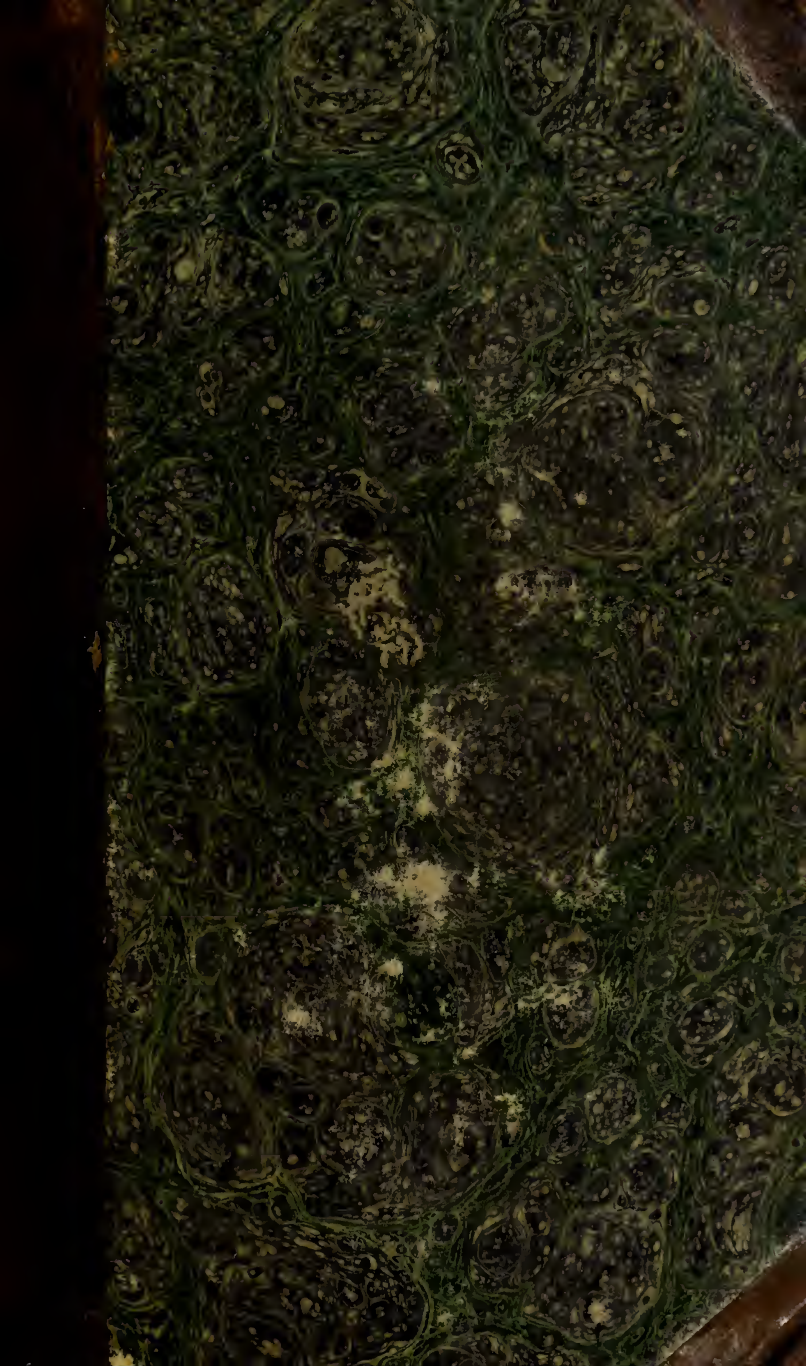


Belehrende

Unterhaltungen

zur Kenntniß des Interessantesten

aus dem Gebiete der Geschichte, der Künste, Wissenschaften und Erfindungen,

besonders aber

der Vorzeit.



Von

A. Tedeschi,

Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermark.

Erster Band.

Prag, 1825.

Gedruckt und verlegt bei v. Schönfeld.

Vorbericht.

Die Klagen über die schlechten Zeiten sind so alt als die Welt. Man lobt, bald mit Recht, bald mit Unrecht, die Vorzeit, und versäumt darüber das Gute unserer Zeit zu benützen.

„Man fragt nach besseren Zeiten;
„Wann kommen sie?
„Sie warten besserer Leute?
„Wo sind sie?

So schrieb ein öffentliches Blatt. Hat es aber auch recht?

Die Menschen machen die Zeiten, und diese wirken wieder auf die Menschen zurück.

In einer Zeitperiode, in welcher sich solche Klagen häufen, ist es immer interessant und in mancher Hinsicht belehrend, auf die Vorzeit zurück zu blicken, um in derselben das Bessere und Schlimmere zu erkennen, und es mit der Gegenwart zu vergleichen.

Aber nicht allein Belehrung, sondern auch Unterhaltung gewährt eine solche Befriedigung unserer

Wißbegierde. Wir wandern, mit Hilfe der Imagination, in alten Rittervesten; wir sehen die alten Ritter kämpfen; die alten Germanen, unsere Vorväter, Griechen, Römer und andere Nationen mit ihren Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Lastern und Tugenden, wandeln in dieser Zauberlaterne vor unseren Blicken vorüber, oft in dem grellsten Contraste mit den unsrigen. Wir lernen die Entstehung unserer heutigen Einrichtungen, die Fortschritte der Künste und Gewerbe, Wissenschaften, und des menschlichen Geistes überhaupt kennen, und können dann unser Urtheil über das Mehr oder Weniger, das Löbliche und Verwerfliche, das Gute und Böse, das Vortheilhafte und Nachtheilige berichtigen.

Diese Erwägung hat den Verfasser bewogen, dieses Gemählde zu entwerfen, die Züge zu demselben aus zahlreichen Zeitschriften und bänderreichen Werken zu sammeln, und ohne weitläufige, scholastische Commentare, in einem unserem Zeitalter angemessenen Vortrag aufzustellen.

Man wird in dieser Schrift auch den vergleichenden Rückblick auf unser Zeitalter da nicht vermissen, wo Aehnlichkeiten oder Contraste sich zu Bemerkungen darbieten.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die Welt vor der Sündfluth und die Folgen der letztern.

Daß die Erde, die wir bewohnen, um viele Tausend Jahre älter sey, als uns die hebräischen Urkunden versichern, und daß Alles, was diese enthalten, höchstens von einer Erneuerung gelten könne, die die Oberfläche der Erde erfuhr, weil alle Elemente sich vereinigten, sie zu zertrümmern, wird durch die Knochenberge längst ausgestorbener Thiere, die wir am Ohio, in nördlichem Sibirien, ja selbst in unserem Vaterlande finden; durch die unzähligen Ueberreste von Meerthieren auf den höchsten Alpen, so wie durch manche breite Kohlenflötze und Holzvorräthe, die von dem Daseyn ungeheurer versunkener Wälder an Orten zeugen, welche itzt kaum einen Baum tragen, und zum Theil von Bäumen, die in unserer Zone gar nicht mehr wachsen, und auch, so lange wir Kenntniß davon haben, nie wachsen, —

wer suchte z. B. an der Ostseeküste die ungeheueren Riesenpalmen von 80 Fuß Länge, die dort im Schooße der Erde aufgethürmt sind? — ganz besonders durch eine Menge Sagen, Gebräuche ꝛc. fast allen Völkern so klar gemacht, als es der Natur einer solchen Sache nach seyn kann.

Das, was sich von dem Daseyn der Erde vor der Periode muthmaßen läßt, wo sie die Gestalt erhielt, die sie, mit kleinen Abänderungen, bis auf unsere Tage behauptete, ist allenfalls hinreichend, uns die größte Ver- und Bewunderung abzunöthigen, und uns abzuhalten, zu glauben, es sey immer Alles so gewesen, wie es itzt ist.

Wichtiger ist es, die Revolution genauer zu erörtern, durch die die Erde, wie sie vor Jahrtausenden war, die Gestalt erhielt, die sie itzt hat, und zu erfahren, welche Folgen daraus entsprangen?

Daß eine Revolution auf der Erde wirklich Statt gefunden habe, wird durch die erwähnten Data gewiß gemacht, daß es dieselbe ist, die die hebräischen Urkunden Sündfluth benennen, ist höchst wahrscheinlich; daß dieselbe größer war, als wir sie uns vorstellen können; daß sie sich auf einen sehr großen Theil der Erdkugel, vielleicht auf den ganzen Erdball verbreitete, ist fast gewiß.

Die Meinung, daß einst da, wo itzt der ungeheure Busen des mittelländischen Meeres hinwogt, festes Land war, daß also Afrika und Europa einst ein Welttheil

waren, ist sehr wahrscheinlich. Man könnte auch wohl noch den Anhang des mittelländischen Meeres, nämlich das schwarze mit dem asowschen dazu zählen, wodurch Asien von Europa bis an den Caucasus getrennt wurde. Man kann auch anführen, daß sich höchst wahrscheinlich damals auch Amerika, da, wo itzt die Beeringstraße ist, von Asien trennte, daß die Antillen nichts als Reste des festen Landes sind, welches einst den mexikanischen Meerbusen ausmachte. Daß Nord- und Südamerika damals nur darum nicht von einander selbst gerissen wurden, weil die sie verbindende Landenge von Darien nichts als der Fortsaz der ungeheuern Granit-Bergkette oder Cordilleras ist, welche in ihrem Schooße vielleicht weder die feuerflammenden Stoffe verbergen, die, unter der lockern Erdrinde an andern Orten nur auf Gelegenheit zur Explosion harrten, noch von der Gewalt der Wogen verschlungen werden konnten; daß endlich die zerrissenen Inselgruppen in japanischem Meere, bei Corea, bei Tunquin sich gerade so zu Asien verhalten mögen, wie die Antillen zum mexikanischen Meerbusen, versteht sich fast von selbst.

Fragt man, wie man jene Muthmassungen wahrscheinlich machen könne, so kann man erwiedern: durch die Uebereinstimmung der Sagen, die bei den Griechen, wie bei den Hebräern fast gleich lauten; durch die Uebereinstimmung der Gebräuche, die fast bei allen alten Völkern, in Amerika, wie in Asien und dem südöstlichen Europa gleich bedeutend sind, auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hindeuten, und alle bestimmt zu seyn scheinen, das Andenken an eine Zer-

störung zu erhalten, die die ganze Welt bedroht hat, und aus der sie endlich, nach unsäglichem erduldeten Jammer errettet worden ist.

Wir können mit Recht annehmen, daß die Erde, als sie so mächtig erschüttert und fast zertrümmert wurde, nicht allein einen hohen Grad von Bevölkerung, sondern auch von Cultur hatte.

Für die erstere spricht die Dauer der Erde, die wir vor dem Eintritte jener großen Revolution annehmen müssen. Es gibt Nebelsterne, deren Lichtstrahlen, ehevor sie von unserm Auge empfunden werden können, nach Herschels Berechnung, 6000 Jahre Zeit brauchen. Diese Sterne sind so gut vor 4000 Jahren gewesen, als jetzt, und so könnten wir schon darum wenigstens ein Alter von zehn Tausend Jährchen der Erde zuschreiben, wenn wir sie nicht noch weiter her datiren wollen. Daß sie Jahrtausende unbevölkert gewesen seyn sollte, ist nicht glaublich; und dann ist es eben so wenig glaublich, sie sey ohne alle Cultur geblieben. Wir können freilich nicht bestimmen, wie weit diese gegangen sey. Nach der mosaischen Urkunde mußte sie weit gegangen seyn, denn wer, wie Noah, Schiffe bauen, und auf das Meer sich wagen kann, muß schon mehr, als Eicheln zu essen verstehen, und auch in andern Dingen das Zeitalter der Rohheit hinter sich gelassen haben; zudem könnte diese Urkunde selbst als das erste Denkmal der Schreibekunst, die sich erhalten hatte, angesehen werden.

Gewiß ist es, daß die Erde jene schrecklichen Revolutionen erlebte, die die Hebräer und Griechen unter dem Namen Sündfluth kennen, und daß sie schon ziemlich bevölkert und cultivirt gewesen ist.

Je größer aber diese Bevölkerung und Cultur waren, desto schrecklicher mußte der Eindruck seyn, den diese Stürme auf die Menschen machten, gegen die das Erdbeben in Lima und Messina, der Erdfall in der Schweiz, die Ausbrüche des Vesuvs, welche Pompei und Herculanum verschütteten, nur Kleinigkeit waren. Die großen Brückenmassen, welche hier verschüttet, und unter den Fluthen begraben wurden, die Ausbrüche von Vulcanen und die mit dergleichen Noth fast stets verbundenen Epidemien, mußten das Menschengeschlecht dergestalt vernichten, daß nur wenige Menschen überblieben, die nun die Stämme neuer künftiger Völker wurden. Nur so läßt sich der Name Autochton, den sich fast alle alten Völker beilegen, leicht erklären, und je mehr die Menschen durch neue große Bergketten hier, durch mächtige Meere dort, durch große Wüsteneien an einem dritten Orte getrennt waren, je weniger darf es uns wundern, daß diese mannigfachen Völkermassen so ganz und gar einander unähnlich waren.

Nicht in dem Thurm zu Babel (dieser Allegorie) hat man jene Verschiedenheit zu suchen. Die Sündfluth war es, die sie gründete, und um so sicherer gründen mußte, je greller auf einmal der Abstand war, in den die verschiedenen kleinen Reste, die auf diesem und auf jenem Gebirge sich erhalten hatten, geriethen, und je

weniger es ihnen möglich war, denselben zu überwinden. Gesetzt auch, Geschicklichkeit und Cultur wäre bei ihnen vorher in der That so groß gewesen, — was wir annehmen können, — kleine Fahrzeuge zu erbauen, so mußte doch lange Zeit dazu gehören, ehe sie Muth faßten, damit ein Element zu befahren, das ihnen so schrecklich geworden war, und es gar zu durchschneiden, um zu einer andern Küste zu gelangen; daran hinderte die meisten eine Idee, die sich aus dem Andenken an die Sündfluth bei den meisten Völkern entwickelte, und bei der müssen wir etwas länger stehen bleiben. Es mochte die Cultur der antidiluvianischen Welt auch noch so gering seyn, in jedem Falle war doch hier und da die Idee einer Gottheit gewesen. Wie hell oder dunkel, davon ist nicht die Rede. War sie aber in den Köpfen einzelner Völkerschaften, so mußte sich bei diesen während jener Stürme auf dem Erdboden nothwendig der Gedanke aufdringen, daß das Ende der Erde selbst da sey, daß die Gottheit auf dieselbe erzürnt, ergrimmt sey.

Und als sie sich nun allein gerettet sahen, als die Fluthen ruhiger wurden, die Berge ausgebrannt waren, die Seuchen aufhörten, was war natürlicher, als das Hochgefühl des Dankes sich endlich gerettet zu sehen? als das Gefühl der Freude, endlich einmal ruhig die Früchte des so lange unterbrochenen Fleißes genießen zu können?

Aber an diese natürlichen Folgen des ersten Augenblicks mußte sich, bei allmähliger Rückkehr der Gemüthsruhe einerseits der Gedanke ketten, daß die erzürnte

Gottheit ihnen, den Erretteten, vorzugsweise günstig gewesen sey. Tausende waren umgekommen, und sie allein übrig geblieben! Konnte es einen größern Beweis für ihre — moralischen — Vorzüge geben? Sie mußten sich also sehr natürlich für Auserwählte halten, und diesen Gedanken auch auf ihre Nachkommen fortpflanzen, was sie um so leichter konnten, da die Zahl der Erretteten in jedem Erdwinkel nur klein, und durch die neu entstandenen Meere ganz isolirt war.

Dieser Gedanke aber, sich von der Gottheit für ganz vorzüglich beachtet zu sehen, und zu glauben, daß alle Andere wegen ihrer Verbrechen vernichtet worden wären, hatte wieder andere in der alten Welt überall zu beobachtende Folgen, die man wohl nicht aus einer andern Quelle herleiten konnte.

Zuerst sehen wir, daß die alten Nationen das Bild eines allenthalben für den Fremdling geschlossenen Staates darstellten.

Der Name Fremder und Feind war fast bei allen Nationen gleich bedeutend. Man opferte mit einer auffallenden Gleichgültigkeit und Barbarei den Fremdling, den ein Zufall über die Gränze führte. Je nachdem diese von der Natur mehr oder minder zugänglich war, nach dem war auch die Dauer dieser Idee; und mit Erstaunen sieht man, wie sich dieselbe Jahrtausende hindurch in China, Japan, bis auf den heutigen Tag, fast genau auf die Art, welche ehemals in Egypten, unter den Hebräern Statt fand, erhalten

hat. Dort darf kein Fremder weiter kommen, als bis in die äußerste Gränzstadt, ohne als ein Verbrecher ergriffen und in Ketten und Banden geworfen zu werden, wenn er nicht unmittelbar vom kaiserlichen Hofe die Erlaubniß hat.

Aus demselben Grunde waren auch die Kriege der älteren Nationen viel mörderischer, als die unsrigen. Die Nachkommenschaft hatte den Ursprung der Ideen nicht vergessen, die ihre Väter gegen jeden Fremdling so feindselig gestimmt hatte. Da, wo der Zufall oder der Ehrgeiz eines Fürsten, einen Krieg zwischen den allmählig in dem Verhältniß der steigenden Population einander näher rückenden Völkerschaften entzündete, artete er fast stets zu einem Vertilgungskriege aus. Man glaubte der Gottheit einen Gefallen zu thun, das vollends zu vertilgen, was sie gelassen hatte. Man glaubte das Erbe seiner Väter zu erobern, und nur das zu nehmen, was erbeigenthümlich war.

So muß man es sich erklären, warum die Israeliten alles von Gold und Silber ohne Bedenken mitnahmen, was sie am Tage vor ihrer Entfernung von den Egyptiern entlehnt hatten; warum sie im Lande Canaan gegen die Bewohner desselben mit einer so unerhörten Grausamkeit verfuhren; warum ihr erster König Saul deßwegen den Zorn des höchsten Priesters erfuhr, daß er sich mit einem Tribut begnügte. Denn damals gab es nicht Kriege, wo um die politische Existenz gestritten ward, es gab nur einen Streit, um die physische, und wenn statt gänzlicher Vernichtung nur Sclaverei

eintrat, so war dieß eine Gnade, die mit dem vermeintlichen göttlichen Zorne bestraft wurde.

So natürlich einerseits alle diese Ideen bei den geretteten kleinen Stämmen des neuen Erdengeschlechts seyn mußten, so natürlich mußte es auch anderer Seits seyn, das Andenken an diese schrecklichen Begebenheiten für die Nachkommenschaft aufzubewahren, und der Gottheit, die die Macht hatte, den Erdball zu zertrümmern, und sie übte, und dennoch Einiger geschont hatte, die Gefühle des Dankes und der Freude über diese Rettung darzubrigen. Wir brauchen uns nicht auf die mosaische Urkunde zu berufen, die Noah einen Altar bauen und darauf opfern läßt, als er das feste Land betrat. Unser eigenes Herz möge uns sagen, was wir thun würden, wenn die Berge unter den Füssen unserer Freunde eingestürzt, die Thäler zu Meeren, große Ländermassen zu einzelnen Inselpuncten, und wir allein erhalten worden wären.

In diesem Betracht ist die Sündfluth die wichtigste Revolution gewesen, sie hat den Grundstein zu allen positiven Religionen, und zu den Ceremonien gelegt, die wir in allen Theilen der Erde wahrnehmen. Wohlverstanden: den Grundstein. Was Verstand und Gefühl, Sitte, Gewohnheit und Zufälle noch dazu gesetzt haben, ist so mannigfach, daß freilich das erstere leicht übersehen werden kann.

Es kann nämlich keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Idee des Dankes, die Ueberzeugung von Gott

besonders geliebt zu seyn, der Wunsch, das Andenken der schrecklichen Zerstörung, der so wunderbaren Erhaltung bei den Nachkommen zu erhalten, zwar allen den kleinen übrig gebliebenen Resten des Menschengeschlechts eigen seyn, daß sich aber auch in der Wahl der Mittel, die sie zur Erreichung dieses Zweckes anwendeten, eine gar große Verschiedenheit zeigen mußte.

Die Sittlichkeit des Menschen ward hier, wie bei andern Gelegenheiten, die Stifterin von Festen, in denen bildlich das Schrecklichste, was die Welt erfahren hatte, und ihre endliche Rettung, ihre neue Gestaltung dargestellt wurde.

Da das Vergangene einen Schluß auf das Zukünftige machen ließ, so erzeugte sich von selbst der Gedanke: Die Welt, die dem gänzlichen Untergange so nahe gewesen sey, könne ihn auch gar leicht in der That unvermuthet, aufs Neue erfahren. Man findet auch denselben bald in dieser, bald in jener Form ausgedrückt. Hebräer nahmen den dereinstigen Untergang der Welt durch Feuer an.

Da sich die in jener Revolution geretteten Menschen für ganz besonders von der Gottheit begünstigt ansahen, so war es ihnen natürlich wiederum zu verzeihen, wenn sie an den Gedanken einer künftigen Zerstörung den knüpften, daß diese Zerstörung folgen könne, wenn neue Laster und Verbrechen der Nachkommen die Gottheit etwa erzürnten.

Die mannigfachen Naturereignisse, die auch wohl unser Gemüth mit Zittern und Zagen erfüllen, und die sich in jenen früheren Zeiten, wie wir auch an Sodom und Gomora ersehen, und das von vielen ausgebrannten Vulcanen Palästina's jetzt schließen können, mußten dem einen wie dem andern Gedanken, eben so viel Wahrscheinliches, als Schreckendes geben; und wir sehen daher auch an mehreren Orten, wie die Propheten das abgöttische Volk der Hebräer, mit dem nahen Untergange der Welt eben so bedrohten, wie es bis zu unseren Zeiten öfter von andern geschehen ist.

Bei fast allen uncultivirten Völkern sieht man, daß ihnen Cometen, Sonnen- und Mondesfinsternisse, ein schreckliches Schauspiel sind. Wir lachen über den Drachen, von dem die Chinesen wähnen, er werde ihre Sonne verschlingen, und den sie mit Trommeln und Pfeifen verjagen wollen; allein des Ursprungs ihrer Angst, der Mittel der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, haben sie vergessen, und wir dürfen wohl nicht ohne Grund annehmen, daß sie und alle mit ihnen auf gleicher Stufe der Cultur stehenden Völkerschaften ursprünglich darin nichts sehen, als die Wiederkehr des alten Chaos, den Kampf der Elemente. Die Peruaner erklären geradezu, daß jede Sonnen- und Mondesfinsterniß, an die alten Finsternisse sie erinnere.

Während bei vielen Völkerresten der Gedanke einer vorzüglichen Begünstigung von Seite der Gottheit vorwaltete, und daraus eine Abneigung, ein Volkshaß gegen andere entstanden, wie wir ihn in unsern Tagen

nicht mehr kennen, mischte sich bei andern, vielleicht aus localen Ursachen, das Andenken der unglücklichen von den Fluthen Ersäuften, unter den Trümmern Begrabenen, vor Hunger rc. Umgekommenen, dazu.

Wir finden viele Feste bei älteren und neueren Völkern, die darauf Bezug hatten. Die Bachanalien der alten Griechen, ihre Orgyen, waren ursprünglich wohl nichts anderes, als die allegorische Darstellung der Lage jener Unglücklichen, die bei jener Revolution umgekommen, und dem Jammertode in Wäldern und Gebirgen zu entgehen, gesucht hatten. Gesetzt, diese Ansicht wäre unrichtig, so wissen wir desto bestimmter aus dem Plutarch und Lucian, daß noch zur Zeit des Sylla in Syrien und Athen, Leichenfeste gefeiert wurden, zum Andenken derer, die bei den Ueberschwemmungen Deucalions und des Ogyges ihren Tod gefunden hatten. In der großen Halbinsel dießseits des Ganges, betet man fast allgemein die Seelen der Vorfahren an, welche ehemals bei einer großen Wasserfluth umkamen.

Die Japaner haben ein Fest, wo ihre Schauspiele nur elende Hütten zur Scene haben, und sie zum Andenken des Elends ihrer Vorfahren, nur Muscheln essen. Selbst die Feste der Israeliten, die sie zum Andenken des erlittenen Ungemachs auf dem Wege von Egypten nach Canaan feierten, waren doch wohl nichts, als ein näher liegender Reflex jener früheren Ereignisse, deren Andenken jetzt mit dem des neuern Uebels zusammenfloß.

Mit einem Worte, die Gedächtnißfeier der großen Revolutionen der Erde, sind der Grundstein der Religion überhaupt, und die Art, wie die Ueberreste des Menschengeschlechtes diese Gedächtnißfeier veranstalteten, die Grundlage der verschiedenen, wozu dann noch die Zeit das Ihrige reichlich beitrug.

Der Gedanke einer künftigen Fortdauer, der den Menschen so natürlich ist, vereinte sich mit der Furcht einer möglichen, aufs Neue erfolgenden Weltzerstörung auf eine sehr einfache Art, dergestalt, daß diejenigen, die sich so wunderbar itzt gerettet sahen, und dieß einer vorzüglichen Gnade zuschrieben, in der sie bei der höchsten Gottheit standen, auch immerfort dem, was sie zum Andenken an die erlebten Revolutionen festsetzten, die Lehre zufügten, wenn einst die Welt — vielleicht wegen der Bosheit ihrer Bewohner — aufs Neue zertrümmert würde, dann würden die Guten und Frommen eben so gerettet, und zu einem noch schöneren Leben aufbewahrt werden, so wie sie es schon einmal waren.

Wahrscheinlich wurde das Bildliche dieser Ideen so dargestellt, daß wir die Wallfahrten der Athener in das Gebiet der Eleusis, der Japaner in die ferneren Provinzen recht wohl erklären können.

Je mehr jedoch die Weltzerstörung in das Dunkel zurücktrat, mit dem die Zeit allmählig jede Sache einhüllt, desto mehr schwand auch der ursprüngliche Sinn, der den Festen und allegorischen Anspielungen zum Grunde lag. Allmählig wurden sie nur Ceremonien, die die Menge

weder verstand noch begriff, und der eigentliche Sinn ward endlich ein Geheimniß der Priester und der Auserwählten, welche von ihnen, nach mancherlei Proben, in denen sie ihre Verschwiegenheit bewähren mußten, der Mittheilung gewürdigt wurden.

Dieses ist der Grund der bekannten eleusinischen Geheimnisse (Mysterien), jener des Ceres, des Osiris, der Isis, des Adonis, und wie sie sonst etwa geheißen haben. Ohne Zweifel war der todte, in der feierlichen Nacht erwachende Adonis, nichts als das Sinnbild der zerstörten Welt, welche wieder hergestellt war. Dieses Fest wurde mit geringen Abänderungen in Phönizien und Egypten, in Griechenland und Rom gefeiert.

Dem sinnlichen Menschen, dem, bei welchem die Einbildungskraft vorherrscht, ist jeder Tag in seinen verschiedenen Perioden ein Bild des zerstörten Erdballs. Wenigstens konnte er es in den Tagen seyn, wo die gemachte Erfahrung die erneuerte Zerstörung fürchten ließ.

Wir sehen, wie der Untergang der Sonne, wie die Finsternisse der Nacht, die alte Welt an die Finsternisse erinnerten, die damals den Erdball bedeckten, wie die Wiederkehr der freundlich scheinenden Sonne ihnen ein Bürge ihrer Erhaltung war. Aus gleicher Ursache wurden ihnen auch die periodischen Witterungsveränderungen, die Jahrszeiten, besonders in den Ländern wichtig, wo sie regelmäßig und mit bedeutenden Phänomenen eintreten.

So wenigstens kann man es sich leicht erklären, warum alle Feste der älteren Völker und der Orientalen, der Juden, noch jetzt, des Abends anfangen und mit dem Abend endigen; warum ihnen die Gegend des Morgens — des Sonnenaufgangs — so theuer ist; warum man die Todten mit dem Gesichte nach Morgen legt, und — hier und da — von dieser Gegend her den Weltrichter auf dem zerstörten Erdballe seinen Thron zu errichten glaubt; warum bei fast allen Nationen die Zahl Sieben eine so heilige Zahl ist, — in wiefern nämlich die ersteren den Wechsel des Mondes leichter beobachten und berechnen konnten, und dieser in viermal sieben Tagen ziemlich regelmäßig seine Periode durchläuft.

Warum endlich die Feste aller alten Völker so traurig anfingen und freudig endigten, wird ebenfalls einleuchten, wenn wir an den symbolischen Ideengang denken, zu Folge dessen die Zerstörung der Welt und dann die eintretende Erhaltung der neueren Welt dargestellt wurde.

Daß in der That der Sabbath der Hebräer ursprünglich nichts war, als ein Fest, das die Erhaltung der Welt feierte, die ihrem Untergange so nahe war, beweist nichts deutlicher, als das Wort Sabbath selbst, denn die Radix von Sabbath bedeutet Erneuerung, Wiederkunft, nämlich der Welt.

Fast bei allen Nationen existiren Traditionen von Kämpfen der Riesen mit den Göttern. Diese Idee von Riesen ist auch den Hebräern nicht ganz fremd. Im

Buche der Weisheit ist (Cap. XIV.) die Rede von Riesen, „die zur Zeit umgebracht wurden, als die, auf „welchen die Hoffnung der Welt beruhte, auf ein Schiff „sich retteten.“ Die Geretteten hielten sich für Günstlinge der Gottheit, die Umgekommenen waren ihnen Böse. Je mehr die Begebenheit in das Dunkel der Zeit zurück trat, desto natürlicher war der Gedanke, daß die Vernichtung dieser Bösen nicht ohne Kampf und Anstrengung von Seite der Letztern Statt gefunden habe. An Zusätzen und Abänderungen konnte es nicht fehlen.

Die Art, wie die verschiedenen Völkerstämme das Andenken an die Weltrevolutionen erhielten, wie sie es mit der Furcht, eine neue zu erleben, vereinten, hatte auf die Form ihrer Religionen und Staatsverfassungen wesentlichen Einfluß.

Die älteste Sprache.

Die Buchstabenschrift erscheint itzt ganz als ein System willkührlicher Zeichen für Leute, und die Hieroglyphenschrift, so weit sie aus Egypten und China historisch bekannt ist, malt sinnliche Anschauungen nach. So war es aber gewiß nicht von jeher; denn die älteste Menschheit ging weder von leerer Sinnenanschauung noch von willkührlichen Zeichen, sondern, wie alle noch auf uns gekommenen Symbole der Vorwelt verrathen, von Ideen und deren unmittelbarer Darstellung aus.

Die Ideen aber sind Weltansichten aus dem Standpuncte des Ganzen; unmittelbare Darstellung derselben ist daher auf zweifache Art möglich; einmal, indem sie genetisch aus ihrer Einheit entwickelt werden, wie eine Ahnentafel aus dem Stammvater. Dieses gibt, wenn die Ideen als Götter gedacht werden, eine Theogonie, oder wenn sie bloß als Successionsstufen gefaßt werden, ein Zahlensystem, in welchem jede Idee ihre Stelle und Zahl hat. Zweitens lassen sich die Ideen in ihren Verhältnissen zu einander darstellen durch Linienverhältnisse, also durch Figuren der Geometrie,

als die natürlichen Symbole. Dieß gibt ein Hieroglyphensystem, welches die Ideen nicht nach sinnlicher Anschauung abmalt, sondern nach ihren innern Verhältnissen construirt, eine Weltsymbolik.

Daß ehemals ein Zahlensystem nach der eben gegebenen Idee vorhanden gewesen seyn müsse, beweisen nicht nur die Ansichten, die das griechische Alterthum dem Pythagoras zuschreibt, sondern ein noch höheres Alterthum gibt auch davon Zeugniß, indem nämlich in den alten Sprachen (hebräisch, griechisch) die Buchstaben zugleich Zahlen sind, und bei den Rabbinen sich noch bis jetzt unter dem Namen der Kabbala eine geheime Deutung der heiligen Schriften erhalten hat, welche wesentlich darin besteht, die Buchstaben als Zahlen, die Worte also als Summen zu betrachten.

Von der Hieroglyphe in unserem Sinne zeugen noch alle alten Symbole, welche die Ideen durch Figuren nach construiren, z. B. das Weltall als Kreis u. s. w., und selbst die chinesische Schrift, wie sie nach der Umarbeitung des Confucius geworden, und itzt noch ist, hat einen symbolischen Theil, welcher die Ideen nicht äußerlich abmalt, sondern durch innere Verhältnisse der Linien andeutet.

Wir haben diese Ideen für unsere Leser aus einem Werke: Mathematische Philosophie, von J. J. Wagner, Erlangen bei Palm, aus, wo man sie wohl kaum suchen würde. Der Verfasser zeigt wirklich, und ganz evident, in der Arithmetik und Geometrie die älteste Sprache und Schrift, und erklärt auf seinem Wege, ohne historische Untersuchung, eine Menge Symbole

von welchen er sogar ein geordnetes Alphabet gibt. So zeigt er z. B. daß der Halbmesser, als Perpendikel genommen, die Zeit und überhaupt alles Männliche bezeichnet, die Horizontallinie dagegen den Raum, die Natur und alles Weibliche. Daraus erklärt sich dann das egyptische Tau (T) oder (⊥) als Begattung oder Vereinigung der Genitalien, als Isis und Osiris u. s. w. Auf ähnliche Weise werden Pyramiden und Obelisken erklärt, und das alte magische Symbol, zwei Dreiecke in einander (an einigen Orten in Teutschland das Zeichen der Bierwirthe), dem die Rosenkreuzer die Bedeutung Chaos geben, und das nach hebräischer Tradition auf dem Schilde Davids gestanden haben soll, wird hier als mater oder matrix rerum übersetzt. Zugleich sucht der Verfasser aus seinem Geiste die Pythagorische Mathematik wieder herzustellen, indem er für alle Zahlenprocesse und Linienverhältnisse eine klare Bedeutung im Geiste und in der Natur nachweist. Dabei redet der Verfasser nicht etwa nur von einzelnen Zahlen und Figuren, sondern umfaßt, in systematischer Entwickelung, die Arithmetik von den vier Rechnungsarten, bis zur Rechnung des Unendlichen; und die Geometrie von der ersten Linie, und den rechten Winkel bis zu den Kegelschnitten und höheren Curven.

Die Hieroglyphen.

Hieroglyphenschrift ist diejenige Schrift, die aus wirklichen Bildern besteht. Alle sichtbaren Gegenstände werden in der Hieroglyphenschrift durch eine Abbildung derselben dargestellt, und für die unsichtbaren Begriffe wählte man Symbole. Eine Hieroglyphenschrift ist also deutlich und undeutlich zugleich. Wenn man die Ewigkeit, wie es der Fall war, durch das Bild einer Schlange vorstellt, die ihren Schwanz verschlingt, so kann dieses Bild nicht ohne Erklärung verstanden werden. Man sieht das Deutliche vor sich, und doch ist sein Sinn ohne Erklärung undeutlich.

Die Geschichte bezeugt es, daß mehrere Völkerschaften ihre früheste Civilisirung durch den Gebrauch einer Hieroglyphenschrift beurkundet haben. So wie man es den Egyptiern nachrühmt, so sollen auch die Mexicaner eine solche Bezeichnung gehabt haben. So lange man bei sichtbaren Gegenständen verbleibt, ist die Hieroglyphenschrift freilich die natürlichste, die es nur geben kann. Hierüber führt der interessante chinesische Reisebeschreiber Barrow einige Beobachtungen an.

Während der Reise in China wurde er mit einem Artillerieofficier abgeschickt, um über die kleine Insel Callao an den Küsten von Cochinchina einige Beobachtungen anzustellen. Da sie Geflügel brauchten, so zeichneten sie eine Henne auf das Papier, und sogleich wur-

den sie (was sehr begreiflich ist), verstanden und befriedigt. Einer der Eingebornen errieth ihre Idee, und wollte sich aber noch besonders überzeugen, daß er keinem Mißverstand unterliege, er zeichnete also hinter der von den Engländern gezeichneten Henne noch ein Ey. Ein Zeichen mit dem Kopfe von Seiten der Engländer war hinreichend, um nun Geflügel in großer Menge zu erhalten.

Die Waldhottentoten oder Buschmänner auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, vielleicht die wildeste Menschenrace, die es auf der Welt gibt, haben es beständig im Gebrauche, auf die Wände ihrer Hütten verschiedene im Lande befindliche Thiere abzuzeichnen. Als Herr Barrow diese Gegenden besuchte, sah er diese Zeichnungen, und hielt sie für das Werk ihrer Muße; aber bald überzeugte er sich eines Andern. Bei Betrachtung mehrerer solcher Wohnungen fand er nicht nur Abbildungen solcher Thiere, sondern auch holländische Landleute, welche gewöhnlich auf die Buschmänner, wie auf wilde Thiere, Jagd machten. Diese holländischen Colonisten sind darauf in allerlei Stellungen und Lagen gezeichnet. Die einen haben Flinten in der Hand, die andern geben Feuer. Mitunter sieht man sie ohne Wagen, oder fahren, oder Halt machen, oder mitten unter ihren abgespannten grasenden Ochsen schlafen. Diese verschiedenen Zeichnungen haben durchgängig eine gewisse Anzahl Striche, die Kerben oder Einschnitten gleichen, hinter sich. Als sich Herr Barrow später dieser Sachen erinnerte, so fiel es ihm ein, daß diese Bilder eine Art Hieroglyphenschrift dieser Buschmänner seyen, wo-

durch sie einander von der Zahl ihrer Feinde, und den von daher drohenden Gefahren benachrichtigten. Die abgezeichneten Thiere sind im Ganzen diejenigen, die man an Ort und Stelle findet, wie diese Zeichnungen gemacht wurden.

Ein Volk, das wie diese Buschmänner von Jagd und Plünderung lebt, hat freilich solche Berichte nöthig. Aber bei der großen Wildheit und Rohheit dieser Leute ist es doch zu verwundern, daß sie auf eine solche Art Mittheilung verfallen sind.

Wenn wir uns recht erinnern, so führt Kraft in seinem Werke: von den Sitten der Wilden, ähnliche Beispiele von gewissen wilden Völkerschaften an, die seit den neueren Reisen der Weltumsegler bekannt wurden. Die Mittheilungen derselben beziehen sich ebenfalls auf Kriegsvorfälle, und die Zahl der getödteten Feinde wird durch eben so viele Menschenfiguren ohne Köpfe dargestellt.

Die Menschennatur erzeugt also allenthalben gleiche Producte, oder wenn man die Stufen der Hieroglyphen-, Zeichen- und Buchstabenschrift genau vergleicht, so kann man nicht ohne Erstaunen den Geist derjenigen Nation betrachten, die in der Buchstabenschrift zuerst die Töne und die Bedeutung der Sprache selbst fixirte, und somit das kostbare Mittel erfand, die Schriftsprache zur getreuen Darstellerin aller Begriffe, und damit zur Quelle aller Cultur zu machen.

Wahrscheinlich hat auch hier das Bedürfniß dieses Wunder gewirkt; die Phönizier, welche als Erfinder

der Schriftsprache angegeben werden, trieben bekanntlich großen Handel, und wer bedarf wohl mehr der Schriftsprache als die Handelsleute! —

Die Pfeilgeschoße.

Alle Nationen jeder Zeit bedienten sich einst des Bogens, sowohl um sich dadurch, vermöge der Jagd, Lebensmittel zu verschaffen, als auch um im Kriege ihre Feinde damit anzugreifen, oder sich gegen dieselben zu vertheidigen. Anfänglich wurde der Bogen aus dicken Baumästen und Zweigen, und nachher aus Rohr, Horn, und verschieden gearbeitetem Holze verfertigt. Der Gebrauch des Bogens war ebenfalls sehr verschieden, und bei den Aethiopiern und noch mehreren anderen Nationen äußerst seltsam; anstatt den Bogen, wie gewöhnlich, mit der linken Hand zu halten, thaten sie dieß mit dem Fuße. Bei der Elephantenjagd bedienten sie sich eigener, großer und starker Bögen, zu denen drei Personen erforderlich waren, von welchen zwei den Bogen mit den Füssen fest hielten, während die dritte ihn spannte und den Pfeil richtete.

Auch die Indianer spannten die Bogen mit dem Fuße, und trieben die Pfeile damit erstaunlich weit; das Nämliche fand, wie Xenophon berichtet, bei den Caduceern Statt, die sehr lange Bogen hatten, und ihre

Pfeile, die ebenfalls so lang waren, daß sie dieselben auch als Wurfspieße gebrauchten, mit solcher Gewalt abschoßen, daß sie durch die Schilde und Cuirasse ihrer Feinde drangen.

Ein Versuch, den vor nicht langer Zeit ein Engländer mit dieser Art den Bogen zu führen anstellte, zeigte, daß sie sehr zweckmäßig war; denn er schoß dadurch den Pfeil auf eine Weite von 20 Minuten. Er stellte sich dabei auf einen Schemmel, hielt den Bogen mit dem Fuße in der Mitte, und spannte die Sehne mit beiden Händen.

Einige Zeit nach der Erfindung des Bogens, verfeinerte man dieselbe dadurch, daß man sich vergifteter Pfeile bediente, indem man dieselben mit einer Flüßigkeit bestriech, welche das thierische Leben so plötzlich und gänzlich zerstörte, daß sogleich unmittelbar auf jede Wunde mit einem solchen Pfeile der Tod folgte.

In Europa (behauptet der Berichterstatter) gibt es keine mineralische oder vegetabilische Substanz, die, bei kleinen Portionen, plötzlich tödtet; in den anderen (südlichen) Welttheilen hingegen findet man mehrere, die diese Wirkung hervor bringen. Die Amerikaner haben es hierin so weit gebracht, daß sie, wenigstens ihrer Behauptung nach, die Flüßigkeit, worein die Pfeile getaucht werden, so zuzubereiten wissen, daß die Wunde entweder auf der Stelle oder erst nach einigen Tagen oder Wochen tödtlich wird.

Es scheint jedoch, daß der Gebrauch der vergifteten Pfeile im Kriege eben nicht sehr fürchterlich war, denn es ist nur ein Beispiel aus der Geschichte bekannt, wo

ihre Wirkung entscheidend war; dieß ist: als Vasco Nugues mit 300 Mann ein Corps Indianer angriff, die alle zusammen ihre vergifteten Pfeile plötzlich abschoßen, und damit 117 Mann auf der Stelle tödteten.

Die Einwohner des Morgenlandes und mehrere Völker in Amerika bedienen sich gegenwärtig der vergifteten Pfeile nur noch gegen die wilden Thiere, und haben dabei eine ganz eigene Gattung. Der Pfeil ist nämlich ein dünnes Stäbchen von dürrem Holze, das am Ende vergiftet und sehr leicht ist. Es wird durch ein Blasrohr geblasen, und verursachet, ungeachtet es nicht tief eindringen kann, doch eine tödtliche Wunde.

In dem Mittelalter waren besonders die englischen Bogenschützen berühmt. In einer Schlacht gegen die Schotten im Jahre 1402, gebrauchten sie diese Waffe mit so vieler Geschicklichkeit, daß ihre Pfeile durch die Helme und Cuirasse drangen, wodurch es ihnen gelang, die schwer Bewaffneten in die Flucht zu schlagen, oder vielmehr zu jagen *). In dem bei Azincourt 1414 über die Franzosen erfochtenen Siege, entschieden auch die englischen Bogenschützen durch die schreckliche Niederlage, die sie unter der französischen Cavallerie anrichteten. Dieß war aber auch die letzte Schlacht, wo der Bogen entscheidend wirkte, und nachher wurde

*) Die Benennung Schlacht (vom Schlagen abgeleitet), paßt nicht mehr auf unsere Art Krieg zu führen, bei welcher man sich aus der Ferne tödtet. Auch von Schlachten abgeleitet, ist diese Benennung nicht mehr anwendbar, denn es werden immer Mehrere verwundet, als getödtet, geschlachtet.

diese Kunst mehr zur Belustigung getrieben. Die Erfindung des Schießpulvers hat in unserer Kriegskunst eine gewaltige Revolution bewirkt. Die Musketen vertreten nun wirksamer die Stelle der Bogen, und vielleicht gewinnen einst die congreveschen Raketen ebenfalls Schlachten.

Der Wein.

Es gibt wenige Naturproducte, die der Mensch sich als Nahrungsmittel zueignet, die er nicht auch durch verschiedene Zubereitungen von ihrem ursprünglichen Zustande entfernte. Mehl, Fleisch, Feldfrüchte, alles bringt er erst in einen Anfang von Gährung, ehe es ihm zur Nahrung dienen kann; und auch den Gegenständen des Luxus, oder des Geschmackes, wie der Tabak und die Parfümerien, theilt erst die Kunst besondere Eigenschaften mit.

Vorzüglich hat der Mensch in Bereitung seiner Getränke sich erfinderisch gezeigt; Wasser und Milch ausgenommen, sind alle Getränke sein Werk.

Die Natur bildet niemals geistige Getränke, sie läßt die Traube am Stocke faulen, indeß die Kunst aus dem Safte der Traube ein angenehmes, stärkendes und nährendes Getränk bildet, das man Wein nennt.

Es ist schwer, genau die Zeit zu bestimmen, wo die Menschen anfingen, Wein zu machen. Diese köstliche Erfindung scheint sich in der Nacht der Vorzeit zu verlieren; und die Erfindung des Weines ist in Fabeln gehüllt, wie die Entdeckung aller Befriedigungsmittel von allgemeinen Bedürfnissen. Athenäus sagt, daß Orest, der Sohn des Deucalion, in Aetna regiert und daselbst die Rebe gepflanzt habe; die Geschichtschreiber halten Noah für den ersten, der in Illyrien Wein gemacht habe; Saturn soll in Creta, Bachus in Indien, Osyris in Egypten, und der König Gerion in Spanien den ersten Wein bereitet haben.

Der Dichter, der Alles von der Gottheit ableitet, erzählt, daß nach der Sündfluth Gott dem Menschen den Wein gegeben habe, um ihn in seinem Elend zu trösten. Er sagt:

Omnia vastatis ergo cum cerneret arvis
Desolata Deus, nobis felicia vini
Dona dedit, tristes hominum quo munere fovit
Reliquias, mundi solatus vite ruinam.

Proed. rust.

Schauend die wüsten Gefilde, das weit verbreitete Elend
Hat ein Gott uns verliehen des Weines köstliche Gabe,
Daß der traurige Rest der Sterblichen deß sich erfreue,
Für die Verwüstung der Erde gab er zum Ersatz uns die Rebe.

Nicht nur die ältesten Schriftsteller bezeugen, daß der Wein ihnen bekannt war, sie hatten sogar auch richtige Begriffe von seinen verschiedenen Eigenschaften, Wirkungen und Zubereitungen; die Götter der Fabel liebten den Nectar und Ambrosia. Dioscorides

spricht von einem Coecubum dulce, Surrentinum austerum &c. Plinius beschreibt zweierlei Weine von Alba, einen süßen und einen bittern. Nach dem Athenäus gab es auch zwei Sorten Falerner.

Auch die moussirenden Weine kannten die Alten:

— — — Jlle impiger hausit
Spumantem pateram — — —

— — — den schäumenden Becher
Leert er rasch — — —

sagt Virgil. Liest man, was die Geschichtschreiber uns vom Ursprunge der Weine, welche die alten Römer hatten, erzählen, so wird es zweifelhaft, ob ihre Nachfolger die Kenntnisse in diesem Fache noch vermehrt haben. Sie zogen ihre besten Weine aus Campanien (der jetzigen Terra di lavoro) in dem Königreiche Neapel. Der Falerner Wein und der Massicus kamen von den Weinbergen auf den Hügeln des Mondragone, an dessen Fuß der Gorigliano, ehemals Iris, fließt. Die Weine von Amelia und Fondi wuchsen bei Gaeta, die Traube von Suessa wuchs am Meere ꝛc. Aber ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit von Weinen, die der italienische Boden hervorbrachte, suchte doch der römische Luxus bald die asiatischen Weine auf, und die köstlichen Weine von Chios, Lesbos, Ephesus, Cos, und Clazomene bedeckten früh die römischen Tafeln.

Die ersten Geschichtschreiber, aus denen wir einige Thatsachen über die Fabrikation des Weines schöpfen können, lassen nicht zweifeln, daß die Griechen es in der Kunst, den Wein zu bereiten, zu behandeln und zu erhalten, sehr weit gebracht haben. Sie unterschieden

schon ein Protopon (ersten Saft) und Deuterion (zweiten Saft), wovon der erste vor dem Keltern, der zweite während des Kelterns aus der Traube fließt. Die Römer bezeichneten nachher diese beiden Sorten durch die Benennungen: Vinum primarium, und vinum secundarium. Liest man mit Aufmerksamkeit, was Aristoteles und Galenus von den zu ihrer Zeit berühmtesten Weinen melden, so wird man sehr geneigt zu glauben, daß die Alten die Kunst, den Wein einzudicken, um ihn lange aufzubewahren, schon verstanden.

Aristoteles sagt ausdrücklich, daß die arcadischen Weine in den Schläuchen so eintrockneten, daß man sie abkratzen und mit Wasser verdünnen mußte, um sie trinkbar zu machen. Plinius erzählt von hundertjährigen Weinen, die so dick wie Honig geworden waren, und die man erst mit warmem Wasser verdünnen und durch Leinwand filtriren mußte, um sie trinkbar zu machen. Dieß nannte man Saccatio vinorum. Martial gibt den Rath:

Turbita sollicito transmittere Coecuba sacco.

Sorgsam den Cöcuberwein, den trüben, durchs Filtrum zu schlagen.

Die Alten scheinen auch den Most eingekocht und verdickt zu haben; sie unterschieden dreierlei Arten gekochter Weine: Vinum passum, defrutum, und Sapa. Den ersten machte man aus an der Sonne getrockneten Trauben (wie unsern Ausbruch); den zweiten erhielt man, wenn man den Most bis zur Hälfte einkochte; und den dritten, wenn man die Einkochung so weit trieb, daß nur noch ein Drittheil oder Viertheil des

Mostes übrig blieb. Plinius und Dioscorides beschreiben diese Operationen ganz genau. Galenus spricht von einigen asiatischen Weinen, die man in großen Bouteillen im Kamin aufhängte, und die dadurch die Festigkeit des Salzes (Traubenzucker) erhielten. Diese Operation hieß Fumarium. Wahrscheinlich waren es solche Weine, welche die Alten im obersten und mittäglichen Theile ihrer Häuser aufbewahrten. Diese Orte hießen: Horreum vinarium, apotheca vinaria. Diese Thatsachen betreffen aber bloß süße dicke, und wenig gegohrene Weine, oder unveränderte eingedückte Traubensäfte, die eher Extracte als Weine heißen könnten.

Die Alten bereiteten aber auch leichte Weine, die man sogleich trank: Quale in Italia, quod Gauranum vocant et Albanum, et quae in Sabinis et in Tuscis nascuntur. Sie betrachteten den neuen Wein als erhitzt im ersten Grade; der älteste galt als für den meist erhitzten. Jede Gattung von Wein hatte ihre bestimmte Zeit, vor deren Ablauf sie nicht getrunken wurde. Dioscorides nennt das siebente Jahr als eine mittlere Zeit zum Gebrauche des Weines. Galenus und Athenäus melden, daß der Falerner Wein weder vor dem zehnten noch dem zwanzigsten Jahre getrunken wurde. Die Albaner Weine mußten 20 Jahre alt seyn, der Surrentiner 25 ꝛc. Makrobius erzählt, daß Cicero bei dem Damusipp mit vierzigjährigem Falerner bewirthet worden wäre, den er mit den Worten: Bene aetatem fert (sein Alter bekömmt ihn gut), gelobt hätte. Plinius er-

zählt von einem mehr als 160 Jahre alten Wein, den Caligula auf seiner Tafel gehabt habe.

Wenn die Alten ihre Weine so sorgfältig behandelten, und so alt werden ließen, so mußten sie freilich treffliche Weine haben. Wenn nun schon bei den italiänischen durch das Clima ohnehin mehr begünstigten Weinen ein solches Alter erforderlich schien, um wie viel mehr wäre es zu wünschen, daß man den saueren Oesterreichern die erforderliche Zeit ließe, ihren Weinstein abzusetzen, und ihr Wasser vertrocknen zu lassen.

Der Wein wird noch heut zu Tage in Italien in Schläuchen von Thierfellen transportirt, und auch wohl aufbewahrt.

Die Kunst, welche manche Weinwirthe ohne Studium der alten Classiker, instinktmäßig ausüben, den Wein mit Beimischung eines Theiles Wasser zu temperiren, war bei den Römern gebräuchlich, und wie wir gesehen haben, bei dicken Weinen erforderlich; dieß nannten sie Vinum delectum. Plinius spricht von einem Weine, der, nach Homer, 20 Theile Wasser vertrug. (Bei uns verträgt mancher Wein kaum den 20ten Theil Wasser). Auch wissen wir von eben diesem Geschichtschreiber, daß man zu seiner Zeit so geistige Weine kannte, daß man sie nicht trinken konnte, Nisi pervincerentur aqua, attenuarentur aqua calida.

Man sieht wohl, daß die Römer in der Kunst zu trinken noch wahre Neulinge waren. Sie konnten einen alten geistigen Wein nicht trinken. Wir haben es schon bis zu dem heftigsten stärksten Branntwein und Rum gebracht.

Dagegen besitzen wir andere Verbesserungsarten der Weine, unter welchen sich jene mit Zucker, der vor der Gährung zugesetzt wird, als vorzüglich wirksam beweiset. Chaptal beschreibt diese Verfahrungsart in dem Werke über den Weinbau, das er mit Rozier und Parmentier heraus gab. In diesem Werke werden die damit angestellten Versuche und Erfahrungen angeführt: „Diese Erfahrungen" (sagt Chaptal), „scheinen mir „augenscheinlich zu beweisen, daß das beste Mittel, den „Fehler der Unreife der Trauben zu verbessern, darin „liege, daß man den Wink der Natur befolgt, nämlich „dem Moste so viel Zuckerstoff beimische, als sie ihm „selbst zu geben nicht im Stande war. Dieses Mittel „ist in der Anwendung um so leichter, als nicht nur „(selbst der gemeinste) Zucker, sondern auch der Honig, „der Zuckersatz (melasse), gewöhnlich Zuckersyrup ge„nannt, oder jede andere zuckerhältige Materie vom „schlechtesten Preise, den nämlichen Dienst leistet."

Bei den itzigen niedern Preisen dieser gemeinen Zuckersorten würde die Anwendung derselben zur Verbesserung der sauern Weinsorten gewiß, und um so mehr nützlich seyn, da die Weine dadurch nicht nur weniger sauer, sondern auch geistiger werden, indem der Weingeist sich allein aus dem Zuckerstoff der Trauben, Früchte 2c. bildet.

Will man bloß die Säure beseitigen, so kann man sich dazu der Kalkerden (Kreide 2c.) bedienen, womit Weber gelungene Versuche gemacht hat. Am vortheilhaftesten sind gebrannte (calcinirte) Austerschaalen, die nicht nur die Säure abscheiden, sondern auch dem

Wein einen Muscateller Geruch beibringen. Bei der Anwendung der Kalkerden mußte Weber (vor der Gährung) Weingeist zusetzen.

Eine andere Art der neueren Weinbereitungsverbesserungen ist jene des Herrn Sömmering. Nach dessen Anweisung, die sich auf gelungene Versuche gründet, füllt man Wein nicht voll in Flaschen, verbindet die Oeffnung mit einer benetzten Schweins- oder Ochsenblase, und läßt sie in einem Zimmer oder andern beliebigen Orte stehen. Das Wasser verflüchtigt sich nach und nach, die geistigen Theile bleiben. Sömmering ließ den Wein bis auf die Hälfte eintrocknen, und fand, daß er dunkler, klarer, stärker, der Geruch angenehmer, der Geschmack feuriger und gewürzhafter war. Blasen und Thierhäute haben Verwandtschaft zum Wasser und lassen es durch, aber nicht zum Weingeist, der also zurückbleibt.

Welch einen wichtigen Vortheil gewährt diese, so wenig kostbare und bequeme Behandlung, besonders für Partheien, die keinen Keller besitzen, wie dieß besonders in Wien, Prag und andern großen Städten der Fall ist; so wie für jene, die sich nicht Wein im Großen anschaffen können, daher ihren Wein, gut oder schlecht, aus der nächsten Schenke nehmen müssen; aber auch Kellerbesitzer und besonders Jene, welche viel Wein in Bouteillen aufbewahren, ist dieß ein großer Vortheil, denn sie ersparen die Mühe des Zupfropfens, die Pfropfe und ihr Wein kann nicht verderben, sondern muß nur besser werden.

Die kürzeste Veredlungs- und Verbesserungsart der Weine ist, sie frieren zu lassen; das Gefrorne (Wasser) wird abgesondert, und der verbesserte Wein aus der Mitte abgelassen.

Dem Weine werden häufig fremde Substanzen verschiedener Art geflissentlich beigemischt, um theuere Weine nachzukünsteln, und solche, die leicht umschlagen, haltbarer und besser scheinen zu machen. Größtentheils sind aber diese angeblichen Verbesserungen schädlich. Wir glauben daher etwas Nützliches und Nothwendiges zu thun, wenn wir selbe hier aufzählen, und die leider! zu wenig bekannten Mittel angeben, wie solche Verfälschungen entdeckt werden können.

Zu den allerschädlichsten Verfälschungen gehört der Zusatz von Bleiglätte oder Bleizucker.

Das Blei und seine verschiedenen Zubereitungen wirken wie schleichende Gifte auf den menschlichen Körper, und die Folgen, welche der öftere Genuß eines durch jene Zusätze vergifteten Weines verursacht, sind Krämpfe und Verengerung der Därme, hartnäckige Verstopfung des Leibes, mit den heftigsten Schmerzen begleitet (die sogenannte Bleicolik), Gliederreißen, Lähmungen und langwierige Auszehrung. Dieses Gift ist um so gefährlicher, da es nicht wie andere seine Wirkungen sogleich und so äußert, daß die Ursachen derselben auf der Stelle erkannt werden können. Man kann also behaupten, daß sich das gefährlichste Gift in (einigen) Wirthskellern befindet.

Die Alten scheinen nichts von dieser Verfälschung geahnet, noch weniger ihre traurigen Wirkungen er-

kannt zu haben. So sehr waren sie von dieser Vorstellung entfernt, daß Columella (de re rust. l. XII. c. 19) den Rath gibt, den Most in bleiernen Kesseln zu kochen. Lange scheint man diese schädlichen Künste insgeheim geübt zu haben, ohne daß jemand, die Weinverfälscher selbst vielleicht ausgenommen, die dadurch veranlaßten Krankheiten ihrer wahren Ursache zuschrieb.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts kam man der Sache zuerst auf die Spur. Damals wurde im Würtembergischen und in andern Gegenden eine mit den obgedachten Zufällen begleitete Krankheit sehr gemein, welche der gemeine Mann, da man ihren Zusammenhang mit dem Weintrinken einzusehen anfing, die Weinkrankheit nannte *). Bei näherer Untersuchung fand sichs, daß der Grund des Uebels die Verfälschung der Weine mit Bleiglätte (Silberglätte) war, und nun erfolgte im Jahre 1697 die Würtembergische Verordnung, in welcher dieser Frevel aufs Strengste untersagt, und Mittel, eine solche Weinverfälschung zu entdecken, bekannt gemacht wurden. Ihr folgten bald, und zu wiederholtenmalen, in und außer Teutschland mehrere obrigkeitliche Verordnungen über eben diesen Gegenstand nach.

Diese so gefährliche, erst durch ihre Folgen, und mehrentheils wenn es schon zu spät ist, erkennbare

*) E. Hockel's Beschreibung des durch Silberglätte versüßten sauern Weines, und der daher von 1694 bis 1696 entstandenen vormals unerhörten Weinkrankheit. Ulm 1697. 8.

Vergiftung verdient um so mehr die strengste Ahndung, da dadurch nicht ein, sondern viele Menschen vergiftet und langsam gemordet werden.

Um nun zu entdecken, ob und mit welchen fremden Stoffen ein Wein vermischt oder verfälscht sey, kann man sich der chemischen Untersuchung, entweder mittelst Anwendung des Feuers, oder durch die sogenannten Scheidungsmittel (Reagentia), bedienen. Erstere Untersuchungsart gibt zwar in Ansehung des Gehalts an Blei, Eisen, Kupfer ꝛc. sichere Resultate, aber sie ist nicht überall anwendbar, und auch beschwerlich, weil man, da des schädlichen Metalls ungemein wenig ist, sehr beträchtliche Quantitäten Wein dazu nehmen muß, und die Arbeit langsam von Statten gehet. Zu dem liegt wenig daran zu wissen, wie viel ein Wein solcher schädlicher Ingredienzien enthalte, und es ist hinreichend sich zu überzeugen, daß er solche enthalte.

Leichter und kürzer, und bei gehörigem Verfahren nicht weniger zuverlässig, ist: die Prüfung verdächtiger Weine durch Scheidungsmittel (Reagentia). Mit diesem Namen bezeichnet man überhaupt solche Substanzen, welche die Fähigkeit besitzen, die Bestandtheile gewisser Mischungen, zu welchen sie gesetzt werden, von einander zu trennen, und in kenntlicher Gestalt darzustellen: vorzüglich aber solche Substanzen, welche diese Wirkung bei flüssigen Mischungen äußern. Diejenigen, deren man sich zur Untersuchung des Weines bedienen kann, sind vornämlich Folgende:

1.) Das zerflossene Weinsteinsalz (Oleum tartari per deliquium). Wenn man zu einem

rothen Weine, welcher Alaun enthält, nachdem derselbe, um die nöthige Durchsichtigkeit zu erhalten, mit etwas Wasser verdünnt worden ist, dergleichen Salz tröpfelt, so wird der vorhin klare rothe Wein trübe und graublau, und macht, wenn man ihn stehen läßt, einen weißgrauen Bodensatz.

2.) Die Auflösung der Schwererde (Terra ponderosa acetata). Diese Auflösung ist ganz wasserhell; schüttet man aber einige Tropfen davon in stark geschwefelten Wein, so wird derselbe alsobald trübe, und macht einen schweren weißen Bodensatz.

3.) Der Phosphor. Legt man ein Stückchen von diesem in kupferhaltigen Wein, so überzieht er sich in kurzer Zeit mit einer braunrothen Rinde, welche wie Kupfer glänzt.

4.) Die Zuckersäure (Sal acetosela, auch Sauerkleesalz genannt). Thut man von dieser nur ein kleines Stückchen zu einem Weine, welcher Kalk enthält, so wird derselbe sogleich weißliche Streifen oder Wolken zeigen, und einen dünnen Bodensatz von ähnlicher Farbe machen.

5.) Der ätzende (caustische) Salmiakgeist. (Spiritus salis amoniaci caust.). Gießt man einige Tropfen von diesem zu einem Weine, welcher ätzendes Sublimat enthält, so schlägt sich ein gelber Bodensatz nieder.

6.) Die Auflösung des Kupfers in caustischem Salmiakgeist. Diese hochblaue Flüssigkeit wird, wenn man von einem mit Arsenik

vermischten Weine dazu gießt, grünlich, und macht einen schmutzig gelbgrünen Bodensatz, welcher getrocknet, und auf glühende Kohlen gestreut, einen nach Knoblauch stinkenden Dampf gibt.

7.) Kalkwasser. Gießt man von diesem etwas zu Wein, welcher ätzendes Sublimat enthält, so entsteht ein pomeranzenfärbiger Niederschlag.

8.) Stahl. Wird ein polirtes Stahlblech in dem Weine, worein man es gelegt hat, kupferroth, so enthält der Wein Kupfer.

9.) Galläpfeltinctur. Gießt man einige Tropfen dieser Tinctur zum Weine, und derselbe wird schwarz davon, so enthält er Eisen *).

Hier kömmt aber zu bemerken, daß das Eisen in geringer Menge nicht schädlich ist, sondern oft als Heilmittel angewendet wird. Die sogenannte Bestuschefsche Nerventinctur, die einst ein Geheimniß war, und das Fläschchen mit einem Louisd'or bezahlt wurde, ist jetzt in den Apotheken unter der Benennung: Tinctura anodina martialis, zu finden. Sie wird aus Eisen bereitet. Mehrere unsere Gesundheitsbrunnen enthalten Eisen, besonders der Rohitscher.

10.) Die Würtembergische Weinprobe. Sie heißt deßwegen die Würtembergische, weil sie in diesem Lande zuerst, wo nicht erfunden, doch zur Prüfung des Weines angewendet, und durch

*) N. S. churfürstl. sächsische Verordnung wegen Verfälschung der Weine. 1787.

landesherrliche Verordnung vorgeschrieben worden ist. Wenn man nämlich etwa 30 Tropfen dieser Flüssigkeit zu einem Spitzglas Wein thut, so entsteht oft, wenn dieser rein und unverfälscht ist, bloß ein leichter gelber Niederschlag; enthält aber der Wein Blei, so wird er braun oder schwarz, und macht einen eben so gefärbten Niederschlag. Diese Erscheinung zeigt sich aber auch, wenn der Wein zufällig Eisen oder Kupfer enthält; diese Erscheinung beweiset nun eben nicht die Anwesenheit des Bleies, sondern überhaupt metallischer Zusätze. Um nun das eigentliche in dem Weine enthaltene Metall zu bestimmen, muß man zu den übrigen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wenn es uns nicht genüget, bloß zu wissen, daß der Wein verfälscht ist.

11.) Das blausaure Cali (vorhin Alcali phlogisticatum S. lixivum sanguinis, aus der Blutlauge bereitet). Die Auflösung im Wasser dieses Cali, oder die Blutlauge, welche auch aus dem Berlinerblau erhalten werden kann, hat die Eigenschaft, fast alle Metalle aus den Flüssigkeiten, worin sie aufgelöst sind, in Gestalt verschiedentlich gefärbter Bodensätze niederzuschlagen; nämlich das Eisen blau, das Kupfer braunroth, das Blei (je nachdem es mehr oder weniger rein ist) grünlich, röthlich oder hellweiß, den Arsenik und das Quecksilber aber weiß. Sie ist also ein bequemes Mittel, um bei einem Weine, welchen die gemeine Weinprobe schwarz gefärbt hat, zu entdecken, ob

dieser Niederschlag Eisen, Kupfer oder ein anderes Metall sey.

12.) Die Hahnemannische Weinprobe (Aqua hepatica acidulata) *). Diese Flüssigkeit verändert den Wein, wozu man sie tröpfelt, gar nicht, wenn derselbe entweder ganz rein ist, oder nur einen unschädlichen Eisengehalt hat; hingegen färbt sie ihn, wenn er ein schädliches Metall, besonders Blei oder Kupfer enthält, augenblicklich schwarz oder braun, und schlägt einen eben so gefärbten Bodensatz nieder.

13.) Die Schwefelsäure (Vitriolöhl). Wenn aus einem Weine, zu welchem man etwas von dieser Säure gießt, plötzlich ein weißer, schwerer Niederschlag zu Boden fällt, welcher auf glühende Kohlen geworfen, nicht verfliegt, so ist das ein Beweis, daß dieser Wein Blei enthalte.

Zu den Verfälschungen des Weines gehört auch das Schwefeln, indem die Weinfässer vor dem Füllen, und auch öfter, wenn sie zum Theile geleert werden, mit dem Dampfe von angezündetem aus Schwefel bereiteten sogenannten Einschlag ausgeräuchert werden. Dieses geschieht, um die Weine haltbarer zu machen, und ihnen eine höhere Farbe zu geben.

Mäßiges Schwefeln ist unschädlich. Nur das Uebermaß ist der Gesundheit nachtheilig. Uebrigens ist

---

*) Diese Prüfungsart hat Herr Dr. Hahnemann in Leipzig zuerst angegeben. M. s. Crell's Chem. Annalen. 1788. 4. St. u. Anzeig. d. M. 1790. S. 80.

diese Art der Weinverfälschung diejenige, welche, wenigstens in Teutschland die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten und Gesetzgeber zuerst auf sich gezogen hat.

In den Reichsabschieden von Rotenburg an der Tauber im Jahre 1487, von Lindau 1497, und von Freiburg in Breisgau 1498 wurde die Quantität des zum Aufbrennen des Weines gestatteten Schwefels gesetzlich bestimmt, und denjenigen, welche dieses Maß überschreiten würden, Strafe angekündigt *).

Zu einem Wein, den man in Verdacht hat, daß er überschwefelt sey, gießt man etwas von der Auflösung der Schwererde in Weinessig. (S. 2.)

Der Magnetstein

stand schon in der ältesten Geschichte, sobald man ihn von den andern Erzen zu unterscheiden anfing, und seinen Eisenzug bemerkte, unter den alten Magiern, bei den Chaldäern, Egyptiern und Hebräern in großem

*) Imman Weber. Comment. jurid. de crimine adullerationis vinorum. Erf. et Lips. 1751. Uebrigens ist das älteste Verbot der Weinverfälschung in Teutschland vom Jahre 1475. M. s. Datt de pace, imperii public. L. V. Ulm. 1693. Fol. 632. In Holland gab schon Wilhelm Graf von Hennegau, Zeeland und Holland im Jahre 1327 eine Verordnung über diesen wichtigen Gegenstand.

Ansehen; die griechischen, lateinischen und arabischen Aerzte erwähnen seiner mit Ehrfurcht. In Indien bedienten sich viele Völker desselben, und in China, wo man denselben häufig findet, wird er vorzüglich in der Arzneikunst gebraucht. Ein gewisses altes Vorurtheil kehrte jedoch seine heilenden Wirkungspole gerade um, indem eine uralte Meinung behauptete, der Dampf von dem auf glühende Kohlen geworfenen Magneten verwirre den Kopf, und mache gedankenlos. Diebe wollten damit die Schlafenden betäubt haben. Die Wunden von einem magnetisirten Eisen sollten vergiftet seyn; eine Fabel, die selbst Plinius weiter ausgebrütet hat.

Gilbert glaubte, daß einige Arten des Magnets, durch ihre bösartige Ausdünstung, den Kopf einnehmen, und innerlich eingenommen, durch eine ätzende Schärfe dem Magen schaden könnten. Doch man wusch ihn, und dann hielt man ihn für ein sehr heilsames Mittel. Seine bewundernswürdige Kraft, Eisen an sich zu ziehen, machte ihn zum Vater aller Attractionen; er spielte in den Zeiten des Aberglaubens, bei den Liebeszaubereien und in der Magie eine große Rolle; Jünglinge und schlaffe Greise wurden damals wie jetzt, durch Gnisengwurzel in der Liebe Athleten; er belebte die eheliche Zärtlichkeit von Neuem; er söhnte uneinige Eheleute wieder aus. Noch mehr, er entdeckte das Vergehen der untreuen Bräute, und Ehebrecherinnen wurden blaß, wenn man sie auf die Magnetprobe stellte. Sonderlich hielten die Juden deßhalb viel auf ihn.

In allen Zauberkünsten der Liebe hatte der weiße Magnet den Vorzug vor den übrigen Magneten. Der-

gleichen klebet an den Lippen und hängt sich an die Zunge. Man nannte ihn daher Fleischmagnet *). Er zog den Schönen alle ihre Geheimnisse durch die Lippen herauf. (Jetzt würde eine irdene [sogenannte Köllnische] Tabakspfeife, wenn sie das Vorurtheil ehrwürdig machen wollte, eben die Wunder thun, und das Rauchen würde unfehlbar die Beichte vollständig machen.)

Durch ihn konnte sich ein Geschlecht bei dem andern beliebt machen; wer ihn in der Tasche bei sich trug, erwarb sich Hochachtung, und er bewirkte auch Eintracht. Man bekam durch ihn Muth, man ward beredt (war also Soldaten und Predigern sehr nützlich), und er beschützte die Frauen gegen böse Geister, gegen Zaubereien, und gegen üble Laune. Nach dem Albertus Magnus spannte er die Einbildungskraft (ein köstliches Mittel für die Dichter), und entzückte durch phantastische Bilder, sonderlich wenn er mit symbolischen Characteren bezeichnet war. Das Zeichen der Venus eingegraben, flößte, in der Hand der Astrologen, Liebe ein, und man setzte sich bei den Großen dadurch in Gunst. Ein indianischer König ließ seine Speisen in Gefäßen von Magnet kochen, um seine jugendliche Mannbarkeit wieder rege zu machen. Andere glaubten ihre Herzhaftigkeit in der Schlacht damit zu stählen.

Auch die Alchimisten sudelten im Magnete. Galen rühmt ihn als Purgirmittel in der Wassersucht. Dioscorides gab ihn zu drei Gran ein, um die dicken Säfte der melancholischen Personen abzuführen. Sein

*) Dieß thut jede reine Thonerde.

Pulver streute man in die Wunden, wenn es nämlich der weiße war, und es heilte auch vergiftete Wunden. Paracelsus digerirte ihn mit Eisenfeilspänen in der Asche von gewissen Pflanzen, um nachher durch Weingeist das Magnetmanna herauszuziehen. Gekocht und gebraten haben ihn die Goldmacher.

In den neueren Zeiten bediente man sich des Magnets, kleine Eisensplitter aus dem Auge und anderen empfindlichen Theilen des Körpers herauszuziehen. Die alten egyptischen Priester, diese Stammväter der Arzneikunst, heilten durch magnetische Amulete; und schon Aetius sagt, daß ein angelegter Magnet Krämpfe stille. In der Hand oder am Halse heilte er die Gicht der Gelenke und Kopfschmerzen.

Die Alten nannten ihn Adamas, vom hebräischen Worte Adam, rothe Erde; daher entstand sein französischer Name Aimant. Vielleicht wurden die alten Teutschen, welche sahen, daß der Magnet alle Verdienste an sich ziehe, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Magen, der sogar Häuser an sich zieht und verzehrt, bewogen, ihn Magnet zu benennen; oder man nannte ihn Anfangs wohl gar Magen, denn Eten (Essen) war bei unseren Vorfahren ein Hauptgeschäft, so wie es bei Manchen noch ist.

Schon Paracelsus machte in den Nervenkrankheiten von den beiden Polen Gebrauch, denn er erwähnt des Bauches und Rücken des Magneten. Er glaubte, das eine Ende zöge an, das andere stieße zurück; er ließ also das eine Ende, den allzuheftigen Antrieb der Säfte nach einem Orte hin abzuhalten, auf-

legen, der anziehende Pol aber mußte die aufrührischen Säfte wieder nach Hause weisen. Doch sah er dieß nur als eine Paliabircur an. Helmont wollte damit die Brüche zurücktreiben. So konnte die anziehende Seite gegen die Lenden gekehrt, und die zurückstossende gegen die Schenkel, eine frühzeitige Geburt verhindern; umgekehrt sollte er in Erleichterung der Geburt Wunder thun. Man konnte damals nicht allgemeine Versuche machen, weil man nur große Magnete, wenn sie wirksam seyn sollten, haben mußte, und diese waren eine Seltenheit.

Endlich erfand in den neueren Zeiten die Experimentalphysik, in den Händen Knigth's, Michell's und Canton's in England, und Du Hamel's in Frankreich, das Mittel, die Natur durch die Kunst zu übertreffen: Man erfand künstliche Magnete. Schon zu Borel's Zeiten, 1656, heilte man Zahnweh mit den Magneten. Seit 1756 wandte zu Göttingen Klärich die Stahlmagnete bei diesen Schmerzen mit gutem Erfolge an, und viele Gelehrte wiederholten diesen Versuch mit gleichem Erfolge. Man legte auch in anderen Fällen den Magnet täglich dreimal an, und Gliederschmerz, Taubheit und Lähmung wichen. Weber berichtete dessen Nutzen im Doppelsehen an entzündeten Augen. Man machte immer mehr Versuche, und fand, daß in manchen Fällen der auf dem Magen getragene Magnet geschwächte Nerven erleichtere, zu welchem Behufe er auch auf das Genick aufgelegt wurde; den Rheumatism am Knie hebe; den Staar vertreibe u. s. w. Endlich vergaß man die Erfahrun-

gen, (wie bei der Electricität) statt sie zu verfolgen und zu prüfen; vielleicht weil man keine Magnete und Electrisirmaschinen in den Apotheken verkauft.

Das Jahr 1774 erweckte den Magnetismus, und zwar in Teutschland, wieder. Hell legte magnetische Stäbe, in Gegenwart verschiedener Aerzte, an den Hals, Unterleib u. s. w. der Kranken, und ließ sie Tag und Nacht auf der bloßen Haut liegen. Die Anfälle blieben aus. Er hing runde Magnete an die Brust und bestimmte ihre Pole. Mesmer gab ihnen aber andere Richtungen; er vertheilte sie z. B. am Kopfe auf beide Seiten; legte am Rückgrad einen an den andern, oder elliptische an die Fußsohlen, und zog das Uebel herab. Ein herzförmiger ward im Magenkrampfe auf den Magen gelegt. Bei reitzbaren Personen legte er keinen auf den Kopf, sondern in den Nacken; alle ließ er aber Tag und Nacht auf der Haut tragen. Harsu trieb die Verbesserung der Stahlmagnete weiter; seine Magnete waren zum Theil zwei Fuß lang, er magnetisirte Bäder, Getränke, und verband seine Magnetencur mit der Mesmerischen an einer Menge Kranken. Der Abbée le Noble machte endlich neunpfündige Magnete, deren jeder 103 Pfund hob, schon im Jahre 1763, und einer von fünfzehn Pfunden hielt eine Last von 230 Pfunden. Er heilte damit vorzüglich Zahnschmerzen, und hatte seit 1771 zu Paris eine öffentliche Niederlage von allerlei Garnituren und Sortiments in Magneten. Vorzüglich wirksam zeigten sie sich in der fallenden Sucht, und den Nervenzufällen.

Die Sucht, eine Arznei zum Universalmittel zu machen, mag der Ausbreitung solcher auch viel geschadet haben. Man fand, daß sie nicht (wie man wollte oder vorgab) alle Krankheiten heilen konnte, und dieser Umstand gab den Vorwand, sie für unanwendbar, unwirksam, und sogar für schädlich zu erklären, besonders wenn das gefährdete Privatinteresse mit ins Spiel kam; somit kamen die Stahl-Magnete wieder aus der Mode dieser gebietenden Beherrscherin der nicht denkenden und Ton angebenden schönen Welt.

Die Schreibstoffe.

Vor der Erfindung der Schreibekunst bediente man sich in den entferntesten Zeiten gewisser Zeichen und Figuren, die mit der zu bezeichnenden Begebenheit eine Art von Form-Aehnlichkeit hatten; aber die mündliche Tradition, oder das Declamiren des Familienseniors vertrat lange Zeit die Stelle der Buchstabenschrift. Man errichtete auch Steinhaufen, versammelte die Geschlechter dabei, und diese sangen die Geschichte der Vorfahren ab.

Nachdem die Schreibekunst unter den wandernden Geschlechtern bekannt zu werden anfing, schrieb man

wichtige Begebenheiten zum öffentlichen Denkmale in Felsen, große Steinmassen, Metalle und Holz, zum häuslichen Gebrauche aber in die äußern und inneren Baumrinden ein. So hat man auch in der heiligen oder Bildersprache vom Thot, oder dem ersten Mercur der Egypter, in den Schneckenhöhlen bei Theben aufgestellte Steinschriften, zum geheimen Gebrauche des Priesternoviciats, aufgefunden. Von den ersten sind die Aufschriften auf den Weltsäulen bei Cadix ein Beispiel, welche Atlas dem Herkul erklärte. So bediente sich Hipparch, Sohn des Pisistrats, gewisser Säulen auf dem Markte zu Athen, in welche er Denksprüche für die Bürger und Bauern eingrub, die auf dem Markte nach Athen kamen. Man nannte diese Steine Hermen, vom Mercur. Dergleichen vierzig Fuß hohe Steinmassen mit Inschriften dienten den Nordvölkern zur Chronik oder öffentlichen Volksurkunde, zum Gesetzbuche und zu ihren Verträgen mit ihren Nachbarn. Scherben und Austerschaalen dienten den Atheniensern zum Ostracismus statt des Papiers.

So waren die zehn Gebote des Moses eine Steinschrift, so wie die Hieroglyphen an den steinernen Obelisken der Egypter. Die großherzogliche Gallerie zu Florenz verwahrt eine Menge alter Steinaufschriften auf Platten, Urnen, Aschentöpfen u. dgl.

Statt der schweren Steinmassen gebrauchte man endlich metallene Tafeln, besonders Bleiplatten, welche man nach der Gravirung zu Cylindern aufrollte, oder zu Blättern zerschnitt, die am Rücken Ringe, durch welche ein Bleistab gesteckt war, zusammen hielten. Die

Archivare dieser Tafeln waren die Priester. Täglich waren ihre Tempel mit Fremden angefüllt, die sich von ihnen den Inhalt der Tafeln erklären ließen und dafür bezahlten. In dieser öffentlichen Bibliothek studirten nun die Wißbegierigen alle vier Facultäten durch. Genesene hingen bleierne Votivtafeln in den Tempeln auf.

Zum häuslichen Gebrauche bedienten sich endlich die Römer und Griechen der hölzernen Tafeln, oder auch der mit Wachs überzogenen Holztafeln. Wer geheim schreiben wollte, sandte dem Andern seine Einschnitte in Holz zu, welches er mit Wachs überzog. Livius erzählt dieß von Asdrubal; man hielt solche für neue noch nicht beschriebene Tafeln, weil man die Schrift damals gewöhnlich in das Wachs grub. Die von Wachs überzogenen Holzschreibtafeln hießen Pugillares cerei, die rohen Holztafeln ohne Wachs hingegen Schedulae.

Die Briefe wurden in Leinwand couvertirt und mit Wachs gesiegelt. Personen vom Stande bedienten sich der elfenbeinernen Täfelchen; sie hießen Libri eborei, von der ehemaligen Baumrinde, Liber, und man beschrieb sie mit schwarzer Farbe. Indessen bekamen die wächsernen Tafeln allerlei Formate und Größen, und die Recensenten klebten an kritische Stellen Klümpchen von rothem Wachs; eine Methode, die ihnen das Recensiren sehr leicht machte, vielleicht aber Nachahmung verdiente, weil sie Zeit, Streit und Zank und Grobheiten ersparte. Solche Wachstafeln dienten gemeiniglich zu einem flüchtigen Brouillon oder Entwurfe der Gedanken, den man ausstreichen und verbessern konnte.

Andere schrieben auf Palmblätter; ein dergleichen Buch von Palmblättern befindet sich noch auf der Raths-bibliothek zu Stralsund; und die Malabaren ritzen noch jetzt ihre Fuß langen Buchstaben mit einem Griffel in die Blätter der Palme ein, bestreichen die Züge mit Oehl, und machen sie dadurch schwarz. Diese Blätter rollen sie zusammen, und die aus dergleichen Blätter bestehenden Bücher heften sie mit einer Schnur aneinander, und befestigen sie zwischen zwei Brettdeckeln. Die Universität zu Göttingen besitzt eine dergleichen Bibel von 5376 Blättern, und eine andere das Waisenhaus zu Halle. Auf der Insel Java beschreibt man die Blätter des Lantorbaumes, welche glatt und mehr als fünf Fuß lang sind. Ostindien bringt mehrere Arten solcher langen Schriftblätter hervor. Die Griffel dazu waren und sind noch von Eisen. Der Schreiber schreibt größtentheils nach dem Gefühle der Finger, und schont die Augen, obschon die Buchstaben nicht klein sind, so wie Blindgeborne durch das Gefühl von eingegrabenen Buchstaben zu schreiben lernen.

Die innere Rinde der Linde und einiger andern Bäume, Liber, waren wegen ihrer Glätte, Weiße und Feinheit einer der ersten und besten Schreibstoffe. Dieser Lindenbast gab den lateinischen Namen für die Bücher an. Man rollte diesen Bast zu einer Rolle, die Volumen hieß. Cortex, die äußere Decke oder Rinde gab den Deckel; die Schnur veranlaßte den Namen Band; und Caudex, d. i. Baumstamm, die daraus geschnittenen Späne, ein ganzes Werk, oder den Namen Codex. Man verfälschte oder verbesserte,

je nach Convenienz, Actenstücke, wenn man die Holz- oder Bastschrift beschabte. Die Bibliothek des Vaticans enthält eine Menge solcher Handschriften in allerlei Sprachen auf Wachstafeln, Baumblättern, Bast und Holzrinde.

Endlich malten die Römer, z. B. die Weissagungen der Sibillen auf Leinwand, und nachher auf Thierhäute von Schaafen, Ziegen u. s. w., die man auf beiden Seiten gärbte. Der Name Papier rührt von der in Egypten an den sumpfigen Stellen des Nils wachsenden Papierpflanze her. Sie ist eine Grasart, wächst zehn Ellen hoch. Bauhio nennt dieses Sumpfgras Papyrus Gyriaca, andere Cyperus niloticus. Guilandin hat in seinem Papyrus, S. in Plinium de papyro, genaue Nachricht von demselben und seiner Zurichtung gegeben.

Eine Art von egyptischem Papierschilf wächst auch in Sicilien unter dem Namen Papero.

Man machte das egyptische Papier aus den Häuten oder Scheiden, welche den Stamm umgaben, auf folgende Art: Man löste diese Häute mit einer Nadel oder Muschel ab, breitete sie auf einer mit heißem Nilwasser angefeuchteten Tafel nach beliebiger Form aus, bestrich sie mit heißem Nilwasser, legte eine Querlage Blätter auf, preßte den Bogen, trocknete ihn an der Sonne, und glättete ihn mit einem Zahne. Bei der Bereitung halfen die Bogenleimer, Presser, die Schläger mit Hämmern u. s. w. Der Leim war gekochter Mehlkleister mit Essig gemengt. Nach der ersten Leimung folgte der Hammer; nach der zweiten Leimung die

Presse und abermaliges Schlagen mit dem Hammer. Man fütterte die Bögen überdieß zu einer Pappe. Wie beschwerlich, mühsam, zeitraubend und kostbar war nicht damals diese Papierfabrikation im Vergleich mit unserer gegenwärtigen! —

Die verschiedenen Arten dieses Papiers führten in Egypten ihre Benennungen von den Provinzen und Ortschaften dieses Reichs. Man hatte thebaisches, memphisches, und in Rom die Charta Augusta, Livia, Claudia. Das Augustpapier schlug durch, man leimte also mehrere Blätter zusammen, und so entstand die Art Claudia, unter dem Kaiser Claudius. Nur eine Seite wurde beschrieben. Alexandrien unterhielt die meisten Papierfabriken, und bereicherte sich durch den Alleinhandel mit dem Papiere.

Baumbastpapier wurde auf ähnliche Art von der innern Rinde hiezu tauglicher Bäume gemacht. Man nannte es Rinden- oder Bastpapier, Corticea; es bestand aus drei bis vier Lagen; das egyptische Schilfpapier aber nur höchstens aus zwei Lagen. Dieses war in Europa üblicher und wohlfeiler als das egyptische. Noch jetzt macht man auf Madagascar aus geschlagener Baumrinde Papier. Die große Bibliothek des Ptolomäus Philadelphus zu Alexandrien soll aus 700,000 Bänden meist egyptischen Papiers bestanden haben.

Wer sollte es wohl glauben, daß das nun allgemein an die Tagesordnung gekommene Prohibitivsystem schon damals seine Freunde hatte. Die Ausfuhr der Papyruspflanze aus Egypten wurde verboten, und dieser Verbot veranlaßte eine Erfindung, die das egyptische

Pflanzenpapier nach und nach verdrängte. König Pergamus, oder die Stadt Pergamus unter seiner Regierung (so lauten die Nachrichten) erfand nämlich das Pergament, welches an Geschmeidigkeit, Dauer und Glätte das egyptische, welches rauh, spröde und zerbrechlich war, und bei der mühsamen Bereitung auch nicht wohlfeil seyn konnte, bei weitem übertraf. Dieses Pergament lieferte vorzüglich Rom in vorzüglicher Feinheit und Güte. Cicero sah Homer's Iliade auf Pergament geschrieben, und wie, itzt Handschuhe ꝛc., in eine Nußschaale eingeschlossen. Man färbte es zuerst gelb, dann in Rom weiß, und zu Schriften mit goldenen Buchstaben auf beiden Seiten mit Purpurfarbe.

Erst mit dem sechzehnten Jahrhunderte fing man in Europa an, allgemeiner auf Pergament zu schreiben. Bis 1280 bediente man sich des Pergaments bloß zu sehr wichtigen Urkunden. Oft nähte man mehr Häute aneinander, um Alles auf eine Seite zu bringen. Man gärbte das Pergament sehr dünne. Vor der Erfindung der Oehlmalerei malte man alles auf Pergament.

Das Baumwollenpapier war schon seit undenklicher Zeit, schon vor Christi Geburt in China eingeführt. Von da kam es mit den Kriegen in die Bucharei, und die Araber entdeckten dieses Kunstproduct, und brachten es im Jahre 704, als einen Lorber ihrer Eroberungen mit sich nach Hause, indem sie seine Zubereitung ausgeforscht hatten, und hieraus für die Fremden ein Geheimniß machten. Nachher kam es durch die Mauren nach Spanien. Der Handel der Griechen auf dem schwarzen Meere mit den Tartarn der

Bucharei, scheint dieselben schon früher mit dieser Waare bekannt gemacht zu haben, denn die Griechen hatten damals den Zwischenhandel zwischen Asien und Italien in Händen. Unter den griechischen Kaiserinnen erwähnte die Kaiserin Irene, etwa um 1100, des Cattünpapiers zum erstenmale. Nachher hatten Venedig und Genua ihre Factors auf der Halbinsel Krimm, um den Europäern dieses Papier zuzuführen.

Venedig lieferte es schon im neunten Jahrhunderte unter dem Namen des griechischen Pergaments der Stadt Nürnberg und den Teutschen. So bekam Spanien schon im achten Jahrhunderte durch den Einfall der Mauren, Italien durch die Landung der Saracenen schon im siebenten, Kenntniß davon, und da die Mauren Spanien etwa 700 Jahre lang in Besitz hatten, so legten sie in Spanien Papiermühlen an, dergleichen schon zu Ceuta, Spanien gegenüber, und nachher auch in Toledo, Valencia, und andern Orten im Gange waren.

Die Araber machten ihr Cattunpapier aus roher Baumwolle, und Guetard's Probe mit roher Baumwolle, woraus er ein glattes und weißes, gutes Papier bereitete, beweiset diese Möglichkeit; die Türken und Araber behelfen sich, statt der Papiermühlen, bloß mit Mörsern, und Hand- und Thiermühlen. Die Bögen waren pappenartig und dick, welche man glätten mußte. Diese Gewöhnung an Glanzpapier veranlaßt noch jetzt die asiatischen Nationen, alles italienische und französische Papier, welches sie kommen lassen, vor dem Gebrauche, wie unsere Glanzleinwand zu glätten, daher

nannten auch die alten Spanier ihr geglättetes Papier papel brunnido, Glanzbogen.

Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien benützte Valencia den Gebrauch der Mühlen und der abgetragenen Cattunlumpen, die sie mittelst Stampfen zermalmten. Noch im siebzehnten Jahrhunderte machten die Griechen, nach dem Berichte ihres Landsmannes Allatius, bloß von Baumwolle und Cattunlumpen Papier, obschon sie alte Leinwand genug hatten, und die Anwendung derselben zu Papier kannten, auch Leinenpapier aus Europa verschrieben, und dann glätteten.

Vor 1367 findet sich in Italien keine Schrift auf Leinenpapier; und Maffei versichert, daß alle Manuscripte auf Leinenpapier jünger als von 1300 sind. Im zehnten Jahrhunderte war die Baumwolle in Teutschland schon so gemein, daß man sie nebst dem Flachse verspann und verwebte; und im dreizehnten Jahrhunderte hatten schon viele teutsche Städte ihre Cattun- und Leinenfabriken, die durch die Kreuzzüge entstanden waren, und für Italien und die Levante arbeiteten. Nürnberg legte eine Papiermühle im Jahre 1390 in ihrem Bezirke an.

Die Preisaufgaben der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, und jene von Meermanns, machten die Forscher der Alterthümer rege, um das Alter des Leinenpapiers zu beurkunden. Allein die schwere Kunst, das reine Hader- oder Leinenpapier von halbbaumwollenem und halbleinenen, überhaupt gemischten Papier zu unterscheiden, ließ die Aufgabe im Dunkeln, und noch jetzt läßt sich der eigent-

liche Zeitpunct nicht zuverlässig angeben, wann das Leinenpapier eigentlich zum Gebrauche gekommen ist. Wahrscheinlich wurden die Hadern gemischt verwendet, und somit bald mehr bald weniger Baumwollhadern mit den leinenen, so wie es der Zufall wollte, verarbeitet.

Die ersten in Teutschland gedruckten Bücher haben in ihrer Papierform das Fabrikzeichen einer Scheere, und Valencia in Spanien druckte vor andern zuerst die Bücher auf Leinenpapier. Nachher geriethen die spanischen Papiermühlen und Buchdruckerpressen aus sehr begreiflichen Ursachen in Verfall, und Genua eignete sich den Alleinhandel des Papiers für Spanien zu.

In Frankreich soll die Gemahlin des Königs Carls des Siebenten, zuerst leinene Hemden getragen haben, und diesen König beschenkte die Stadt Rheims, bei seiner Krönung 1435, mit den ersten Servietten, so wie Kaiser Carl der fünfte damit in Frankreich 1550 beschenkt wurde. Heut zu Tage versorgt Frankreich nebst England und Holland die Länder Spanien, Dänemark, Schweden, Rußland und zum Theil auch Teutschland mit verschiedenen Papiersorten.

In England legte unter der Regierung der Königin Elisabeth, Spielmann, ein Teutscher, 1588 zu Dartfort die erste Papiermühle an, und wurde zur Belohnung zum Ritter gemacht. So belohnt dieser Inselstaat nützliche Künste und Erfindungen. Bei solchen Aufmunterungen konnte es auch nicht fehlen, daß die Papierfabrikation in England die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichen mußte, und daß es nun Pa=

piersorten liefert, welche vor allen übrigen den Vorzug behaupten. Durch das Verbot, daß die Todten nicht mit Leinen gekleidet werden dürfen, erspart England, nach einer angestellten Berechnung, jährlich wenigstens 200,000 Pfund Hadern, und diese Brandschatzung der Särge kam der englischen Papierfabrikation so wohl zu Statten, daß man das in England im Jahre 1784 erzeugte Papier auf den Werth von 780,000 Pfund Sterling, oder auf ungefähr sieben Millionen Gulden Silbermünze angeben konnte. Statt daß vorher Papier eingeführt werden mußte, führt England nun häufig Papier in andere Länder aus, und anstatt für Papier Geld außer Landes zu schicken, bezieht es itzt beträchtliche Summen aus dem Auslande für dieses durch einen Teutschen eingeführte Fabrikat, während Teutschland noch immer dem Auslande dafür zinsbar ist.

Die älteste Art des Glättens geschah mit glatten Steinen. Die Stampfen wurden zuerst in Iglau in Mähren eingeführt. Heut zu Tage wird in Teutschland wenig Papier geglättet, dagegen desto öfter gepreßt.

In Elsaß, Schwaben, Franken, Böhmen und Meißen wurden die ersten Papiermühlen in Teutschland errichtet; die allererste Papiermühle in Teutschland ward 1390 erbaut, und dazu Italiäner verschrieben.

Das erste Leinenpapier war vermuthlich zum Schreiben bestimmt, folglich stark und geleimt, weil es die Malereien der Mönchsabschriften auszuhalten hatte, und die Bücher noch theuer und kostbar waren. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wagte man auf ungeleimtes Druckpapier zu drucken; der Buchbinder mußte den Leim

durch Kleister und Alaun ersetzen. Böhmens Druckpapier zeichnete sich vor andern in Bezug auf die Weiße schon damals aus.

Bei der ersten Verfertigung hackte man das gegohrne Linnen, stieß, kochte, schlug und rieb es so lange, bis es zu Teig wurde, und zum Schöpfen verwendet werden konnte. Darauf ersann man die Handmühlen, um sich die Arbeit zu erleichtern, und endlich die Stampfwassermühlen. Welche Stufenleiter von Verbesserungen, und zwar in einem Zeitalter, wo die Künste noch in der Wiege lagen, und unsere Hilfsmittel der Mechanik und Chemie noch entbehren mußten, von welchen unsere Papiermanufacturen, die lieber beim Alten bleiben, so wenig Gebrauch machen.

Die Papiermaschine, der sogenannte Holländer (Roerbek), welche viel schneller arbeitet als das teutsche Geschirr, ist nichts anders als die vormalige Handpapiermahlmaschine, deren man sich zuerst zum Zermalmen der Lumpen bediente.

Die Holländer haben diese unsprünglich teutsche Papiermahlmühle mit Wind und Wasser in Bewegung zu setzen verstanden. Teutschland hingegen verließ diese Bearbeitungsmethode der Lumpen, und nahm zu den aus Italien erhaltenen Stampfwassermühlen seine Zuflucht, und behalf sich einige Jahrhunderte damit, vermuthlich weil man es nicht verstand, die Bewegung durch Wasser hervorzubringen. Erst das schöne holländische Papier mußte sie aufmerksam machen, ihre alte vergessene teutsche Mühle wieder kennen zu lernen und sich zuzueignen. Mit Unrecht wird also die teutsche

Erfindung der Holländer genannt; die Holländer haben nur einen vortheilhafteren Gebrauch davon zu machen verstanden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Künste, durch vernachläßigte Verbesserungen und Vervollkommnungen zum Schaden ihres Vaterlandes auswandern, und nach langer Zeit erst wieder aus dem Auslande, als eine fremde Erfindung, geholt werden müssen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Holländer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fast gar keine Papiermanufactur hatten. Noch im Jahre 1723 versorgten sich die Holländer aus Frankreich durch die Seehäfen von St. Malo, Nantes, Bordeaux und Rochelle mit Papier. Wie bald aber brachten sie es dahin, daß sie selbst damit den größten Handel trieben, und andere Nationen mit ihrem, wegen ihrer Vollkommenheit überall gesuchten und beliebten Papiere versorgten.

Holland kaufte den Teutschen ihre Leinenlumpen den Centner um sechs Thaler ab, und verkaufte das Papier aus denselben ihnen wieder um sechzig auch mehr Thaler. Cöln und Hamburg schütteten ansehnliche Magazine von Lumpen für Holland zusammen, ungeachtet die zwei Papiermühlen in Hamburg allein jährlich über sechs Tausend Centner Lumpen verarbeiten.

„Mehrentheils" sagt eine teutsche in Wien gedruckte Nachricht vom Jahre 1790 „ist das teutsche „Phlegma schon mit der Lieferung der geringeren Sor„ten von Papier, des Druck-, Concept- und Schreib„papiers (des gemeinsten) zufrieden; noch mehr, es ist „itzt wirklich noch schlechter, als im Jahrhunderte der

„Druckerfindung. Die anwachsenden Bataillone der „Musen ämsigen jährlich mehr Buchdruckerpressen, und „um diesen Arbeit zu geben, so verdünnen die Pa„piermacher die Masse zum Probleme eines Spinnen„gewebes, und es seufzen Drucker und Leser über die „Schaumgelehrsamkeit der Buchläden."

„Die meisten teutschen Papiermühlen stehen also „wegen der Wäßrigkeit ihres Papierstoffes, dem die „Weiße und der kubische Inhalt mangelt, im übeln „Rufe, und kaum erhält Böhmen, Franken und Schwa„ben den teutschen Papiercredit noch ein wenig. Eine „andere Frage wäre es: Ob Teutschland holländisches, „französisches und das Schweizerpapier" (das engländische ist vergessen worden) „nach aller seiner Güte „nachahmen könne? *) Vielleicht würde dieß bei genaue„rer Lumpensortirung, bei Lostrennung aller Nähte, „und einer größeren Aufmerksamkeit auf alle Artikel der „Behandlung leichter werden. Sachsen lieferte, als es „durch eine Prämie dazu aufgemuntert wurde, zur „Probe holländisches Papier; aber dieses mußten erst „hundert Ducaten wirklich machen **). So lieferte der „Buchhändler *** zu Königsberg in Preußen aus sei„ner angelegten Papierfabrik, dem englischen gleich„kommendes Papier."

---

*) Ob man diese ausländischen Papiersorten nachahmen könne? Diese Frage ist leicht beantwortet: Wir besitzen in Teutschland alle Erfordernisse dazu; nicht ein einziges fehlt uns.

**) Wären jetzt nicht auch bei uns ähnliche Prämien sehr nothwendig?

Die Chineser machen Papiersorten, wovon ein Bogen bis sechzig Fuß lang ist. Es gehört nicht zum Zwecke dieser Bläter, die genau bekannten Verfahrungsarten der Chineser und Japaner bei der Erzeugung ihrer sehr verschiedenen Papiergattungen hier anzuführen. Die Perser bedienen sich noch des Baumwollenpapiers, welches sie mit einem vegetabilischen Leim *), der demselben einen angenehmen Glanz gibt, zum Schreiben zubereiten. In der Stadt Samarkand wird sehr schönes Seidenpapier bereitet, und sie wissen ihren Papieren verschiedene Farben zu geben; eine besonders schöne Sorte bereiten sie, welche Silberblumen enthält, die der Schrift gar nicht nachtheilig sind.

Die im Zeug gefärbten Papiere sind zuerst in Frankreich üblich geworden; man bediente sich derselben dort bei verschiedenen Gelegenheiten. Gelbes Papier wurde bei Heurathsanzeigen, grünes bei Ehescheidungen u. s. w. gebraucht. Auch die Perser machen große 12 Ellen lange Papiere.

Nach Schäfer's und Anderer Versuche läßt sich aus sehr vielen Pflanzenstoffen brauchbares Papier machen. Wer hierüber sowohl als über die neueren Fortschritte der Papiermacherkunst im Auslande sich zu unterrichten

*) Ungeachtet in Frankreich vortreffliches und sehr gut geleimtes Papier verfertigt wird, so hat doch die Aufmunterungsgesellschaft (Societé d'Encouragement) in Paris, der Frankreich in Hinsicht auf die Künste so viel zu danken hat, im Jahre 1808 einen Preis von sechs Tausend Franken für die zweckmäßigste Art, das Papier zu leimen, ausgesetzt.

wünscht, findet nähere und umständlichere Aufschlüsse in einem Aufsatze des Verfassers dieser Schrift, in den Nummern 35, 39, 42, 43, 62 und 78 des „Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" des Jahrganges 1823, redigirt von J. Freih. von Hormayr. Wien bei Franz Härter.

Die geheimnißvollen Zahlen.

Numero Deus impare gaudet; dieses war eine Lehre des Alterthums, wo alles Sinnbild und Figur war. Pythagoras soll der Erste gewesen seyn, der in den Zahlen göttliche Eigenschaften gewahr wurde; allein man muß vielmehr in den ältesten Zeiten des Alterthums diese Verehrung der einen oder andern Zahl aufsuchen. So hielten die alten Indier die Zahl Vier vor Allem heilig, und mit religiöser Weihe deuteten sie unendlich viele Gegenstände, die ihnen dunkel waren; sie hatten vier Kasten oder Stände u. s. w. Pythagoras selbst war nach Egypten, Babylon und nach Indien gereist. Er brachte Wahrheiten und Unwahrheiten, Kenntnisse und Irrthümer mit zurück.

Wir glauben nicht an ein Verhängniß der Zahlen, weil mit ihnen keine Eigenheiten, keine besondere Eigenschaften verknüpft sind, weil sie nichts als eine gewisse gegebene Menge bedeuten. Es hat mit den Zahlen

eine eben solche Bewandtniß, als wie mit dem Buchstabenwechsel (Anagrammen), welche versetzt verschiedene Dinge bezeichnen, als z. B.: Corpus — porcus; Director — Creditor; Musica — Amicus; Betrachtung — Gartenbuch; Bürgermeister — er reist Berg um; Dienstag — dein Gast; Lehrmeister — leist er mehr; Liebhaber — Ah! bleib er; Mahlzeit — zahle mit; Dame — Made; Rechenkunst — unser Knecht; Zeitungen — Eigennutz u. s. w. Der Zufall thut hier alles.

Die Zahl Ein oder die Einheit, zeigte einen einseitigen und einfachen Geist an. Von der Zahl Zwei sagte Porphir, in dem Leben des Pythagoras, daß sie eine unglückliche Zahl sey. Warum? dieß ist nicht angegeben, (vielleicht weil es dem Menschen so schwer fällt, seinen Geist und seine Natur in eine vollkommene Harmonie zu bringen).

Für eine bewundernswürdige Zahl hielt man die Zahl Drei (Trias), die man im Alterthume immer für eine sehr geheimnißvolle und wichtige Zahl hielt. Man gab ihr die Gestalt eines Triangels, welcher das Wort: Totum, in sich schloß, und an dessen drei Seiten die Worte standen: In me, Ex me, Per me. Man bediente sich dieser Figur, um die ewige Gottheit, das Urbild, Demiourgos, zu bezeichnen.

Die Perser, die uns in einigen Schriften als die Stammväter der Menschen aufgestellt werden, beteten drei Götter an, als: die Sonne, den Mond, und das Feuer. Sie opferten, nach Herodot, nicht in Tempeln und auf Altären, sondern nur auf erhabenen freien

Plätzen. Auch die alten Teutschen opferten ihren Göttern nur auf freien Plätzen und in Hainen.

Die Egyptier bezeichneten, nach Plutarch, das Urwesen der Natur durch einen Triangel, als das Sinnbild des ersten Impars. Die Tafel Isair war ihnen ein religiöses Eigenthum; sie faßte einen Triangel in sich, welcher drei Symbole, das von Memphis, das des Mondes, und das von Egypten bezeichnete. Osiris, Isis und Horus waren die drei großen Gottheiten von Memphis und von ganz Egypten. Osiris war der Wohlthäter der Menschheit; Isis die Mutter der Natur und Göttin der Weisheit; und Horus der Gott der Vernunft und der Verschwiegenheit. Die egyptischen Priester hatten drei große Ceremonien angeordnet, nämlich die Feste, die Wallfahrten, und die öffentlichen Umgänge. Sie hatten drei der ausgezeichnetsten Feste, als: 1. Das des Lichts, das zu Sais zu Ehren der Minerva gefeiert wurde. (In dem ganzen Umfange von Egypten waren die, welche sich nicht dahin begeben konnten, gehalten, brennende Kerzen an ihre Fenster zu stellen). 2. Die Wallfahrten zu dem Tempel des Serapis zu Canope, wo die Priester alle Wunder sorgfältig aufzeichneten. 3. Das Fest der Diana zu Bobusto. — Der Stand der Magier theilte sich in drei Classen: 1. In den der Priester, welche allein mit der Gottheit Verkehr haben konnten; 2. der ganz Eingeweihten, vor welchen nichts verborgen war; 3. den der Halbeingeweihten, die Ausländer waren, und denen man nur anvertraute, was die hohen Priester für angemessen hielten. Der Vorsteher der Mysterien hatte drei Namen, er hieß: König,

Oberpriester, und heiliger Redner. Er stellte den Schöpfer vor; sein Symbol war eine an einem Orden hängende goldene Platte, worauf die Worte standen: Wahrheit, Weisheit und Wissenschaft. Durch drei Ausschmückungen zeichnete er sich aus, als: durch einen reich geschmückten Purpur, durch einen weißen Kopfputz, und ein von Edelsteinen bedecktes Diadem. Diejenigen, welche eingeweiht wurden, beobachteten ein dreimonatliches Fasten. Dreimal sieben Tage lang enthielten sie sich der Bohnen und des Fleisches; siebenmal sieben Tage lang lebten sie bloß von Brot und rohen Früchten, und in den letzten Tagen der drei Monate hatten sie täglich nur zweimal 9 Unzen Brot. Man sieht, daß alle Zahlen geheimnißvoll waren. Das nach der Probezeit den Eingeweihten gegebene Gastmahl fand in dem Hause des Oberpriesters Statt, und währte drei Tage. Die zu Magiern bestimmten Eingeweihten brachten drei Jahre mit dem Studium der schönen Künste, Wissenschaften und der Natur zu. (Wozu oft dreimal sieben Jahre kaum zureichen.)

Die Griechen nahmen drei große Götter: Jupiter, Neptun und Pluto, an. Ihre Altäre waren in Form eines Dreiecks. Die Erscheinung des Menschen auf der Erde bot drei Epochen dar: die Geburt, das Leben, und den Tod; drei Parzen: Clotho, Lachesis und Atropos hatten das Geschick des Menschen in Händen. Wenn er in den Jahren der Jugend der Göttin der Liebe Blumen streute, so fand er sie von den drei Grazien, Aglaë, Thalia und Euphrosine, umgeben; durchwandelte er den Garten der Hes-

veriden, so fand er da die drei Jungfrauen, Töchter des Hesperus, Aegle, Arethuse und Hesperethuse. Um ihn von der Selbstsucht, der Habsucht und Geldbegierde abzuschrecken, malte man ihm drei Harpien, Dello, Occipede und Celeno ab; von andern Lastern suchte man ihn durch das Sinnbild der drei Gorgonen, Curiale, Stenon und Meduse abzuhalten. Nach dem Tode stieg er in die Unterwelt, wo ihn sogleich der dreiköpfige Cerberus bewillkommte; dann mußte er vor dem Richterstuhle der drei Richter, Minos, Radamanthus und Aecus erscheinen; wurde er verdammt, so überließ man ihn den drei Furien, Thysiphone, Megera und Alecton.

Man kannte nur drei Jahrszeiten, nämlich die drei morgenländischen, welche an dem Grabe des Adonis beim Untergange der Sonne weinten. War die Rede von den Gütern der Erde, so wurden diese von den drei Töchtern des Anius, der Oeno, Sparmo und Elais verliehen; man war schuldig ihnen drei Sachen, Getreide, Wein und Oehl zu opfern.

Die Zahl Vier (Tetras), war bei den Alten eine göttliche Zahl. Bisweilen bezeichnete man durch sie das göttliche Wesen; vielleicht, wie Dacier bemerkt, weil der Name Gott, nur vier Buchstaben enthält.

Die Zahl Fünf schätzte man, weil sie, mit sich selbst multiplicirt, die 25 Zahlen des Alphabets gab, von welchem jeder Buchstabe eine heilige Hieroglyphe war; eben so viele Jahre lebte auch Apis.

Sechs hielt man besonders in Ehren, weil, nach den Chaldäern, die Welt in sechs Tagen erschaffen ward.

Sieben war eine wunderbare Zahl, denn es gab damals nur sieben Planeten; jeder davon hatte seinen Himmel, welches die Ursache von sieben Göttern war. Man theilte das Leben des Menschen in sieben Altertheile; ganz Asien zählte nach Wochen von sieben Tagen.

Plato nahm die Lehre von den Zahlen an; der Bischof von Hippo bemerkte in einer seiner Reden, die Zahl Vier, bezeichne die vier Alter des Menschen, so wie die vier Elemente u. s. w.

Hesiod, der 400 Jahre vor Pythagoras lebte, war der erste, der einige Zahlen für glückliche und andere als unglückliche bezeichnete. Zu den erstern zählte er: 19. 29. 7. 17. 4. 14. 24. Zu den zweiten: 3. 5. 13.

Auch dem französischen Verfasser der Mysterien des Alterthums schien die Zahl Drei die Principien, Elemente und Resultate des Gebietes der Wissenschaften und schönen Künste in sich zu enthalten. Bei einem Blick in das gesammte Reich der Wissenschaften, sagt er, bemerken wir, daß der Methaphysiker, wenn er das unermeßliche Gebiet des Universums durchmißt (?), überall einen Raum, eine Materie und eine Bewegung findet. (Trifft man da nicht auch eine Zeit an?)

Die unveränderlichen Gesetze der allgemeinen Harmonie nöthigen ihn, dieses unsichtbare Wesen, den Urheber der Intelligenz und der Natur zu erkennen; aber

bei der Betrachtung seines unbegreiflichen Seyns schwinden unsere Kräfte, und er erblickt nur seine erhabenen Eigenschaften, eine Unendlichkeit, Allmacht und Ewigkeit. Hat der Naturforscher die Natur der verschiedenen Körper untersucht, so erblickt er ihre Form, Farbe und Dichtigkeit; (Trifft man bei den Körpern nicht auch eine Ausdehnung an?) mit einem Prisma in der Hand zerlegt er das Licht und entdeckt drei ursprüngliche Farben, gelb, roth und blau, deren zusammengesetzte Mischungen diese unendlichen Schattirungen hervorbringen. Der Chemiker zerlegt die Körper, und findet in ihnen drei Urstoffe: die Salze, die Erde, die Metalle und das Wasser. (Lavoisier hat bewiesen, daß das Wasser kein untheilbarer Körper ist; die neuere Chemie zählt zwar auch vier, aber andere Urstoffe oder Kunstelemente: den Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff.) Beobachtet man den Mathematiker in seiner Abgezogenheit von der Welt, so findet man ihn mit Erforschung der Wahrheiten der Arithmetik, der Geometrie, der Mechanik (auch der Astronomie) beschäftigt. Der Arithmetiker löst alle Rechnungen durch die Addition, die Subtraction und die Proportionen auf, (so wie durch die Potenzen; denn Multiplication ist im Grunde nur eine unendlich vervielfältigte Addition, und Division eine gleiche Subtraction.) Der Geometer mißt die Ausdehnung (die Körper) durch den Punct, die Linie und die Fläche (vielmehr durch die Breite und Dicke) aus. Der Mechaniker zeigt, daß die Stärke das Resultat des Products der Masse ist, multiplicirt durch

den Raum, dividirt durch die Zeit. Ihm gegenüber beweist der Arzt, wenn er die Einsichten seiner Collegen vergleicht, und mit Aufmerksamkeit den Menschen studirt, daß in ihm eine Bildung des Festen, eine Bewegung des Flüssigen und eir Spiel der Leidenschaften (und der Affecte) sich zeige. Mitten unter ihnen legt der Naturkundige die Werke der Natur aus, ordnet sie in verschiedene Reiche, und stellt eine Naturgeschichte des Mineralreichs, des Thierreichs und des Pflanzenreichs auf.

Die Musik.

Gemeiniglich wird die Musik in die Vocal- und Instrumentalmusik eingetheilt. Viele halten zwar dafür, daß die Menschen die Vocalmusik oder das Singen, von den Vögeln erlernt hätten; allein Johann Paul Rheinhard bemerkt in seiner Geschichte der Gelehrsamkeit: Der Mensch sey durch die Annehmlichkeit der verschiedenen Töne zeitig bewogen worden, seine Stimme zum Singen zu gebrauchen.

Die Vocalmusik wurde schon bei den Hebräern hochgeschätzt, aber auch die blasend- und schlagenden Instrumente findet man frühzeitig bei den Israeliten; ja es scheint, daß die Trompeten einen hebräischen Ursprung haben. Die Harfe David's ist bekannt, und

auch die Propheten bedienten sich zuweilen der Instrumentalmusik, wenn sie Weisungen aussprechen wollten *). Die Egyptier haben die Laute erfunden, ihr eigentliches Instrument aber war das Sistrum; auch das Hydraulum, oder die Wasserorgel, ist in Alexandrien aufgekommen. Die Phrygier erfanden eine besondere Art von Flöten, die Lydier aber die Sackpfeife und die kleine Harfe. Die phrygische Flöte war gebogen, und gab einen dumpfen Ton.

Besonders aber ist Griechenland in Betreff der Musik merkwürdig; denn in Griechenland gelangte sie zu einer solchen Hochachtung, daß die ganze Gelehrsamkeit der Griechen darunter verstanden wurde. (Daher das Wort Musik abgeleitet von den Musen.) Alle Kinder der Griechen mußten singen, und Instrumente spielen lernen. Man wollte die damaligen sanften (Einige nannten sie weichlich) Sitten der Griechen dem Einfluß der so sehr verbreiteten Musik zuschreiben.

Das erste musikalische Lehrgebäude der Griechen erhielt sich bis auf die Zeiten des Pythagoras, welcher ein anderes erfand, welches nicht nach dem bloßen Gehöre, sondern nach mathematischen Regeln der Verhältnisse eingerichtet war, indem er aus dem verschiedenen Gewichte und Klange der Schmiedehämmer die Proportion der musikalischen Intervallen entdeckte, und dieß auf die Saiten anwendete. Dieses Lehrgebäude des Pythagoras verließ Aristoxenus von Tarent, ein Schüler des Aristoteles, gänzlich, und

*) S. 2. Buch der Könige. 3. Cap. 15. V.

dieses gab den Anlaß zu zweien musikalischen Secten. Jene, welche mit dem Pythagoras die Musik mathematisch behandelten, wurden Canonici genannt (von Canon, eine Regel); die aber mit dem Aristoxenus das Gehör für den Richter in der Musik erkannten, hießen Harmonici. Da aber Olympus, ein Phrygier, sah, daß die Haupttöne zu geschwind abwechselten, erfand er die Semitonien (halben Töne), und wurde der Erfinder des enharmonischen Lehrgebäudes. Im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt, schrieb der große Mathematiker Ptolomäus seine drei Bücher von der Harmonie, in denen er das System der Pythagoräer und Aristoxaner, also Kunst und Gehör mit einander verband.

Von Griechenland kam die Musik nach Italien und Sicilien. Die Sirenen, welche an den Küsten von Großgriechenland und Sicilien wohnten, waren musikalische Frauenzimmer, welche die Fremden zu sich lockten, und manchmal unglücklich machten. Die Römer bekamen die Musik von Hetruriern, und sie hatten Anfangs nur blasende Instrumente, nachher wurden aber auch mancherlei Saitenspiele bei ihnen üblich, auch hatten die Römer Instrumente, welche mit den Füßen getreten wurden, und Scabella hießen.

Papst Gregor der Große hat in Italien ein anderes musikalisches System eingeführt, da er den Kirchengesang verbesserte, und daher nach ihm das Gregorianische genannt wird; denn er setzte die Buchstaben, welche die Töne anzeigten, bis auf sieben herunter. Es ist zu wissen, daß die alten Griechen zu dergleichen Zei=

chen die Buchstaben ihres Alphabets gebraucht haben. Den Griechen folgten seit des Boethius Zeiten die Lateiner nach, und brauchten dazu die fünfzehn ersten Buchstaben ihres Alphabets, bis der Papst Gregor die gedachte Veränderung vornahm. Die sieben Buchstaben, welche er beibehielt, wurden auf eben so viele Linien gesetzt, so daß der Zwischenraum leer blieb, hernach aber wurden sie in denselben gestellt, und die sieben Linien auf fünf herabgesetzt. Dieses musikalische System des Papstes Gregor erhielt sich in seiner Achtung bis in das eilfte Jahrhundert, alsdann aber führte Guido von Arezzo, ein Benedictiner und Musikdirector seines Klosters zu Pomposa im Ferrarischen, ein anderes ein, und führte die sechs bekannten Musiksilben ein: ut, re, mi, fa, sol, la aus folgenden Versen des Paulus Diaconus:

Ut queant laxis Resonare fibris
Mita gestorum Famuli tuorum
Solve pollute Labii reatum
Sancte Joannes.

Die Franken und ihre Könige haben zeitig die Musik geliebt. Clodováus bath sich von dem ostgothischen Könige Thedorich einen Tonkünstler aus, und erhielt ihn. König Chilperich ist bei dem Montfoucon mit einer Violine abgebildet; König Pipin aber hat zuerst eine Capelle gehabt. Sein Sohn Carl der Große verbesserte den fränkischen Kirchengesang, und führte die römische Art zu singen ein. Die Schlaguhren, welche unter ihm bekannt wurden, gaben Anlaß zur

Erfindung der Glockenspiele, welche den Teutschen zugeschrieben wird.

König Pipin bekam auch vom griechischen Kaiser Constantin dem Fünften eine Orgel. Einige halten zwar dafür, es sey nur eine Wasserorgel (Hydraulum) gewesen, und meinen, die heutigen Orgeln wären weit später, und zwar in Teutschland, erfunden worden; allein es ist viel wahrscheinlicher, daß unsere Orgeln einen griechischen Ursprung haben. Ohne Zweifel sind sie ursprünglich bloße Positive gewesen. Man setzte sie in die Kirchen, und machte sie durch neue Erfindungen immer vollkommener, welches besonders durch Teutsche geschah. Unter andern ist durch Bernharden, der sich im Jahre 1470 zu Venedig aufgehalten hat, das Pedal hinzugekommen.

Jean de Murs, ein Doctor in Paris, erfand im vierzehnten Jahrhunderte die noch heut üblichen Noten und Tactzeichen; der Erfinder des Rastrals aber ist unbekannt.

Als im sechzehnten Jahrhunderte die schönen Künste im Abendlande wieder aufblüheten, erlangte auch die Musik eine größere Vollkommenheit, anfänglich in Italien, besonders am Hofe des Papstes Leo des Zehnten, der selbst darin geübt war.

Franz der Erste, König in Frankreich, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, hielt zuerst nebst der Capelle noch eine besondere Kammermusik; und mit seiner Schwiegertochter Katharina von Medicis, kamen viele italienische Virtuosen nach Frankreich, welche zur Verbesserung der Vocal- und Instrumentalmusik

viel beitrugen, worin sich Lully und Johann von Baif große Verdienste erworben haben. Den höchsten Grad der Vollkommenheit aber erhielt die Musik in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten, sonderlich durch Lambert und Lully; denn die Capelle und Kammermusik des Königs übertraf alle andere in Europa. Lully legte eine eigene königliche Akademie der Musik an, und die Opern, welche durch Perrin im Jahre 1659 in Frankreich eingeführt wurden, fanden ungemeinen Beifall.

Dem Beispiele der Franzosen folgte das übrige Europa nach. In England schätzte man die Musik so hoch, daß es an den dortigen Universitäten üblich war, in denselben zur Würde eines Magisters (Magister musicae) zu promoviren. In Schweden hat unter dem König Friedrich der Capellmeister Roman, und zu gleicher Zeit in Dänemark der Capellmeister Johann Adolph Scheibe die Musik zur Vollkommenheit gebracht, welcher Vorlesungen über die Musik hielt. Die Tonkünstler Teutschlands haben öfter den auswärtigen Künstlern den Vorzug streitig gemacht, da unter andern der Ritter Gluck, ein Oesterreicher, selbst in Paris bewundert wurde, und in Leipzig wurde im Jahre 1738 eine Gesellschaft der musikalischen Wissenschaften angefangen.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erfand ein Sachse, Pantalon Hebenstreit, ein Instrument, welchem König Ludwig der Vierzehnte, als er ihn darauf spielen hörte; den Namen Pantalon, nach dem Namen seines Erfinders, ertheilte. Im Anfange

des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Nürnberg die Clarinetten, und im Jahre 1720 die Hautbois d'Amour erfunden. Im Jahre 1725 machte Johann Georg Gleichmann, Organist zu Ilmenau, die Clavier-gambe wieder bekannt, welche an sich ein altes Instrument ist. Die Harmonica, ein Instrument, welches aus Gläsern besteht, ist vom Doctor Franklin, da er noch in England war, erfunden worden. Frick hat sie in Teutschland bekannt gemacht.

Die Erfindung der Glocken

schreibt man den Egyptiern zu, deren sie sich bei dem Feste des Osiris bedienten. Die israelitischen hohen Priester trugen bei dem Gottesdienste eine Tunica mit Glöckchen verbrämt, und zu Athen waren die Priester der Proserpina und der Cibele bei der Feier der Mysterien damit versehen. Auch die Perser, Römer und die Griechen nahmen ihren Gebrauch an. Papst Sabinian und Paulus von Nola führten solche in den Ceremonien der christlichen Kirche ein, um die Christen zur Messe zusammen zu rufen und die Gebetstunde zu verkünden; aber vor dem sechsten Jahrhunderte gab es noch keine große Glocken. Im Jahre 610 wurde das Heer des Clotar, welches Sens belagerte, von dem ihm noch unbekannten Getöne der Glocken der Kirche zu

St. Stephan in der belagerten Veste so sehr erschreckt, daß es die Belagerung schnell aufhob und auseinander lief.

Mit ein Dutzend Kanonen ohne Kugeln hätte man damals die größten Heere schlagen, und hätte man noch congreve'sche Raketen zur Hilfe genommen, die Welt erobern können.

Geweiht wurden die Glocken und mit Namen belegt (getauft) erst im siebenten Jahrhunderte.

Die Malerei.

Nach der gewöhnlichen Sage des Alterthums, die auch durch die Natur der Sache viel Wahrscheinlichkeit enthält, war die erste Veranlassung zur Erfindung der Malerkunst, oder vielmehr der Zeichnungskunst die Bemerkung des Schattens an der Wand, und die Umziehung seines Umrisses mit Kohlen oder Röthel. Nach der Erzählung Plinius des ältern, soll Corinthia, ein Frauenzimmer zu Sicyon, den Schatten ihres Liebhabers, welcher bei einem Lichte eingeschlafen, an der Wand nachgezeichnet, und damit zur Zeichnungskunst die erste Veranlassung gegeben haben.

Es waren unstreitig die Egyptier früher als die Griechen mit dieser Kunst bekannt, und die Zeichnung scheint

bei ihnen sehr früh eine gewisse Allgemeinheit erhalten zu haben, wovon ihre Hieroglyphenschrift ein Beweis ist. Aber unvollkommen blieb diese Kunst unter ihnen, die Farben wurden ganz flach, ohne alle Brechung, Gegensatz und Schattirung aufgetragen. Einige bessere, in Egypten aufgefundene Gemälde scheinen hievon eine Ausnahme zu machen, sie sind aber vermuthlich zur Zeit der Ptolomäer von griechischen Künstlern verfertigt. Daß auch den Chaldäern die Malerei, oder doch wenigstens die Färbekunst frühzeitig bekannt gewesen sey, beweiset die biblische Stelle Ezech. 23. Cap. 14. V.

Unter den Griechen thaten sich nach den Sicyoniern und Corinthiern, die Athenienser und Rhodiser sonderlich in dieser Kunst hervor. Es ist aber die Malerei bei den Griechen weit später zu ihrer Vollkommenheit gekommen, als die Bildhauerei, weil diese mehr Verbindung mit der Religion der Griechen hatte, als jene. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polycletus, die zwei vollkommensten Statuen des Alterthums waren schon, ehe in den Gemälden der Griechen Licht und Schatten erschien. Ganz zuerst bestand die Malerei der Griechen darin, daß sie mit Kohlen an die Wand zeichneten. Der erste, welcher dieses versuchte, wird von Einigen Philocles, von Anderen Cleanthes genannt. Die ersten griechischen Gemälde wurden nur mit einer Farbe verfertigt, wozu man sich vorzüglich der rothen bediente. Den Gebrauch mehrerer Farben soll Bubarchus eingeführt haben, der zur Zeit des lydischen Königs Koudaules 730 J. v. Ch. G. lebte. Licht und Schatten gaben aber den Gemälden

der Griechen zuerst Appolodorus und sein Schüler Zeuxis.

Anfangs waren alle griechischen Gemälde ohne Handlung vorgestellt; der erste war Cimon von Cleonis, der ihnen mancherlei Stellungen gab, er war auch der erste, der die Adern am menschlichen Körper, das Gelenke der Glieder und die Falten der Gewänder ausdrückte. Euphranor, der viel später lebte, brachte zuerst Ebenmaß in die Malerei, bis sie endlich Apelles auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhob, die sie in den alten Zeiten erreichte.

Die griechischen Maler brauchten nur vier Hauptfarben, weiß, gelb, roth und schwarz. Oehlfarben scheinen den Alten gar nicht bekannt gewesen zu seyn, sondern sie brauchten überall Wasserfarben, denen zuweilen Essig beigemischt wurde. Auch bedienten sie sich, besonders bei Gemälden auf Kalk eines Wachsfirnisses, um den Glanz und die Dauer der Farben dadurch zu vermehren.

Der große Künstler Apelles pflegte seine verfertigten Stücke öffentlich auf der Gasse der Critik der Vorübergehenden auszusetzen; er selbst aber versteckte sich hinter dem Bilde, um diese Beurtheilungen zu vernehmen. Einsmal, als er ein Bild, welches ein Frauenzimmer vorstellte, auf diese Art zur Schau ausgestellt hatte, ging ein Schuhmacher vorüber, der stehen blieb, die Malerei betrachtete, und an dem Schuh des gemalten Frauenzimmers einige Ausstellungen machte. Der Künstler nahm diese Critik geduldig hin; als aber der Schuhmacher weiter ging, und die übrigen Kleidungs-

stücke, die Taille, die Gesichtszüge und noch mehr Anderes zu beurtheilen anfing, sprang Apelles hervor, und fertigte den Schuster mit folgenden Worten ab: „Schuster, gehe nicht über deinen Leisten hinaus!" Daher man noch heut zu Tage zu jenen, welche Sachen, die sie nicht verstehen, beurtheilen wollen, zu sagen pflegt: „Sutor, ne ultra crepidam!" (Schuster, gehe nicht über den Leisten hinaus!) Aber nicht nur Apelles, sondern auch andere griechische Künstler haben ihre Arbeit öffentlich ausgestellt, um die freien Urtheile über dieselben zu vernehmen.

Eine dem Alterthume eigene Kunst war die sogenannte Enkaustik, die wir nur noch aus der nicht ganz befriedigenden Beschreibung des ältern Plinius kennen, welche von dreierlei Art war. Die erste bestand in Vermischung des Wachses mit den Farben, und in Auftragung desselben durch Hilfe des Feuers und gewisser Werkzeuge, die man Cauteria nannte. Die andere wurde auf Elfenbein gebracht, in welches man mit einem spitzigen Griffel die Umrisse eingrub und hernach die Farbe auftrug. Die dritte Art scheint darin bestanden zu haben, daß man zerschmolzenes Wachs mit dem Pinsel auftrug (?). Indessen haben wir in unsern neuen artistischen Werken Anweisungen, Farben zu solcher Wachsmalerei zu bereiten, die sich sehr leicht mit dem Pinsel auftragen lassen; auch hierinfalls hat die Scheidekunst ihren wichtigen Einfluß auf die Künste bewährt, und wir haben wirklich ein solches Wachsgemälde in der akademischen Kunsthandlung in Wien gesehen, das vermög dem Costüme ein neueres Werk war. Man wird aber

schwerlich an dieser Kunst Behagen finden, die nur ein Nothbehelf der Alten war, die die Oehlmalerei nicht kannten.

Gleich der Bildhauerei hatte auch die griechische Malerei vier berühmte Schulen, die zu Sicyon, Corinth, Rhodus und Athen. Ihre blühendste Epoche hatte diese Kunst um die Zeit Alexander des Großen; denn um diese Zeit lebten die berühmtesten Maler, Zeuxis, Apelles, Parrhosius, Protogenes, Pamphilus, Polygnotus und Tumianthes.

Nach Italien kam diese Kunst mit den Griechen und ihren Colonien, welche sich dort niederließen; besonders wurde die Malerei auf frischem Kalk (al Fresco) zeitlich üblich, wie man aus dem uralten Gemälde des lanuvinischen Tempels sieht, dessen Plinius gedenkt. In Rom ließ man in den ersten Zeiten die Malerkunst den Sclaven zum Dienste des Hauses lernen; nach der Zeit aber fing man an, sie höher zu schätzen. Noch weit mehr kam sie nach den punischen Kriegen empor; und je mehr die Römer unter der Beute, die sie in Asien und Griechenland machten, schöne Gemälde fanden, desto mehr Geschmack bekamen sie an dieser Kunst.

In den mittlern Zeiten gerieth die Malerkunst gleich den übrigen schönen Künsten in Verfall, wozu die Einbrüche roher Barbaren, und die Uebermacht der Gothen und Longobarden viel beitrug. Die besten Künstler waren noch im griechischen Kaiserthume; als aber der Kaiser, Leo der Dritte, im Jahre 726 die Bilderstürmerei begann, so mußte dieß nothwendigerweise den Verfall der Kunst, und zwar um so mehr herbei-

führen, da man auch die Maler verfolgte, die dann in andere Länder entflohen. Doch erhielt sich noch immer etwas von der Kunst, besonders da die Kaiserin Theodora die Verehrung der Bilder wieder einführte. Unter den Kaisern selbst ist Constantin der Siebente als ein guter Maler bekannt.

Endlich lebte in Italien die Kunst, nach einer langen Pause, wieder auf. Die Florentiner fanden Geschmack an derselben, und verschrieben einige Künstler aus Griechenland. Cimabue war ihr erster Schüler, und mehrere Florentiner folgten ihm nach. Michael Angelo, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auftrat, übertraf alle seine Vorgänger, und stiftete die florentinische Schule. Zu gleicher Zeit that sich Raphael von Urbino in Rom hervor, und legte den Grund zur römischen Schule, welcher die Venetianische folgte und durch Titian berühmt wurde. Der Stifter der lombardischen Schule ist Correggio. Albrecht Dürer, geboren zu Nürnberg im Jahre 1471, und dort gestorben 1527, legte den Grund zur teutschen Schule; auch war er der erste Teutsche, der in Schriften zur Malerkunst Anleitung gegeben hat. Seine Werke wurden in das Französische und Italienische übersetzt. Den eigentlichen Stifter der niederländischen Schule kann man nicht angeben. Rubens ist darin der berühmteste Maler. Die französische Schule hat im sechzehnten Jahrhunderte unter dem Könige Franz dem Ersten ihren Anfang genommen; obschon auch seine Vorgänger die Malerkunst in Frankreich zu befördern gesucht hatten.

Mehr als diese angeführten Schulen *) gab es nicht. Die übrigen Nationen Europa's hatten keine Schulen, die ihren Namen führten, obschon sie ebenfalls gute Maler aufzuzeigen hatten, und fast in allen Staaten Malerakademien sind.

Die Malerei in Email, welche auf Metalle und irdene Gefäße gemacht wird, ist sehr alt, und schon bei den Etruriern üblich gewesen. Unter dem Papste Julius dem Zweiten suchte man sie in Italien wieder hervor; gleichwie man schon im sechzehnten Jahrhunderte wieder anfing, musivische oder mosaische Arbeiten zu machen, als man einige alte Stücke dieser Art entdeckte. Diese Arbeit besteht aus kleinen bunten Stückchen, welche man auf eine mit Kalk beworfene Mauer also eindrückt, daß ihre künstliche Zusammensetzung verschiedene künstliche Figuren vorstellt. Man hat zu Herculanum und Pompei ganze solche Fußböden gefunden. Die kleinen Mosaikarbeiten auf Tabaksdosen, Ringen, Siegelstöckchen 2c., die aus Italien zu uns kommen, sind bekannt. Diese Arbeiten werden jetzt vorzüglich im Florentinischen betrieben.

Die Glasmalerei ist vorhin in den Niederlanden und in Teutschland stark betrieben worden. Ueberbleibsel dieser Kunst erblickt man noch an verschiedenen Kirchenfenstern.

Die Landschaftsmalerei hat erst nach dem sechzehnten Jahrhunderte ihre Vollkommenheit erreicht; denn zuvor wurden nur Portraits und Historienstücke verfertigt.

*) In der Malerkunst versteht man unter der Benennung: Schule, die Reihe der Maler eines Landes, in deren Werken man einerlei Methode und Geschmack antrifft.

Unter den alten Gemälden auf Leinwand ist das kolossale Bild des Kaisers Nero merkwürdig, der sich, nach dem Berichte des Plinius, hundert und zwanzig Fuß hoch hat abmalen lassen. (Vielleicht um der Große genannt zu werden.)

Seit der Wiederherstellung der schönen Künste hat man viele Gemälde in verschütteten Gebäuden, Gräbern oder Städten aufgefunden; besonders ansehnlich ist der Vorrath von Gemälden des Alterthums durch jene vermehrt worden, die man in den Städten Herculanum, Pompei und Stabia entdeckt hat, und die in dem antiquarischen Museum zu Portici aufbewahrt werden. Das prächtige Werk: Von den Gemälden ꝛc. des Herculanum, befindet sich in mehreren öffentlichen Bibliotheken, und ist von unsern Künstlern häufig benützt worden.

Die Telegraphen.

Die Telegraphen oder Fernschreiber sind Maschinen, mittelst welcher man sich durch Zeichen auf eine weite Ferne einem Andern verständlich machen kann. Sie sind bekanntlich erst während des französischen Revolutionskrieges bei uns im Gange; allein man hat sichere Spuren, daß schon die alten Griechen und Römer sich ähnlicher, wenn auch nicht vollkommen gleicher Si-

gnale bedienten, und zwar schon in sehr frühen Zeiten. Dieß beweist vorzüglich folgende Stelle aus dem Trauerspiele Agamemnon von Aeschylus. Im zweiten Acte erzählt Clytemnestra dem Chor die Eroberung von Troja. Der Chor fragt:

Und welcher Bothe flog so pfeilschnell? Clytemnestra antwortet:

Vulcan, der bis an Ida's Gipfel her
Glanzstrahlend Fackel stets an Fackel zünd't,
Ein wandernd' Feu'r. Vom Ida leuchtet es
Bis an des Hermes Hügel an dem See.
Den dritten Strahl nahm Athos Gipfel auf,
Schön flammend wie der Sonne Morgenglanz,
Bis zu Makistus Wache. Da sie's sah,
Versäumt sie nicht der Bothenpflicht;
Fern über des Euripus Wirbel hin
Trug dann die Flamme zu der Huth
Messapiens; sie zündete ein Feuer
Argivischer Reiser an. Die hohe Flamme
Wallt' über des Asopos Eb'nen hin,
Hell wie der Mondstrahl, und entlockete
Cytärons Hügel eine Wechselflamme;
Weit über den Garops'chen Spiegelsee
Glänzt sie, und mahnt die Hüther Argiplanets
Der Bothenpflicht. Mit ungeschwächter Kraft
Entzündet sie ein helles Feuer, und
Alsbald erglänzt der ganze Flammenbart,
Und strahlet über des Saronischen
Vorbergs Spitze weit hinüber, bis
Sie allerletzt die Hügel dieser Stadt
Erreicht. Und so trug Ida's Tochterflamm
Die Kunde unter der Atriden Dach,
So hatt' es eure Königin geordnet, so
Erfüllten meine Wächter ihre Pflicht;
Der erste und der letzte Bothe ist
Der angenehmste doch: da siehst du nun,
Was mich gewiß macht. Denn er selbst,
Mein Gatte sendet diese Bothschaft mir.

In dieser Stelle ist ganz deutlich von einer Telegraphie durch Feuersignale die Rede. Von Troja in Kleinasien, wurde die Eroberung dieser Stadt mittelst Feuerzeichen, die von einer Wache auf diesem Berge den Wächtern auf jenem entfernten gegeben wurden, bis nach Argos in Griechenland fortgepflanzt; und es werden hier alle Stationen, wo solche Wächter bestellt waren, sorgfältig erwähnt.

Daß auch die Römer die Telegraphie kannten, läßt sich aus Polybius und Julius Africanus beweisen. Beide erzählen Folgendes: An dem Orte, wo das Zeichen gegeben wurde, unterschied man drei Puncte: die rechte, die linke Seite und die Mitte. Die ersten acht Buchstaben des Alphabets wurden durch 1, 2, 3 bis 8 auf der linken Seite angezündete Feuer ausgedrückt; den acht folgenden Buchstaben dienten eben so viele in der Mitte brennende Feuer zum Zeichen, und acht andere Feuer zur Rechten stellten in eben der Ordnung die acht übrigen Buchstaben des Alphabets vor. Diese Feuer wurden durch Reiser, Stroh und darauf gegossenes Fett oder Harz unterhalten. Um den Beobachter aufmerksam zu machen, auf welcher Seite er den Buchstaben suchen sollte, wurde vorher entweder an einer vierten Stelle ein Feuer angezündet, wodurch die linke Seite angezeigt wurde; oder zwei Feuer, welche die Mitte deuteten; oder drei Feuer, welche die rechte Seite anzeigten. Hatte man statt drei Reihen Buchstaben etwa vier oder mehrere Reihen, so mußte man desto mehrere Anzeigefeuer zur Bestimmung der Reihe haben, in welcher der Buchstabe zu suchen war. Der Beobach-

ter hatte ein geometrisches Instrument mit Röhren, um die Reihen von Buchstaben besser unterscheiden zu können. Diese Signale konnten durch Beobachtung und Wiederholung weiter fortgepflanzt werden. Doch war diese Methode durch Feuer zu signalisiren sehr unbequem, weil sie wegen der Menge Feuer eine beträchtliche Breite erfordert, und Aufenthalt verursachen mußte.

In neueren Zeiten hat der Engländer Robert Hook, Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu London, und Professor der Geometrie, Figuren zur Bezeichnung von Zielen zu Zielen angegeben, die mit den Figuren des französischen Telegraphen Aehnlichkeit haben, welche Chappe zu Paris und Lille in der Folgezeit errichtet hat. Ja es ist fast entschieden, daß die Figuren oder Signale des Chappe dieselben sind, die Hook erfand; ihr Mechanismus gründet sich auf geometrische Sätze. Chappe hat bloß in der Einrichtung der Maschine, wodurch er diese Signale darstellt, sein Talent gezeigt. Die Arme an den Figuren des Chappe sind beweglich, können nach Winkeln aufgerichtet und gesenkt, und für die Nacht mit Fackeln bewaffnet werden. Hook empfahl auch schon zur Beobachtung der Signale den Gebrauch der Telescope, die aber nicht von einerlei Länge seyn dürfen, sondern nach Maßgabe der Entfernung der Stationen größer oder kleiner seyn müssen. Indessen erschwert das Telescop die Ausführung der Telegraphie einigermassen. Schon im Jahre 1684 legte Hook seine Erfindung der Akademie der Wissenschaften in London vor; sie blieb also beinahe ein Jahrhundert

unbenützt, und wurde nicht in ihrem Vaterlande, sondern in einem fremden Lande zuerst ausgeführt und in Anwendung gebracht.

Am 21. Dezember 1784 kündigte der Herr Consistorialrath und Professor Bergsträsser in Hanau seine Synthematographik *) an, von welcher 1785 zu Hanau die erste Lieferung erschien. Er hatte dieselbe schon 1780 ausgearbeitet, und man muß gestehen, daß Bergsträsser schon 1784 in seiner Synthematographik mehr geleistet hat, als Chappe 1794 durch seinen Telegraphen leistete; denn Bergsträsser zeigte zehn Jahre früher die Mittel, in einem Lager von 200,000 Mann allen Generalen zugleich gerade so viel als ein jeder wissen soll, ohne sonderlichen Aufwand, bei Tag und bei Nacht Ordren zu ertheilen, und zwar geschwinder als Adjutanten oder Eilbothen zu Pferde sie hinterbringen können, so daß das Geheimniß gegen Verräther gesichert ist. Er lehrte auch, diese Mittel auf eine Flotte in der See und auf weite Distanzen von einer belagerten Stadt ꝛc. anzuwenden. Er brachte auch einen Telegraphen von Leipzig bis Hamburg in Vorschlag, nur mit dem Unterschiede, daß er seinem Telegraphen eine gemein verständlichere Benennung gab, und ihn Signalpost nannte.

Herrn Bergsträsser's Synthematographik verhält sich zu Chappe's Telegraphen wie das Allge-

*) Synthema heißt Verabredung, verabredetes Zeichen. Also Synthematographik die Kunst, durch solche verabredete Zeichen einem Andern etwas verständlich zu machen.

meine zum Besondern, und hat große Vorzüge vor dem Letztern; denn was Chappe mit 53 Figuren leistet, daß bewirkt Bergsträsser mit einer Figur; und wozu Chappe 100 Zeichen braucht, dazu braucht B. nur 5, und drückt damit Alles aus, was nur in einer Sprache ausgedrückt werden kann. Herr B. machte auch schon am 11. Juni 1786 Versuche mit seiner Erfindung.

Der Telegraph des Bürgers Chappe besteht in einem Rahmen in Gestalt eines sehr länglichen Parallelograms, ist mit beweglichen Streifen oder Klappen versehen, und an einem Baume befestigt. An dem Rahmen befinden sich zwei Flügel, die sich nach verschiedenen Richtungen ausbreiten. Der Baum, der den Rahmen trägt, dreht sich um einen Zapfen, und wird von einem Gestelle in Gestalt der Dachstuhlsäulen in einer Höhe von 10 Fuß erhalten. Die verschiedenen Richtungen und Stellungen der Theile dieses Telegraphs machen zusammen hundert verschiedene Signale aus. Die beweglichen Streifen oder Klappen des Rahmens können mittelst daran befestigter Bindfaden, die fast bis zur Erde reichen, einzeln auf- und zugezogen werden. Diejenigen Klappen, die nicht zur Schriftzeichnung dienen, sind offen; die zugemachten aber bilden einen oder mehrere parallele Streifen. Die sogenannten Flügel sind eine Art von Linealen, welche an beiden Seiten des Rahmens befestigt, und an einem ihrer Ende beweglich sind. Sie durchschneiden die Streifen oder Klappen in verschiedene Winkeln, so daß hieraus Zeichen oder Figuren entstehen, welche von jenen parallelen Streifen an

den sie perpendiculär oder schief durchschneidenden Flügeln oder Linealen gebildet werden. Da man nun dem ganzen Rahmen eine solche Neigung geben kann, daß die parallelen Streifen bald horizontal, bald vertical, bald in schiefer Richtung zu stehen kommen, so macht dieß für jedes Zeichen verschiedene Lagen, welche dann als eben so viele neue Schriftzeichen angesehen werden können. Auf diese Art lassen sich mit leichter Mühe 100 Schriftzeichen oder Figuren herausbringen, worunter einige die Buchstaben, andere die gewöhnlichsten Silben und Wörter bezeichnen. Die Stationen können 4 bis 5 französische Meilen von einander entfernt seyn, und in 20 Secunden können die Signale von einer Station zur andern gelangen.

Am 18. October 1794 wurde gemeldet, daß Herr Hofrath Böckmann in Carlsruhe mit einem neuen von ihm erfundenen Telegraphen verschiedene gut ausgefallene Versuche gemacht habe. Kurz darauf wiederholte er diese Versuche mit zwei von ihm erfundenen sehr einfachen Telegraphen, und auch mit einem französischen Telegraphen. Es wurden in Entfernungen von ein und zwei Stunden 6 bis 8 kleine Depeschen geschwind und sicher signalisirt; und an dem Orte, wohin die Signale gerichtet waren, aufs pünctlichste und deutlichste beobachtet.

Nach Herrn Böckmann's Urtheile kommen die teutschen und französischen Telegraphen darin überein:

1. Beide dienen dazu, willkürlich Depeschen bei Tag und bei Nacht in Entfernungen von mehreren Stunden schnell zu befördern.

2. Beider Wirkung wird durch neblichte und dichte regnerische Luft gehindert.
3. Beide bedienen sich sichtbarer Gegenstände, als: Buchstaben einer geheimen Schrift, die durch Fernröhre beobachtet werden.
4. Beide können mit Leichtigkeit ihre Signale revidiren. Beide sind aber in folgenden Stücken verschieden:

A. Die Einrichtung des französischen Telegraphen erforderte auf einer Route von 50 Stunden ein ganzes Jahr Zeit; die Anordnung eines teutschen Telegraphen kann in Zeit von 3 bis 4 Wochen geschehen.

B. Die Behandlung des französischen Telegraphen zu erlernen, kostet weitläufige Unterweisung; da man die Behandlung des teutschen Telegraphen in zwei Stunden lernen kann.

C. Der französische Telegraph hat 100 Charactere, und der teutsche nur drei für das ganze Alphabet, und zwei für die Zahlen.

D. Der französische Telegraph kostet auf jeder Station 6000 Livres (oder Franken), der teutsche nur 100 bis 120 Gulden.

Und so bestätigt sich bei den Telegraphen, wie bei so vielem Andern sowohl das Motto des Titels dieser Schrift, als eine weiter folgende Bemerkung Jean Paul's über Teutschland.

Die Bäckerei.

So wenig man jetzt daran denkt, das Getreide anders als Mehl und gebacken zu essen, so hat man doch in den ältesten Zeiten weder Müller noch Bäcker, sich also auch nicht so, wie in den neueren, über sie zu beschweren gehabt. Man aß nämlich das Getreide, wie andere Feldfrüchte roh, welches auch noch zu Christi Zeiten üblich war. Doch war schon eine Art Kuchen bekannt.

Hierauf fing man an, das Getreide als Gemüse zu kochen, ungefähr wie der Reis bei uns zubereitet wird, oder man machte einen Brei daraus, welcher noch in späteren Zeiten die Lieblingskost der Römer war, daher man ihnen auch den Namen Breiesser gab. Dann fiel man darauf, das Getreide zu rösten*) und zu stossen, welches auch zu Moses Zeit bei den Opfern gewöhnlich war. Diese Sitte war bei vielen andern Völkern auch aufgekommen, wie dieß unter andern aus dem Feste ersieht, welches Numa im Jahre 715, vor unserer christlichen Zeitrechnung verordnete, an welchem man das Rösten oder Braten des Korns feierte; auch wird

*) In Kärnthen, besonders in Oberkärnthen, wird sehr häufig eine Speise aus dem Mehle des Haidekorns bereitet, die man Sterz nennt. Das Mehl wird dazu ebenfalls geröstet, und dann mit heißem Wasser in unförmliche Klümpchen gerissen. Gewöhnlich wird diese Speise mit Milch genossen, nachdem sie vorher mit Speck oder mit Schmalz geschmalzen worden.

noch jetzt in der Türkei an manchen Orten das Getreide geröstet gegessen. Diese alten Bereitungsarten würden also auch bei uns in Nothfällen, z. B. bei Belagerungen u. s. w. mit Nutzen angewendet werden können.

Eben so ungewiß ist auch die Zeit der Erfindung der Kunst, aus dem Getreide Mehl zu bereiten. Die Römer schrieben sie dem Pilumnus, einem Könige der Rutuler (einer alt italienischen Völkerschaft) zu. Anfangs quetschte man wohl das Getreide zwischen Steinen, um es zu enthülsen, später stampfte man es in Mörsern, was in der Folge auch die Römer thaten.

Zu Abrahams Zeiten hatte man eine Art (auf obige Weise bereitetes) Weitzenmehl. Es war gewöhnlich die Kost der Reichen, da hingegen die Armen sich mit Gerstenmehl begnügen mußten. Man buck zwischen Steinen eine Art Kuchen, die mit Asche und glühenden Kohlen überschüttet wurden, und Brot hießen.

Eine ähnliche Art Kuchen ward auch bei den Römern eingeführt, deren Bereitung sie von den Griechen, und diese von Egyptiern gelernt hatten, wo schon früher Handmühlen gebraucht wurden. Erst später wurden ordentliche Mühlen eingeführt, die durch Wind oder Wasser ihre Bewegung erhielten, der Teig geknetet und in einem Backofen gebacken.

Die Bäckerkunst hat seitdem bei uns, obgleich sie nach dem Ackerbau das wichtigste und unentbehrlichste Gewerbe geworden ist, die wenigsten Verbesserungen erhalten, und ist Jahrhunderte auf der Stufe stehen geblieben, auf der sie vormals stand. Noch immer

knetet man, zur Schande, entweder der Bäcker oder der Mechanik, den Teig mit den Händen, schiebt ihn in den Backofen, und nimmt ihn nach einiger Zeit wieder heraus.

Das Kneten ist wahrlich äußerst mühsam. Der Arbeiter erschöpft dabei seine Kräfte mehr als man glaubt, verliert (besonders in den heißen Sommermonaten) in den durch den Backofen noch zum Uebermaße erhitzten Gemächern der Bäcker, beim Kneten des Mehlteiges außerordentlich viel durch die Ausdünstung, und schadet seiner Gesundheit, so daß er in einem Alter von 50 Jahren, selbst bei der stärksten Leibesconstitution, zu jeder Beschäftigung untauglich wird. Erwägt man noch das Eckelhafte, daß der Schweiß der Arbeiter mit dem Brote vermengt, und somit mit selbem genossen werden muß, daß dieser Schweiß besonders von Personen, die an gewissen Krankheiten leiden, eben nicht die gesündesten Theile ihrer Säfte sind, daß diese Arbeiter hin und wieder sich manchmal, und zwar selbst in Bäckereien, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, sich einer Art den Schweiß abzutrocknen bedienen, welche zu nennen oder näher zu bezeichnen, der Wohlstand verbietet, so ist es wirklich befremdend, daß diese uralte Methode zu kneten bei uns noch immer beibehalten wird, während sie in anderen Ländern vorlängst abgeschafft ist. Ist es denn nicht genug, daß wir, im eigentlichsten Wortverstande mit dem Brote auch die Mühlsteine verzehren müssen, muß denn auch noch der eckelhafte Schweiß der Bäcker mitgegessen werden?

Schon öfter dachte man daher darauf, das Kneten

durch Maschinen zu bewirken; allein die Macht der Gewohnheit: Alles beim Alten zu lassen; von Jugend auf eingesogene Handwerksgebräuche und Vorurtheile, verzögerte — weil noch keine Noth zu einer Neuerung drängte — auch hier das Weiterschreiten.

Ist es denn so schwer, so unmöglich, das Kneten des Brotteiges durch Maschinen zu bewirken?

Andere Staaten sind uns bereits hierin mit dem Beispiele vorgegangen.

In Genua hatte man im Jahre 1789 in einigen Bäckereien eine Knetmaschine eingeführt, die durch ein Tretrad in Bewegung gesetzt war, und wo vier Stäbe in einem Bottich den Teig mischten und kneteten.

Zu Venedig führte um dieselbe Zeit der Bäcker Maisetti in seiner Bäckerei eine, obgleich nicht vortheilhaft eingerichtete Knetmaschine ein, die aus einem Tretrade besteht, das ein Mann bewegt. Dasselbe dreht zwei an einer viereckigen Welle befindliche Räder, und diese Welle knetet auf einem flachen Tische den Teig.

In Schweden bedient man sich zum Kneten des Thones in Ziegeleien einer Knetmaschine, die aus einem Wasserrade besteht, das eine Welle treibt; die Welle dreht sich in einem Kasten, und ist mit großen und kleinen eisernen Stäben versehen, welche den Thon im Kasten kneten. Statt des Wasserrades könnte es auch durch andere Mechanismen und Kräfte bewegt, und zum Teigkneten angewendet werden.

Selbst zu Pinang sah der Engländer Walther im Jahre 1812, in einer Bäckerei des Chinesen Armi, den Mehlteig durch Maschinen kneten.

In Italien wird das Brot häufig durch Brecheln mit langen Hebeln geknetet.

Die Aufmunterungsgesellschaft (Societé d'Encouragement) in Paris, welche jährlich verschiedene, oft bis 6000 Franken betragende Preise für verschiedene Erfindungen aussetzt, setzte im Jahre 1810 einen Preis von 1500 Franken auf die Erfindung einer Maschine, den Brotteig zu kneten.

Der Bäcker Lembert zu Paris erhielt den Preis für eine solche Maschine, die er in seiner Werkstätte eingeführt hat. Seitdem bedienen sich in Frankreich viele Bäcker solcher beweglichen Maschinen mit vielem Vortheile. Mit einem Schwungrade versehen, kann eine solche Maschine von einem Knaben in Bewegung erhalten werden, obschon auch durch einen erwachsenen Menschen mit einer Kurbel, wenn sie nicht gar groß ist.

Bei großen Bäckereien können mehrere solche Maschinen angebracht, oder auch große auf 2 bis 300 Pfund errichtet, und durch Pferde- oder Wasserkraft bewegt werden.

Diese Maschine kann jeder Tischler, oder wohl auch ein geschickter Zimmermann, nebst einem Schlosser verfertigen. Sie ist sehr einfach gebaut, und wenig kostspielig, so daß die geringen Kosten derselben, die sich bei einer Maschine auf 40 — 50 Pfund Teig mit einer Kurbel auf etwa höchstens 100 fl. W. W., und mit einem Schwungrade etwa auf das Zweifache belaufen dürften, im auffallendsten Mißverhältnisse mit den Vortheilen stehen, die sie gewähret.

Diese Vortheile sind:

1. Zeitersparung;
2. daß kein Mehl verstaubt wird;
3. Gesundheitserhaltung der Arbeiter;
4. daß man im Winter mit wenig warmen Wasser kneten kann;
5. Ersparung an Bearbeitungskosten;
6. Erzielung eines besser gekneten Brotes; und
7. Reinlichkeit, indem der Teig nicht, wie bei dem Kneten mit den Händen, mit Schweiß vermengt wird.

Da die Pariser Aufmunterungsgesellschaft zur Untersuchung der preiswerbenden Erfindungen immer eine Commission von Sachverständigen abordnet, auch bei der Vertheilung sehr streng zu Werke gehet, indem sie öfter alle Preiswerber, deren Erfindungen der Aufgabe nicht entsprechen, zurückweiset; so ist schon aus diesem Umstande, noch mehr aber aus der wirklichen Ausführung und Anwendung dieser Maschine an ihrer Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit nicht zu zweifeln.

Die Abbildung und Beschreibung dieser Maschine ist in den Annales des arts et manufactures, welche diese Gesellschaft in Paris in Monatheften herausgibt, enthalten, und kann in Wien in der kaiserlichen Bibliothek, in Grätz in jener des Joannäums, und wahrscheinlich auch in den Bibliotheken anderer Hauptstädte eingesehen werden.

Sollte wohl der gewerbfleißige und erfindungsreiche Teutsche, der so gerne ausländische Luxus- und Modegegenstände nachahmt, besonders in unserer so kunstrei-

chen und geldarmen Zeit, in einer so gemeinnützigen und bei der Anwendung so auffallend vortheilhaften Sache noch länger hinter dem Italiener, dem Franzosen, und sogar hinter dem Chinesen zurückbleiben wollen? —

Ein altes Sprichwort lautet: Wenn der Bauer nicht muß, so rührt er keinen Fuß; es scheint aber, daß es sich auch auf die Handwerker (in der Regel) anwenden lasse.

Das Schauspielwesen
der Griechen und Römer.

Der Ursprung der Schauspiele der griechischen und römischen Vorwelt verliert sich in die Zeit des Weinkellerfestes. In diesem versammelte sich das Landvolk aus Athens Gefilden, um dem Rebengott (Bachus) beim Opfer einer Ziege, des gefürchtetsten Feindes des Weinstocks, durch Gesang und Tanz für die Erhaltung seiner Gaben zu danken. Dergleichen Feste wurden auch der Ceres zu Ehren gefeiert. Zu der Zeit waren die Spiele äußerst roh, und mehr Possenspiel als Schauspiel. Der Schauplatz dieser Feste war kein Prunkgebäude, kein Tempel und Säulengang, sondern die Mutter Erde. Grüne Matten waren die Altäre, um welche der Chor des von Freude trunkenen Hirtenvolks singend und jubelnd herum tanzte. Aehnliche Schauspiele wurden zu Theben, zu Sparta, in Ionien und Sicilien schon vor Tespis gegeben.

Aus diesem Vorläufer bildete sich nach und nach in Athen eine Art dramatischen Singspiels oder Wechselgesangs. In diese Zeit fällt eigentlich das goldene Zeitalter der Schauspielkunst, wo die Tragödie von der Comödie unterschieden wurde. Anfangs war eine Laube für die Sänger und Zwischenredner; einige errichteten Rasenbänke für die Zuschauer die einzigen Zubereitungen. Nachher erbaute Tespis die ersten beweglichen Theater in Gerüsten von Brettern, welche mit gefärbten Fellen behangen waren. Er zog mit seiner Truppe auf dem Wagen von Ort zu Ort herum, auf demselben war eine Bühne errichtet, worauf sie spielten und sangen. Dem Tespis folgte Aeschylus, welcher eine stehende Bühne errichtete. Diesem folgten weiter Sophokles und Euripides. Sie waren es, welche der Tragödie die höchste Ausbildung gaben. Unter ihnen wurde die Comödie *) als eine von der Tragödie verschiedene Dichtungsart betrachtet. Die römischen Comödienschreiber Nävius, Afranius, Plautus, Cacilius und Terentius copirten bloß die Griechen. Mit dem Luxus stieg auch die Pracht des Theaters; und es gingen aus jenen rohen Symbolen die mit so vieler

*) Diese wurde in die alte, mittlere und neue eingetheilt. In der ersten wurden wirkliche Charactere und Namen, in der zweiten wirkliche Charactere und erdichtete Namen, und in der dritten erdichtete Charactere und Namen vorgestellt. In der alten waren unter den Griechen Eupolis, Cratinus und Aristophanes, in der neuern Menander hauptsächlich berühmt; zu Rom aber wurde die Comödie lange bearbeitet, bis in der Tragödie von Seneka Versuche gemacht wurden.

Kunst erbauten Schauspielhäuser der Griechen und Römer hervor, deren Größe und Pracht noch die späte Nachwelt mit Verwunderung anstaunt. Unter diesen Theatern zeichnen sich hauptsächlich Folgende aus:

1. Zu Athen das Theater des Bachus, von dem berühmten Baumeister Philo errichtet. Von der einen Seite hatte es die Form eines Halbzirkels oder einer Elypse; von der andern aber die Gestalt eines länglichen Vierecks. Im Durchmesser betrug es 250 Schuh und war mit Marmor belegt. Es stand an der südöstlichen Seite der Königsburg auf einem Felsen. Die Sitze waren so geräumig, daß 35 bis 40,000 Zuschauer Platz hatten. Mit diesem großen Werke der Baukunst wetteiferten
2. die Schauspielhäuser zu Corinth, Argos, Theben, Delos, Magapolis und Epidaurus. Allein alle diese an sich merkwürdigen Theater der Griechen wurden von den eben so ungeheuer großen als prächtigen Schauspielhäusern der Römer übertroffen. Anfangs mußte zwar zu Rom nach jedem Feste, an welchem Schauspiel gegeben worden war, das Theater wieder abgebrochen werden, um das Volk nicht zu sehr an dergleichen Schauspiele zu gewöhnen. In der Folge aber wurden stehende Gebäude errichtet, von welchen
3. das größte und merkwürdigste ist, welches der Curulische Aedil, Aemilius Scaurus, im Jahre 694 von der Erbauung Roms auf eigene Kosten bauen ließ, um sich bei dem Volke beliebt zu machen. Dieses Gebäude, welches 80,000 Menschen faßte,

hatte eine dreifache Säulenordnung, die unterste von Marmor, von den berühmten Brüchen des honigreichen Hymettus, einem bekannten Berg in Attika. Die zweite Ordnung war von Glas und die dritte von vergoldetem Holz. Außerdem zierten ungefähr 3000 broncene Bildsäulen das Gebäude. Sie stunden rings um die Sitze herum, und waren an den Seiten der Bühne aufgestellt. Die Garderobe bestand in athamanischen mit Gold durchwirkten Kleidern und andern beweglichen Theatergeräthschaften, welche Aemilius Scaurus nach jedesmaliger Vorstellung auf seine Villa nach Tusculum bringen ließ. Einmal kam durch Unvorsichtigkeit der Sclaven Feuer aus, und der Schade wurde nach unserem Gelde auf drei Millionen Reichsthaler geschätzt *). Ein Pendant zu diesem Scaurus war der berühmte Pompejus, dieser ließ

4. nach seiner Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege gegen das Jahr 700 von Erbauung Roms ein Schauspielhaus nach dem Modell des zu Mitilene, der bekannten Hauptstadt in der Insel Lesbos, aber noch prachtvoller, als dieses, von gehauenen Stei-

*) Wenn ein römisches Theater abbrannte, so war dieß nicht befremdend, denn die Römer waren schlechte Chemiker; erstaunenswürdig aber ist es, daß in unsern Zeiten so viele Theater nach einander ein Raub der Flammen werden, ohne daß man seine Zuflucht zu Feuerschutzmitteln nimmt. So rächt sich die vernachläßigte Scheidekunst! Wer solche wirksame Mittel kennen lernen will, findet sie in der Schrift: Was ist besser, Feuer zu löschen, oder es zu verhüten. Wien bei C. Gerold. 1824. 8.

nen erbauen. Es war solches das erste, welches nicht, wie die vorhergehenden, noch geändert werden mußte, sondern wie es war, stehen bleiben durfte. Um dieses zu bewirken, ließ Pompejus über jenes Schauspielhaus einen Tempel der Venus errichten, durch welche List er die Censoren abhielt, von ihm das Abbrechen des Schauspielhauses zu verlangen. Dieses war aus Quadersteinen gebaut, und umfaßte beinahe 40,000 Menschen.

Ungefähr 6 Jahre nachher, nämlich 705 von Erbauung der Stadt Rom, wollte

5. Cajus Scribonius Curio, ein Verehrer Cäsars, für die jährliche Todtenfeier seines Vaters ein Theater errichten. Weil er aber die Pracht der Schauspielhäuser eines Scaurus und Pompejus nicht erreichen konnte, so suchte er diese durch den Reiz der Neuheit zu übertreffen. Zu dem Ende ließ er zwei große hölzerne Theater neben einander errichten, welche an der einen Seite mit starken Angeln verbunden waren, und in wenig Minuten, durch angelegte Maschinen, mit den im Hause befindlichen Zuschauern herum gedreht, und zu einem Amphitheater in Gestalt eines Ovals verbunden werden konnten. Die Bühnen der beiden Theater konnten versenkt werden, und wo Tags vorher die Priester Thaliens und Melpomenens gestanden hatten, sah man Tags darauf auf dem nämlichen Platze Menschen oder Thiere kämpfen. Ja es ging der Hang der Römer zur Pracht und zum Neuen so weit, daß sie mit Gleichgültigkeit ihr Leben einer Maschine an-

vertrauten, die augenblicklich den Einsturz drohte. Sie stürzte auch wirklich zusammen, und einige Tausend römische Bürger wurden ein Opfer ihrer Schaulust *). Ungefähr 30 Jahre nachher, um das Jahr 737 n. E. R., vollendete

6. Augustus das vom Cäsar angefangene Theater. Er ließ solches bei Gelegenheit der Säcularfeier einweihen, und nach seinem verstorbenen Liebling, das Theater des Marcellus benennen. Es war solches mit Säulen von Marmor geschmückt, und überhaupt so dauerhaft gebaut, daß es allen Stürmen der Zeit zu trotzen schien. Noch in neueren Zeiten diente es bei den Streitigkeiten des Papstes mit dem römischen Adel, diesem noch in seinen Ruinen zur Festung. Außerdem verwandte Kaiser Nero, der gerne für einen Gott der Erde gehalten werden wollte, so, wie die folgenden Kaiser, viel Geld auf die Erbauung neuer Schauspielhäuser und deren Verschönerung.

Anfangs war der obere Theil der Schauspielhäuser ohne Bedeckung, und man schützte sich gegen die Hitze der Sonne und ihren Strahlen durch besondere Hüte. Fiel Regenwetter ein, so flüchtete man sich in die Säulengänge, die das Theater umgaben. In der Folge der Zeit spannte man ein breites Segeltuch über das Theater, welches an Segelstangen befestigt war, die

*) Es wäre Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Bewohner einer gewissen großen, wegen ihrer Schauzierde berühmten Stadt, bei einer gleichen Veranlassung ein gleiches Loos treffen würde.

man rings um die Sitze in die Tragsteine der obersten Mauer eingelassen hatte. Diese Erfindung wurde zuerst in Rom von dem Quintus Catulus nachgemacht, und von dem Pompejus dadurch verbessert, daß er künstliche Wasserleitungen anlegen ließ, welche das Wasser unter den Sitzen der Zuschauer bis zur obersten Gallerie hinauf führten, wo es durch die rings um die Gallerie angebrachten Bildsäulen in einem gelinden Regen auf das ausgespannte Segeltuch getrieben wurde, durch welches dann dasselbe auf die Zuschauer niederthaute, und so durch das ganze Schauspielhaus eine angenehme Kühle verbreitete. Aber noch nicht genug Luxus, sondern man vertauschte gar bald die Leinwand mit indischer Seide, welche damals, wie geraume Zeit nachher, in außerordentlich hohem Preise stand. Diese Tücher oder Decken *), welche insgemein orangengelb, dunkelbraun oder purpurfärbig waren, verursachten bei dem leisesten Wehen des Windes auf dem Boden des Hauses ein überaus angenehmes Farbenspiel. Aber auch diese Bedeckung mußte nachher mit neuen Verzierungen überladen werden. So ließ unter andern Nero, besonders bei einem Besuche des Königs von Armenien Tiridates, welchem er seinen Reichthum und Hoheit sehen lassen wollte, sich auf diese Decke, als Sonnengott auf einem Wagen sitzend, unter einem Himmel voll goldener Sterne abbilden, die ganze Bühne und ihre Säulen mit Goldblech be-

*) Plin. XIX. I. XXXVI. 15. Lucret. IV. S. 13.

legen; daher diese Feierlichkeit unter den Römern, unter der Benennung des goldenen Tags bekannt war. Ja, die Liebe der Römer zur Pracht ging so weit, daß man statt des Wassers die Decken mit einem Gemische von Wasser, Wein, Saffran (?) und andern wohlriechenden Flüssigkeiten besprengte, welche, einem feuchten Nebel gleich, auf die Zuschauer nieder fielen, und eine angenehme Kühle durch das Schauspielhaus verbreiteten. Man verschwendete auch auf andere Theile des Theaters sehr viel. Dahin gehörte der Vorhang der Bühne. Hauptsächlich benützte denselben Kaiser August, die Scenen seiner Siege und Triumphe, die er mit Gold einsticken ließ, zur Schau aufzustellen.

Erst in spätern Zeiten wurden die Theater mit einem Dach versehen *). Außer diesem ist noch

7. das Theater des Balbus bekannt, welches nahe an dem Pompeischen stand **).

In der Epoche von Alexander bis auf Augustus schon fiel bei den Griechen das Schauspielwesen zum Handwerk herab. Die Schauspielunternehmer mußten mit ihren Theatern an den Höfen und in den Städten herum wandern, um die Stücke der neueren und älteren Theaterdichter aufzuführen. Bei den Römern war zur Zeit der freien Republik die Schauspielkunst so weit gediehen, daß sie solche als eine Art von Gottesdienst ansahen. Doch wurden, seltsam genug, die Schau-

*) Stat. Sylv. III. 5. 91.

**) Ovid. trist. III. 12. u. 13. Amor. II. 7.

spieler noch zu Cicero's Zeiten zur niederen Classe des Pöbels gerechnet *). Nach mehreren Stellen des Plautus wurden den Acteurs, gleich den Sclaven, Schläge zuerkannt **).

Die Römer waren besonders dem Circus ergeben, und viele Jünglinge aus den ersten Häusern legten sich darauf, Wagen und Pferde geschwind zu regieren. Unter diesen waren 4 Truppen, die sich im Circus auszeichneten, und für welche sich ganz Rom interessirte. Es wurden, wie nun in England, große Wetten gemacht. Unter diesen Truppen war die sogenannte grüne und blaue Bande (Prasini und Veneti) die vorzüglichsten; und es wurden sogar von den Farben dieser Banden die im Reiche vorhandenen Factionen angedeutet.

Unter den heidnischen Kaisern bis zur Verlegung des abendländischen Kaiserthums nach Constantinopel, bezeigten diese Kaiser eine besondere Vorliebe bald für eine, bald für eine andere Bande. Vitellius liebte aber mehr die blaue Bande (Venetos), und zwar so sehr, daß man ohne Gefahr keiner andern Bande anhängen konnte. Allein der Kaiser Commodus und Heliogabalus hatten eine besondere Vorliebe für die grüne Bande, und zogen selbst den grünen Habit (Vestem prasinam) an, wenn sie kutschirten. Antoninus aber nahm weder im Circus, noch im Amphitheater Partei, sondern dankte den Göttern für seine entschlossene Unparteilichkeit.

*) Cicero ad famil. Lib. VII. c. 1.

**) Plaut. Cistel. act. 5. caterva.

Die Physiognomik.

In allen Wissenschaften ist der exaltirte Dichterflug, wenn er mit Stolz, Eigenliebe, und der Begierde sich über Tausende seines gleichen wegzuschwingen, verbunden ist, das verführende Irrlicht, so uns vom rechten Wege abzieht, und in Labyrinthe lockt, aus welchen sich wieder herauszufinden oft viele Jahre erforderlich sind. Im vorigen Jahrhunderte standen Physiognomisten auf, welche die Spiele ihrer Einbildungskraft für Orakel ausboten.

Der erste Keim dieser Kunst hat sich schon früh in vielfache Zweige zertheilt, und eine Menge monströser Auswüchse hervorgebracht.

Hipokrates sagt: Wer einen großen Kopf hat, und kleine Augen, ist von Natur zum Jähzorn geneigt. Große Hauptknochen deuten auf starke, kleine Augen auf lebhafte Empfindungen. Wer viele Zähne hat, wird ein hohes Alter erreichen. Wer andere mit unverwandten Augen anzusehen gewohnt ist, ist zum Zorne geneigt; es ist Ausspähungsgeist. Wer einen großen Kopf, große schwarze Augen, dicke und eingezogene Nasenlöcher hat, den hält man für einen guten Mann. Große, grünliche Augen, ein kleiner Kopf, dünner Hals, eine schmale Brust, bezeugen, daß die übrigen Theile ein gutes Verhältniß haben werden (!). Wer einen kleinen Kopf hat, wird weder stammeln, noch eine

kahle Platte bekommen, es sey denn, daß er grünblaue Augen hätte. Blonde, mit einer langen spitzigen Nase und kleinen Augen, sind boshafte Leute. Die roth aussehen, stumpfe Nasen und große Augen haben, sind für gute Menschen zu halten. Wer bei einer großen Leibeslänge wenig Haare hat, und stottert, der hat viele Empfehlung für sich.

Das erste vollständige Werk über die Physiognomik haben wir von Aristoteles. Nach ihm deutet eine lebhafte Fleischfarbe eine hitzige, sanguinische, das mit Roth untermengte Weiß eine gute Natur, bei einer glatten Haut an. Weiche Haare bedeuten einen Furchtsamen, harte einen Unerschrockenen, weil Thiere mit weichen Haaren, und die krausen Südländer wenig Muth, und die nördlichen Thiere und Menschen dickes Haar, eine harte Haut haben, und durch das Gefühl der innern Stärke unerschrocken gemacht werden. Langsame Bewegungen verrathen Bedächtlichkeit, und schneller Gang Geschäftigkeit. Die laute, steigende Stimme zeigt von Muth, die leise, sinkende von Kleinmuth.

Unter den Römern sagt Cicero: Das Angesicht ist der Spiegel dessen, was in der Seele vorgeht, und die Augen geben uns davon die erste Nachricht; sie drücken alle Empfindungen der Seele aus. Heften sie sich auf einen Gegenstand, so überdenkt ihn die Seele, fliegen die Blicke umher, so ist sie leichtsinnig. Jeder Affect zeichnet sich in ihnen; auf ihrem Glase malt sich der Gang unserer Gefühle, und sogar die Leidenschaft der Thiere ab. Löwen und Pferde schütteln ihre Mähnen im Zorne. Nach der Sprache, durch welche wir unsere

Gedanken offenbaren, hat das Auge den zweiten Rang, es ist das Steuerruder der Worte, und gibt unseren Handlungen Nachdruck.

Man weissagte aus der Physiognomie, und sogar aus den Einschnitten der Hand, welche zum Geben am geeignetsten war, und dieses Handwerk trieben vornämlich die Zigeuner, welche sich im Jahre 1417 zuerst in Teutschland sehen ließen, und in Bånden, aus Slavonien kommend, herumzogen, aus der Hand wahrsagten, und aus der Tasche stahlen.

Nach einem langen Schlafe, der auf alle Berauschungen zu folgen pflegt, erwachte die Physiognomik durch die neuere Naturlehre des Cartesius, Leibnitz, Wolf. Dann war wieder Windstille, und nach derselben trat Pernetty, Musäus, Funk, Lossius und Lichtenberg auf, um diese Prophetin in einem neuen Costüme zu produciren. Den meisten Eindruck machte der Schwärmer Lavater. Eine Sündfluth von Silhouetten überschwemmte Teutschland; alle Wände waren mit solcher bedeckt, und es schien, als habe man sich in die Leibfarbe des Teufels verliebt.

Endlich ist auch diese Epidemie vorüber gegangen, wozu die Forschungen eines Gall's viel beigetragen haben, der aus Erfahrungen bewies, daß man die Kenntniß der moralischen Eigenschaften eines Menschen nicht in den weichen Theilen des Kopfes, sondern in den so verschiedenartigen Formen des Schädels suchen müsse.

Die Electricität.

Die Künste und Wissenschaften haben, gleich den Staaten und Nationen, eine nach der andern ihre glänzenden und ruhmvollen Perioden, in welchen sie vorzüglich die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, in einem besonders glänzenden Lichte erscheinen, und das Liebligsstudium des Zeitalters werden; aber bald sind oft diese Perioden vorüber, und die wenigen Jahre des Glanzes und Ruhms verlieren sich oft in Jahrhunderte der Vergessenheit. Dennoch aber gibt es Wissenschaften, welche über diesen Wechsel des Schicksals erhaben sind, und wegen ihres ausgebreiteten Nutzens, und der Unentbehrlichkeit und Brauchbarkeit der durch sie erfolgten Erfindungen, beständig in blühendem Zustande verbleiben; die, ob sie gleich ehemals unbekannt waren, dennoch nun nie wieder fallen, da sich der Ruf ihrer Entstehung oder Vervollkommnung verbreitet hat; die zwar alt, aber nie vernachlässigt werden.

Von dieser Art ist die Wissenschaft der Electricität, die angenehmste und bewundernswürdigste unter allen Theilen der Naturlehre, welche jemals von Menschen bearbeitet worden sind. Nachdem sich einmal der Umfang und die Allgemeinheit dieser Wissenschaft gezeigt, nachdem man ihren Gegenstand einmal für eine der wirksamsten Triebfedern der Natur erkannt hatte, blieb sie immer in Aufnahme, ward mit Vortheil bearbeitet, ununterbrochen erweitert, und befindet sich nunmehr in

einem Zustande, worin sie anstatt unfruchtbar geworden zu seyn, vielmehr die allgemeine Aufmerksamkeit noch stärker zu erregen, und ihren Freunden noch freigebigere Belohnungen ihrer Mühe zu geben verspricht. Die Optik enthält viele bewundernswürdige und nützliche Dinge, die aber doch bloß das Geschäft des Sehens betreffen; die Lehre vom Magnet zeigt die anziehende und zurückstossende Kraft und die Richtung nach den Polen, aber doch bloß an den Magneten; und selbst in der Chemie hat sie der Lehre von den Verwandtschaften (Affinitäten) einen Anhaltspunct verschafft. Die Electricität vereinigt in ihrem Umfange alle diese Wissenschaften, verbindet verschiedene Kräfte mit einander, setzt unsere Sinne auf eine besondere und überraschende Weise in Erstaunen, erregt dadurch Vergnügen, und ist dem Unwissenden sowohl, als dem Gelehrten, dem Reichen sowohl als dem Armen, nützlich. Bei der Electricität vergnügen wir uns an dem lebhaften und durchdringenden Lichte, welches sie unter unzählig verschiedenen Gestalten hervorbringt; wir bewundern ihre anziehende und zurückstossende Kraft, die auf alle Arten der Körper wirkt; wir gerathen in Erstaunen über ihren Schlag, in Schrecken über die Explosion ihrer geladenen Flaschen; wenn wir sie aber als die Ursache des Donners und Blitzes, des Nordlichts und anderer Naturbegebenheiten betrachten, deren fürchterliche Wirkungen wir durch sie zum Theil nachahmen, erklären, ja sogar von uns abwenden können, so werden wir in ein Erstaunen gesetzt, das unsere ganze Seele mit einer unbeschreiblichen und bleibenden Empfindung der Bewunderung erfüllt.

Man glaubt allgemein, daß die Electricität, als eine durch die ganze Natur verbreitete Kraft, den Philosophen *) des Alterthums unbekannt gewesen sey. Indeß gibt man doch zu, daß sie einige Wirkungen der Electricität gekannt hätten; sie wären aber auch durch diese Kenntnisse verleitet worden, sie für eine besondere Eigenschaft gewisser Körper, und nicht für die allgemein wirksame Kraft zu halten, für welche wir die Electricität anerkennen. Theophrast, der ungefähr 322 Jahre vor Christi Geburt lebte, scheint der erste Schriftsteller zu seyn, der von der Kraft gewisser Körper, sich gegenseitig anzuziehen und zurückzustossen, es sey nun durch ein eigenes Princip, oder durch die Schwere, Meldung thut. In seinem Tractat von den Steinen spricht er vom Ambra, „das man in der Erde an der ligurischen „Küste finde, und das jene anziehende Kraft habe." Er setzt hinzu: „Die durchsichtigsten Stücke desselben be-

*) Philosoph hieß im Alterthume jeder, der über die Natur der Dinge nachdachte. Der Mathematiker, Physiker, und der eigentliche speculative Denker theilten freundschaftlich diesen Namen, denn diese Wissenschaften waren nicht so gesondert wie jetzt. Der Physiker traute sich ohne philosophischen Geist keinen Blick aufs All zu, und der Philosoph glaubte, daß seine reine Erkenntniß der Vermittlung anderer Kenntnisse bedürfe, um für die Einsicht in das, was ist, ersprießlich zu werden. Mag man immer objectiv die Wissenschaften sondern, dieß ist nothwendig, nur verbinde man das Getrennte subjectiv wieder. Der Philosoph unserer Zeit verschmähe den Blick auf die Natur nicht, und der Naturforscher erhalte sein Auge empfänglich für das Licht von Oben.

„sitzen diese Eigenschaft in einem vorzüglichen Grade *),
„und ziehen sogar Eisen an." Dieselben Eigenschaften schreibt dieser Autor einem Steine, den er Lapis lyncurius nennt, und den man jetzt für den Turmalin hält, ebenfalls zu. Ehmals hielt man ihn für eine Art Ambra; indeß unterscheidet Theophrast doch diese beiden Substanzen sehr genau, ob er ihnen gleich dieselbe Anziehungskraft zuschreibt. Er sagt: „Dieser Stein besitzt
„eine Anziehungskraft, die der des Ambra gleich ist.
„Er zieht nicht nur Spreu und Blätter, sondern sogar
„Kupfer und Eisen, wenn sie klein zerstückelt werden."

Plinius, Solinus und Priscian **) reden ebenfalls davon.

Diese von der Electricität einigen Substanzen mitgetheilte Anziehkraft ist aber nicht die einzige den Alten bekannte Eigenschaft dieses Fluidums. Sie kannten die Wirkungen der electrischen Erschütterung, und beschrieben sehr genau die Empfindungen, die sie im menschlichen Körper bewirkt. Indeß will man keineswegs behaupten, daß sie irgend einen Zusammenhang zwischen der Anziehungskraft und den Erscheinungen, von welchen wir nun reden werden, eingesehen hätten.

Es ist außer Zweifel, daß das Erstarren, welches der Krampffisch und einige andere Fische bei der Berührung bewirken, in der That die Wirkung einer electri-

*) Jetzt hält man die nicht durchsichtigen Ambrastücke für die meist electrischen.

**) Plin. I. XXXVII. Cap. 3. Solin. Cap. 2. Priscianus in Pericy.

schen Erschütterung sey, die sie dem berührenden Körper mittheilen. Für sie ist diese Eigenschaft ein Vertheidigungsmittel, und es hilft ihnen auch, ihre Nahrung zu gewinnen. Aristoteles sagt: „Der Krampffisch bewirkt ein Erstarren bei den Fischen, deren er sich bemächtigen will, und verzehrt sie dann. Er versteckt „sich im Sande oder Schlamm, und ergreift die Fische, „die über ihm schwimmen, indem er sie erstarren macht. „Dieselbe Wirkung äußert er auch auf Menschen.“ Plinius sagt von ihm, er mache Erstarren, auch wenn man ihn mit einer Lanze oder Ruthe berühre; und dieses Erstarren ergreife auch die stärksten Muskeln eines Menschenkörpers. Es feßle und binde gleichsam mitten im Laufe die Füße der regsamsten Leute. Galien sagt: dieser Fisch habe eine solche Kraft, daß, wenn man ihn mit der Fischruthe berühre, er die Hand des Fischers erstarren mache *). Plutarch sagt, dieser Fisch wirke auf die Fischer sogar mittelst der Netze, und wenn man auf einen lebenden Fisch Wasser gieße, so pflanze sich die Wirkung von dem Fische mittelst des Wassers bis auf die Hand fort.

Oppian geht noch weiter; er wollte sogar die Organe entdeckt haben, mit welchen der Fisch diese Wirkung hervorbringe. Er schreibt sie zwei Organen von einem strahlenförmigen Gewebe zu, die sich an beiden

*) Dieß könnte vermieden, und jene Wirkung oder Fortpflanzung bis zur Hand vermieden werden, wenn man in der Angelruthe eine Abtheilung von Glas anbrächte; indeß kann eine so heftige Wirkung nur durch einen großen Fisch bewirkt werden.

Seiten des Fisches befinden. Claudian hat über diesen Fisch ein kleines Gedicht gemacht, in welchem er ihm die oben angeführten Eigenschaften zuschreibt.

Aus diesem Allen sehen wir, daß die alten Naturforscher die Natur dieser außerordentlichen Kraft sehr genau beobachtet hatten, obschon sie das allgemeine Princip, von welchem sie ausfloß, nicht kannten. Sie kannten die Empfindungen, die dieser Fisch in dem menschlichen Körper erregt, und den Gebrauch, den er von dieser Kraft für seine Nahrung und Vertheidigung macht. Es war ihnen gar wohl bekannt, daß diese Kraft sich durch Holz, Metalle, Flachs, Hanf, und sogar durch Wasser fortpflanze, und daß sie in einem besondern Organ dieses Fisches ihren Sitz habe, was auch die neuesten Versuche mit dem electrischen Aal vollkommen bestätigt haben. Plinius schreibt diese Eigenschaft des Fisches einem gewissen unsichtbaren Einflusse zu, und gibt ihm denselben Namen, mit dem die Neuern die electrische Kraft bezeichnen. Er sagt: Quod si necesse habeamus fateri hoc exemplo, esse vim aliquam, quae odore tantum, et quadam aura sui corporis afficiat membra, quid non de remediorum omnium momentis sperandum est.

Noch ist zu bemerken, daß die electrische Erschütterung durch einen lebenden Krampffisch, eine sehr gewöhnliche Cur für gewisse Uebel war. Vessius erzählt, daß man lange eingewurzeltes Kopfweh dadurch curirt habe, das man einen solchen Fisch lebend auf den schmerzhaften Theil legte. Desselben Mittels bediente man sich für das Podagra. Der Kranke mußte sich an

das Meergestade begeben, und die Füsse im Wässer auf einen solchen Fisch so lange stellen, bis er nicht nur im Fuße, sondern bis an das Knie hinauf eine Erstarrung fühlte. Auf diese Weise soll des Tiberius Freigelassener, Anthero, geheilt worden seyn.

Dioscorides räth dasselbe Mittel gegen hartnäckige Kopfschmerzen, und den Vorfall des Mastdarms. Galen räth dieß ebenfalls. Im Paul Argineta findet man ebenfalls den Krampffisch als ein Mittel gegen die Kopfschmerzen.

Statt dem Krampffisch, mit welchem die Alten Krankheiten heilten, können wir auf eine viel bequemere Weise, und ohne uns an das Meergestade zu begeben, durch die Electrisirmaschine, im Zimmer, und sogar in einem isolirten Bette, ähnliche heilsame Wirkungen hervorbringen. Mehrere neue Aerzte haben die positive und negative Electricität gegen verschiedene Krankheiten empfohlen, und oft, wo nichts Anderes mehr helfen wollte, angewendet, und zwar mit einem erstaunungswürdigen Erfolge. Der berühmte Doctor Unzer empfiehlt die Electricität in seinem medicinischen Handbuche besonders wider die Fallsucht und Lähmungen.

Cavallo erzählt, daß ein Mädchen aus dem Findelhause von einer allgemeinen Steifheit aller ihrer Muskeln, gegen welche andere Mittel ohne Erfolg angewendet wurden, durch ein zweimonatliches Electrisiren vollkommen hergestellt worden sey.

„Die unstreitigen Wirkungen“ sagt Cavallo, „der Electricität, wenn sie dem menschlichen Körper mitgetheilt wird, sind eine Beförderung der unmerk-

lichen Ausdünstung, ein beschleunigter Umlauf des Blutes *), und eine Vermehrung der Absonderungen in den Drüsen."

„Diese Wirkungen hat man allezeit und ohne Ausnahme erfolgen sehen; sie können durch verschiedene, von allen medicinischen Fällen unabhängige Versuche erwiesen werden; und Niemand wird, so viel ich glaube, läugnen, daß sie dem Körper nicht allein dienlich, sondern sogar bei manchen Krankheiten unumgänglich nothwendig sind."

„Wenn man auf die Beobachtungen sieht, welche die Aerzte bei Anwendung der Electricität gemacht haben, so muß man gestehen, daß es unter den verschiedenen Fällen einige gibt, die von sehr glaubwürdigen Männern erzählt, und mit guten Beweisen bestätigt werden, deren Resultate man also sorgfältig in Betrachtung ziehen muß. Diese Betrachtungen zeigen, daß die Electricität, ausgenommen bei venerischen Personen und schwangern Weibern, gemeiniglich wenigstens eine Erleichterung verschafft. Wider den Schlagfluß, die paralytische Lähmung, die Wassersucht, die Kälte der Füsse, die Thränenfistel, die rheumatischen Schmerzen, den kalten Brand, den schwarzen Staar, kurz in allen andern Krankheiten, die durch Stockungen der Säfte oder Zusammenziehung

*) Man hat durch sehr genaue Versuche gefunden, daß die Electricität, wenn sie dem menschlichen Körper mitgetheilt wird, den Umlauf des Blutes ungefähr um ein Sechstheil beschleuniget.

der Gefäße verursacht werden, hat man die Electricität dienlich gefunden." *)

„Die Wissenschaften" setzt Cavallo hinzu „sind in sofern wichtig, als sie brauchbar sind; und der Gelehrte bearbeitet sie bloß für den Nutzen und für das Wohl der Menschheit."

Es fehlt uns auch nicht an Anweisungen und Unterrichtsvorschriften zur Anwendung der medicinischen Electricität, selbst mit Angabe der verschiedenen Krankheiten, gegen welche sie mit Erfolg zu gebrauchen ist, und der oft sehr verschiedenen und modificirten Arten der Application. Eine solche enthält auch der erste Theil von Halle's Magie sehr umständlich; und schon vor mehr als 20 Jahren ist ein teutsches Buch erschienen, dessen Titel wir aber nicht behalten haben, welches bloß von der medicinischen Electricität und ihrer Anwendung bei den verschiedenen benannten Krankheiten handelt.

Bei so vielfältigen alten und neuen Beweisen von der heilsamen Wirkung dieser unsichtbaren Flüssigkeit,

*) Eine Menge medicinischer Fälle, bei welchen man die Electricität gebraucht hat, enthalten fast alle Schriften von der Electricität, vorzüglich aber Jallabert's Experimenta electrica; Lovett's Subtil. Medium proved; Wesley's Desideratum, or Electricity made plain and useful; Fergusons Introduction to Electricity. Einige Fälle, worin die Electricität mit gutem Erfolge bei dem schwarzen Staare gebraucht worden, finden sich auch in dem fünften Bande der Londoner medicinischen Bemerkungen und Versuche. (Medical Essays of the College of Physicians in London.)

deren schädliche Wirkung die Intelligenz des Menschen nicht nur von uns ab-, sondern sogar auf eine nützliche Weise in uns zu leiten erfunden hat; bei den zahlreichen Beispielen von dem günstigen Erfolge ihrer Anwendung, und bei den nun genüglich bekannten Methoden ihrer Application ist es wirklich sehr befremdend, daß von ihr so wenig Gebrauch gemacht wird. Es läßt sich freilich eine, und zwar nur diese eine Erklärung allein denken; da dieser Gegenstand aber nicht zu unserer Competenz gehört, so mögen sich die Herren Aerzte hierüber selbst verantworten.

Wir haben oben angeführt, was die Alten von dem Zitterfisch geschrieben haben. Wir wollen nun unsern Lesern etwas Umständlicheres aus neueren Schriften der Naturforscher über diese merkwürdige Naturerscheinung mittheilen:

Der Zitteraal (Gymnotus electricus) hat mit unserm Aale große Aehnlichkeit, und kömmt in Flüssen mit klarem Wasser in Afrika und Amerika, vornämlich an den Mündungen der Flüsse in Guinea und in Guyana, Surinam und andern Ländern des mittägigen Amerika vor. Einige Arten Krebs ausgenommen, welche seinen erschütternden Stoß nicht scheuen, sondern ihn vielmehr anfallen und tödten, ist er den Wasserthieren so furchtbar, daß man oft zehn Ruthen um ihn keinen andern Fisch antrifft, obgleich hie und da einer von seinem Schlage davon kömmt. Kleinere Fische tödtet er mit einer einzigen Berührung (Schlag), größere mit mehreren Schlägen. Eine große äußerst gefräßige Katze, welche man gegen einen solchen beinahe halb todten Aal

anlaufen ließ, hatte ihn kaum berührt, als sie heftig erschüttert, plötzlich zurück sprang und kläglich heulte, auch in der Folge, so oft sie ihn zu Gesicht bekam, aus aller Macht schrie und floh. Selbst ein großer Hund fing, als er ihn mit der Zunge zu belecken anfing, ein schreckliches Geheul an und entfloh, und erneuerte sein Geschrei, so oft als er ihn wieder zu sehen bekam.

Auf Menschen wirkt er nicht mit gleicher Stärke. Indessen gibt es manche Modificationen. So ist bei manchem Menschen der Schlag desto stärker, je frischer und gesunder der Fisch ist; am stärksten und beinahe unerträglich, wenn man den Fisch mit einem Stocke berührt, der mit Messing beschlagen ist und einen goldenen Knopf hat. Kaum schwächer ist der Stoß, wenn man den Fisch mit einem zugerundeten etwas rostigen (?) Stücke Eisen gleicher Dicke berührt; ungleich schwächer, wenn man ihn mit einem spitzigen Eisen, mit einer Gabel von Silber, Kupfer oder reinem Zinn berührt. Schwach ist der Stoß, wenn man den Aal mit Fayence oder Ziegelstein berührt, oder um die metallischen Körper, womit man ihn berührt, ein trockenes Tuch bindet; ganz unmerklich ist er, wenn man das Thier mit Seide, Elfenbein, Horn, Schwefel, Harz, Siegelwachs, trockener Leinwand, Holz oder Glas berührt; und er verliert sich gänzlich, wenn man ihm den Magnet, an welchen er sich mit sichtbarer Unruhe hängt, nahe bringt, wenn nur dabei alles Eisen außer dem Spiele bleibt. Kleine Fische schwächt der Magnet außerordentlich.

Berührt man den Zitteraal (an welchem Theile des Leibes, ist gleich viel) stark mit einer Hand, und hält

die andere im Wasser, so geht der Schlag durch beide durch, wie bei dem Versuche mit der Leydenschen Flasche; eine Kette von Messing verbreitet den Schlag nur, wenn sie recht gespannt und der Schlag stark ist. Berührt man den Fisch unmittelbar außerhalb des Wassers, besonders wenn er schon trocken ist, und mit mehreren Fingern zugleich, so bekommt man einen gewaltigen Stoß in den Arm, wie wenn man den Ellenbogen angestossen hätte, und dieser Stoß geht auch in den andern Arm und in die Beine über; wiederholt man diese Berührung öfters nach einander, so fühlt man einen etwas anhaltenden Schmerz im Arme, einen lebhaften Aderschlag, eine Schwere im Kopfe, eine gewisse Niedergeschlagenheit, und von Zeit zu Zeit Anfälle von Magenkrampf. Berührt man ihn nur ganz sachte, so hat man eine Empfindung, als wenn Ameisen durch die Finger kröchen, womit man ihn berührt hat, und diese Empfindung dehnt sich nachher über den ganzen Arm aus. Berührt man ihn nur mit einem Finger, aber etwas stärker, so fühlt man in demselben Augenblicke gleichsam ein Kitzeln, das von der Spitze des Fingers durch den ganzen Arm läuft, und nur oben einen Stoß gibt, auf welchen eine gewisse Unempfindlichkeit erfolgt, wie wenn man durch eine gewisse Lage die Nerven, die zu einem Gliede gehören, gedrückt hat. Halten sich mehrere Personen mit den Händen zusammen, und der erste unter ihnen berührt den Fisch, so fühlen alle in dem Arme von der Seite, auf welcher der Fisch ist, einen Stoß. Selbst ein irdenes nicht glasirtes Gefäß, worin man den Aal ohne Wasser hat, theilt einen ähnlichen Schlag mit.

wenn man es berührt. Hält man dieses Gefäß mit der einen Hand, und mit der andern mittelst eines metallischen Körpers den Aal in die Höhe, so fühlt man in der ersten Hand gewaltige Schläge, in der andern nichts. Sogar soll das Wasser, worin er von Natur schwimmt, bis auf eine gewisse Entfernung die gleiche Kraft äußern.

Der Zitterwels (Silarus electricus) ist ein ungeschuppter, etwa zwanzig Zoll langer Fisch, wird in den afrikanischen Gewässern (Flüssen) angetroffen, und theilt ebenfalls Stöße mit, nur nicht so heftige als der Zitteraal

Der Zitterrochen (Raja Torpedo) ist ein dem Rochen mit dem Pfeilschwanze ähnlicher Fisch, von sehr verschiedener Größe, indem er von 12 Lothen an bis zu 20 Pfunden Gewicht vorkömmt, und findet sich im persischen Meerbusen, im adriatischen, atlantischen, im indischen, im Süd- und Mittelmeere, zuweilen auch im Nordmeere. Sobald ein Mensch diesen Fisch berührt, fühlt er zuerst eine Unempfindlichkeit und einen Schauer in denjenigen Gliedern, mit welchen er den Fisch berührt hat; bekömmt Herzklopfen, Zittern, Unempfindlichkeit und Kälte in allen Gliedern, einen Schmerz, als ob er alle Gelenke verrenkt hätte. Diese Wirkungen sind stärker, wenn der Fisch ganz frisch ist, wenn man ihn gereizt hat, wenn man ihn unmittelbar außerhalb des Wassers berührt, und am stärksten, wenn man ihn mehreremale nach einander berührt; schwächer, wenn der Fisch schon einige Zeit außer dem Wasser, oder doch außer dem Meere ist, oder wenn man ihn in dem Wasser oder durch einen Dolch, Stab oder Sponton berührt.

Die persischen Fischer behaupten, so wie die Fischer zu Cecina, daß, wenn sie den Fisch in ihre Netze bekommen, er ihnen unschädlich sey; und die Mohren glauben durch Anhalten des Athems sich dagegen zu sichern.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zur Kenntniß der Alten von der Electricität zurück.

Einige Gelehrte sind der Meinung, daß wahrscheinlicher Weise auch das Verfahren, wodurch man die Wolken vom electrischen Feuer entladet, den Alten bekannt gewesen sey, und vorzüglich dem Numa Pompilius. Sein Nachfolger Tullus Hostilius soll durch Ungeschicklichkeit bei diesem Verfahren umgekommen seyn. Man weiß, daß Numa Sabinischer Abkunft war. Er stammte also aus dem alten Hetrurien, einem Lande, aus welchem die Römer den größten Theil ihrer Ceremonien und heiligen Gebräuche entlehnt hatten. Diodor von Sicilien belehrt uns, daß die Tyrrhener oder Hetrusker, Numa's Landsleute, sehr viele und genaue Kenntnisse vom Donner gehabt hätten, indem sie die Naturphänomene mit großem Fleiße studirten. Plinius sagt ungefähr dasselbe: Exstat annalium memoria, Sacris quibusdam vel cogi fulmina, vel impetrari. — Vetus fama Hetruriae est, evocatum — impetratum a Porsenna rege. Numa selbst hatte gewiß nicht geringe Kenntnisse. Er verbesserte den Kalender, und setzte die Sonnenjahre mit den Mondesjahren ins Verhältniß. Er kannte die Eigenschaften der Hohlspiegel, die Sonnenstrahlen zu concentriren, und dadurch brennbare Körper zu entflammen. Dieß war auch die Art, wie die Be=

stalinen ihr heiliges Feuer anzündeten. Er führte religiöse Ceremonien ein, errichtete ein Priestercollegium, und war der vornehmste Gesetzgeber im Politischen und Religiösen. Livius sagt, er habe auf dem Berge Aventinus dem Jupiter Elicius einen Altar bauen lassen *), und habe ihn vom Himmel herabzuziehen (elicere, entlocken) gewußt, um von ihm zu erfahren, was gewisse Vorbedeutungen, und insbesondere der Donner und Blitz anzeigten; auch habe er ihn in mehreren wichtigen Vorfällen um Rath gefragt. Arnobius erzählt nach Plutarch, daß Numa, dem die Mittel, den Donner herabzuziehen unbekannt gewesen wären, der sich aber diese Kenntniß erwerben wollte, sich an die Göttin Egeria gewandt, und daß diese ihm die Wissenschaft, den Jupiter vom Himmel herabzulocken, mitgetheilt hätte. Auch wissen wir, daß nach den jüdischen Religionsgebräuchen die Gottheit unter dem sichtbaren Bilde einer Feuerflamme dargestellt wurde. Moses hatte zwei Erscheinungen dieser Art. Die heydnische Mythologie begünstigte dieselbe Idee. Jupiter, der die Semele besucht, zeigt sich im Donner und Blitz, als den characteristischen Merkmahlen der Gottheit. Den Donner oder die Gottheit herablocken, bezeichnete bei ihnen gleichviel; und Plinius meldet, auf gute Autorität gestützt, daß Numa dieß häufig gekannt habe.

Prüfen wir die Umstände des Todes von Tullus Hostilius. Livius erzählt: „Nachdem er die Bücher des Numa studirt, und darin eine Beschreibung

*) Tit. Livius. I. i.

gewisser feierlichen und geheimnißvollen Opfer gefunden hatte, die man zu Ehren des Jupiter Elicius anstellte, schloß er sich ein, und versuchte, diese Opfer nachzumachen. Er konnte aber nicht nur keine Erscheinung der Götter bewirken, indem er in den heiligen Gebräuchen und Vorschriften fehlte, sondern er wurde auch vom Jupiter, der über die unregelmäßigen Ceremonien zürnte, mit dem Blitze getroffen, und verbrannte mit seinem Pallaste." (Liv. (L.) I. Cap. 31).

Dyonys von Halikarnaß gibt zu, daß Tullus und die Seinigen im Feuer umgekommen seyen. Betrachtet man das tragische Ende dieser Ceremonien, so wird es sehr wahrscheinlich, daß electrische Zurüstungen vorhergegangen, und daß er das Opfer seiner Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit geworden sey, wie dieß auch Neueren bei ähnlichen Versuchen schon widerfahren ist.

Im Lucan findet sich eine merkwürdige Stelle, die auf etwas Aehnliches deutet. Von Aruns, einem gelehrten Hetrurier, der von den Bewegungen des Donners unterrichtet war, heißt es Pharsal. I. 606:

Arnus, dispersos fulminis ignes colligit et
terra moesto cum murmure condit.

Hier scheint wirklich ein Instrument beschrieben zu seyn, das die Gebäude vor dem Blitze schützt, indem es ihn in die Erde leitet.

Wir wissen, daß die Hetrusker und Sabiner, Landsleute des Numa, die Lanze erfunden hatten, und sie religiös verehrten. Wahrscheinlich bedienten sie sich bei ihren heiligen Gebräuchen nicht nur Eines dieser Instrumente, sondern einer großen Anzahl derselben. Die ersten

religiösen Zusammenkünfte wurden unter freyem Himmel gehalten, und das Wort Templum bezeichnete, seiner ältesten Bedeutung nach, Himmel oder Firmament. Vorzüglich wählte man dazu erhabene Orte. Moses empfing das Gesetz auf dem Berge Sinai, und in allen heiligen Büchern sind die erhabenen Orte als Sitze der Abgötterei angeführt. Setzen wir nun eine Menge solcher in die Erde gesteckter Lanzen mit nach oben gekehrten Spitzen, nehmen wir an, daß der Schaft von einem harzigen Holze gewesen sey, das also die electrischen Funken nicht leitete, so ist es, wenn man einen hohen Berg, als den Ort dieser Gebräuche dazu nimmt, sehr leicht möglich, daß bei der Nähe einer electrischen Wolke die Spitzen der Lanzen zu glänzen anfingen, und daß sie der Wolke einen Blitz entlockten, der Einige der Umstehenden tödtete. Dieß ist keine bloße Muthmassung. Plutarch erzählt, daß man Feuerballen auf den Lanzen der Soldaten gesehen habe, und wir wissen, daß, wenn man in dem mittelländischen Meere schifft, sich nicht selten ein feuriger Schein an der Spitze der Mastbäume zeigt, eine Erscheinung, welche die Alten Castor und Pollux nannten, unsere Schiffer aber das St. Helmusfeuer nennen, und für eine Vorbedeutung einer sehr guten Witterung halten. Livius spricht von einer Lanze, die in einem Hause beinahe zwei Stunden zu brennen schien, und doch nicht verbrannte. Dieß ist wohl nichts Anderes, als ein electrisches Phänomen durch die Sage vergrößert.

Noch muß man bemerken, daß Numa dem Jupiter Elicius keinen Tempel, sondern nur einen Altar in

freier Luft auf der Spitze eines Hügels, nämlich auf dem Aventinischen Berge, baute. Aber Tullus Hostilius war allein in einem abgelegenen Theile seines Pallastes.

Es ist also nicht unmöglich, daß eine Lanze den Blitz leitete, auch im Innern eines Hauses. Das Factum, das wir aus Livius anführten, rechtfertigt diese Muthmassung. Man könnte aber auch annehmen, daß die Lanze unter dem Giebel des Hauses sich befand, wo die gottesdienstlichen Uebungen gewöhnlich zu geschehen pflegten, und wo sie also sehr leicht den Blitz anziehen konnten. Im alten Testamente finden wir die Altäre auf den Dächern errichtet. Warum sollen wir uns also nicht vorstellen dürfen, daß Tullus Hostilius an einem erhöhten Orte, vielleicht unter dem Giebel seines Pallastes, und umgeben von emporstehenden Lanzen, einen heftigen electrischen Schlag erhalten habe? Zu dem stimmen alle damaligen Geschichtschreiber überein, daß er während eines Ungewitters umgekommen sey. Auch könnte es ja seyn, daß Numa, ohne die Gründe einzusehen, warum ihn dieses oder jenes Verfahren vor dem Blitze sicherte, sich dennoch vor ihm zu schützen wußte. Wie viele Häuser gibt es nicht, die gegen den Blitzstrahl gesichert sind, ohne daß ihre Erbauer oder Bewohner, oder die solche mit Blitzableitern versahen, nur im geringsten die Gründe dieser Wirkung einsahen? —

Das Lotteriespiel

erfanden die Römer, um die Feste der Saturnalien (ihren Carneval) zu verherrlichen. Augustus gab nur kleine Gewinnste; aber Nero ließ des Tages 1000 Billets unter das Volk vertheilen, deren mehrere dem Gewinner ansehnliche Geldbeträge einbrachten. Heliogabalus gab seltsame Gewinnste; z. B. sechs Sclaven, sechs Fliegen, eine prächtige Vase, einen gemeinen irdenen Topf und dergleichen Contraste mehr. Ludwig der Vierzehnte König von Frankreich, ließ bei Gelegenheit der Hochzeit des Fräuleins von Nantes mit dem Herrn le Duc in Marly, Lotterielöose ziehen, welche den Gewinnern die kostbarsten und reichsten Sachen eintrugen.

Man bediente sich der Lotterien in verschiedenen Zeiten und Reichen. Der König von England brauchte im Jahre 1694 eilig Geld, und trug seine Noth dem Parlamente vor. Das Parlament berathschlagte sich den ganzen Jänner hindurch, ohne irgend ein Mittel aufzufinden, endlich gab ein Parlamentsglied den Rath, eine Lotterie von einer Million Pfund Sterling zu errichten. Dieß ward angenommen, und dadurch der Verlegenheit schnell abgeholfen. Zu ähnlichem Behufe ward in Frankreich im Jahre 1700 eine Lotterie errichtet.

Der Ursprung des sogenannten Genueserlotto ist nicht so alt, als jener der übrigen Lotteriearten; indessen

entstand es um die nämliche Zeit, als die große Lotterie am meisten üblich war. Das erste Genueserlotto ward zu Paris im Jahre 1657 errichtet, und von da aus verbreitete es sich, wie so vieles Andere aus Frankreich, über die übrigen Staaten. Der Erfinder hieß Lorenz Tondi, und war ein Italiener; er hat auch die Tontinen oder Leibrenten erfunden. In Paris ist eine solche Tontinenanstalt (von einem Erfinder nach seinem Namen so benannt) im Jahre 1721, und 1737 eine ähnliche in Botzen in Tyrol errichtet worden. Man erhielt höhere Zinsen als die gewöhnlichen, allein das Capital war verloren.

Die wichtigsten neueren europäischen Sprachen.

Ohne Reinheit der Sprache (sagt Campe:)*) findet keine allgemeine Belehrung, keine Volksaufklärung oder Volksausbildung, in irgend einem beträchtlichen Grade

*) In der Vorrede zu seinem „Wörterbuch zur Erklärung und Verteutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke.“ Braunschweig. 8. 1801. In der Schulbuchhandlung. Wir empfehlen besonders die in diesem Werke enthaltenen: Grundsätze, Regeln und Gränzen der Verteutschung.

der Allgemeinheit, Statt. Ohne eine reine Sprache findet keine reine Vernunftwissenschaft, sondern nur jene vernunftverwirrende und vernunfttödtende Schulweisheit Statt, welche ihre Armuth an wirklichen Begriffen und Sachen hinter hohlen, barbarischen, griechisch-lateinischen Wörtern versteckt, und nur dann erst in ihrer ganzen Dürftigkeit da steht, wenn diese Wortlarven ihr abgezogen werden.

Eines Volkes Ehre hängt größtentheils an seiner Muttersprache. Diese ist der Landes-Ehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit muß man mehr eifern, als über der zartesten Liebsten Ehre. Die Geschichte der Sprache eines Volkes, ist die Geschichte seiner Cultur.

Die Zahl der Hauptsprachen und ihrer Mundarten, welche in Europa gesprochen werden, ist, im Verhältnisse zur Größe unsers Welttheiles, nicht geringe. Aber manche darunter sind keine Büchersprachen, und andere, obschon gebildet, machen doch noch keinen Gegenstand der neueren Literatur aus, und interessiren nicht sowohl den Liebhaber der Gelehrtengeschichte, als den Forscher der politischen Historie. Wir schränken uns daher auf diejenigen Sprachen ein, welche in Europa unter die cultivirtesten gezählt werden.

Die teutsche Sprache.

Dem Laut, der einst auf Pindus Höh'n erklungen,
Am Tibrisstrom aus Männerbusen quoll,
Hab' ich mit regem Eifer nachgerungen,
Der starken Kraft, der holden Anmuth voll.

So ward von mir Homerus Flug erschwungen;
Mein ist das Lied, das Hellas einst durchscholl,
Mein, was Virgil und was Horaz gesungen,
Mein selbst die Frucht, die Indiens Flur entschwoll.

Doch such ich gleich dem Fremden nachzustreben,
Braus' schäumend doch von innerm eignem Leben
Ein Bergstrom ich durch weit gespaltne Klüfte. —

Und in des Aethers reine Himmelslüfte
Wachs' ich ein Baum voll süßer Blüthendüfte,
Von dem empor sich hohe Sänger heben.

Die teutsche Sprache wird von den ältesten Zeiten bis in das neunte Jahrhundert bloß gesprochen, aber nicht geschrieben. Erst durch die Bemühungen Carls des Großen, und seines Sohnes Ludwigs, Otfrieds von Weißenburg, und anderer patriotischen Männer wurde es dahin gebracht, daß die Teutschen ihre Worte durch Schriftzeichen ausdrücken lernten; und dazu wurden lateinische Buchstaben gebraucht, welche zugleich mit der christlichen Religion unter den Teutschen geläufig wurden. Nun fing man an, die Bücher der heiligen Schrift, Predigten ꝛc. zu übersetzen, und auch Gesetze in teutscher Sprache bekannt zu machen. Im zwölften Jahrhunderte gebrauchte man sie vielleicht noch nicht in Urkunden. Nun kam die Periode der Minnesänger; man übersetzte aus dem Lateinischen, Provençalischen und Italienischen in das Teutsche, und durch diese Bemühungen erhielt solche immer Zuwachs an Ausbildung. Doch blieb noch Härte und Unregelmäßigkeit genug in der Sprache, bis in dem sechzehnten Jahrhunderte eine Hauptveränderung vorging. Auch diejenigen, welche mit verschiedenen Ereignissen der dama-

rigen Zeit nicht zufrieden waren, mußten doch eingestehen, daß damals die teutsche Sprache an Ausbildung gewonnen habe. Nun traten Sprachlehrer auf, und das folgende Jahrhundert, so unglücklich und verwüstend es auch für Teutschland war, beeiferte sich doch, Sprache und Literatur der größeren Vollkommenheit, welche die Italiener schon lange, und kurz vorher auch die Franzosen in der ihrigen erreicht hatten, näher zu bringen. Zu dieser Absicht ward im Jahre 1617 zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft, oder der Palmenorden gestiftet; und wenn je die Menge an Mitgliedern vom höchsten Range eine Gesellschaft glänzend machen kann, so war es bei dieser der Fall. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß sich diese Beförderer der Nationalliteratur und Sprachkunde, zumal in den spätern Zeiten, nicht in der Wahl der Mittel geirret hätten. Außer dieser sehr ausgebreiteten Gesellschaft gab es an verschiedenen Orten Teutschlands noch andere, zu gleichem Endzwecke eingerichtete. Die Zahl der Sprachlehrer ward immer größer, und man machte Versuche zu einem teutschen Wörterbuche. Harsdörfer, Morhof, Bödiker, vorzüglich aber aus dem vorigen Jahrhunderte Schottel haben sich hierin vorzüglich ausgezeichnet.

Dem ungeachtet behielt die teutsche Sprache noch mancherlei Fehler. Anstatt sie von allen ausländischen Wörtern zu befreien, bekam sie gegen das Ende des siebzehnten und noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, deren immer mehr. Die Ursache war erstlich der bloß lateinische Vortrag fast aller

Theile der Gelehrsamkeit *), wodurch die Schriftsteller genöthigt wurden, auch wenn sie teutsch schrieben, lateinische Wörter und Redensarten mit einzumengen. Hierzu kam auch die an den teutschen Höfen übliche Sitte, sich der italienischen, spanischen oder französischen Sprache zu bedienen. Wer sich nun das Ansehen geben wollte, zur großen Welt zu gehören, bereicherte sein Teutsches mit italienischen und französischen, so wie vorhin mit lateinischen Worten, welche oft verunstaltet und in einer unrichtigen Bedeutung angewendet wurden. Dieß Gemengsel war die Sprache der galanten und politischen Welt, welche sich um Sprachrichtigkeit wenig bekümmerte.

Es fanden sich zwar Männer, welche ihr Mißfallen hierüber äußerten; allein von keinem wurde dieser Mißbrauch mit besserem Erfolge bestritten, als von Gottscheden, der durch mehrere Uebersetzungen und Schriften, besonders vom Jahre 1725 an, Beispiele von größerer Sprachrichtigkeit gab. Nachdem er im Jahre 1727 die Stelle eines Aufsehers bei der schon früher errichteten teutschübenden Gesellschaft in Leipzig übernommen, und dieselbe, nach einem andern Plane, unter dem Namen der teutschen Gesellschaft erneuert hatte, so ward der Eifer, in Teutschland eine reinere Sprache einzuführen, nicht nur bei den Mit-

*) Thomasceus, der zuerst anfing, teutsche Vorlesungen zu halten, trug mehr zur Verdrängung des Lateins, als zur eigentlichen Verbesserung der teutschen Sprache bei. Aber Wolf hat sich durch seine teutschen Schriften um diese Sprache wirklich verdient gemacht.

gliedern derselben rege, sondern es wurden auch andere vornehme und gelehrte Personen aufgemuntert, eben diese Bahn zu betreten. Fast auf allen hohen Schulen entstanden teutsche Gesellschaften, welche zum Theil, noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert fort bestanden; doch haben sich dieselben mehr mit der Beredsamkeit und Dichtkunst, als mit der Reinigung der Muttersprache beschäftigt. Die Bremische teutsche Gesellschaft setzte sich durch ihr niederteutsches Wörterbuch ein unvergängliches Denkmahl. Gottsched lieferte endlich im Jahre 1748 seine Sprachkunst, welche lange erwartet worden war. Ungeachtet sie, auch nach den Zusätzen und Verbesserungen, welche sie in den folgenden Auflagen erhielt, nicht eben ein vollkommenes Werk war, so leistete sie doch in mancher Hinsicht gute Dienste. Er widersetzte sich dem Versuche, statt den teutschen, die lateinischen Buchstaben einzuführen. Nach ihm wußten sich Aichinger, Popowitsch, Heinze, Heynatz, und vorzüglich Adelung durch tiefere Einsichten und mannichfaltige Berichtigungen der Sprachlehre, wichtige und bleibende Verdienste zu erwerben. Stosch wurde, in Bestimmung gleichbedeutender Ausdrücke, für sein Vaterland mehr, als Girard für Frankreich. Heynatz und Eberhard traten in seine Fußstapfen. In etymologischen und lexicographischen Arbeiten haben sich seit 1724 bis auf unsere Zeit, Steinbach, Frisch, Nast, Fulda, Adelung, und zuletzt vorzüglich Campe hervorgethan, und um die Sprachreinigung bleibende Verdienste erworben. Auch von Dialecten, besonders vom Niedersächsischen und Westphälischen wurden

Wörterbücher geliefert. Das Journal von und für Teutschland machte auch auf die Sammlung oberteutscher Idiotismen aufmerksam, und seitdem erhielten wir mehrere gute Idiotiken, und zwar erst vor Kurzem ein Oesterreichisches. Sonnenfels verbesserte den barbarischen Kanzleistyl, und im Jahre 1787. erschien in Wien eine teutsche Rechtschreibung zum Gebrauche der k. k. Kanzleien.

So schätzbar die Reinheit ist, wozu Gottsched und seine Schüler das Teutsche brachten, so erkannte man doch bald, daß diese allein der Sprache noch keinen großen Werth geben konnte. In der Gestalt, die ihr jene gegeben hatten, fand man sie platt, wässerig, und ein wenig pedantisch. Man fand keinen Geschmack an den neuen Wörtern, die andere entbehrlich machen sollten. Man fing daher ungefähr seit 1776 wieder an, sich den Gebrauch ausländischer Worte zu erlauben, freilich oft ohne Noth. Man verfeinerte die Sprache durch neue Wendungen und Verbindungen der Worte; man gab ihr mehr Stärke und Nachdruck, und es erschienen, woran es noch am meisten fehlte, gute Prosaisten, Riedel, Sturz, Wieland, Schiller, Göthe, Meißner. Auch unsere neueren Schauspieldichter haben zur Ausbildung der Sprache viel beigetragen, besonders aber Campe, und die Sprachbereicherungen drängten sich, durch solche Beispiele aufgemuntert, von allen Seiten herbei, obschon nicht alle beifallswürdig waren, und Nachahmung fanden (z. B. Klopstocks). Man prüfte, wählte, und behielt das Beste.

Die Bemühung, eine gewisse Volkssprache aufzubrin-

gen und einzuführen, wodurch die Selbstlauter gewaltig ins Gedränge kamen, und das Teutsche eine possierliche Gestalt annehmen mußte, war eine bald vorübergehende Erscheinung.

Unsere nun bereicherte und gereinigte, ausgebildete Sprache hat nun auch in Italien, Frankreich und England, wo man sie sonst verabscheute, Liebhaber gefunden, und unsern berühmten literärischen Werken widerfährt häufig die Ehre, in jene Sprachen übersetzt zu werden.

Die französische Sprache.

Gefällig, leicht, in heitre Form mich fügend,
Mit immer gleichem abgestoß'nem Fall
Fließ ich, um jede Klippe sanft mich schmiegend,
Stets freundlich-klar, ein schimmernder Cristall.

Das Schickliche mit sich'rer Wage wiegend,
Gemeinem feind, und feind gewicht'gem Schwall,
Flieg' ich voll Lust, vergnüget und vergnügend,
Im Geistesspiel ein schön geschwung'ner Ball.

Was Genien im kühnen Flug erfinden,
Was Weise mühsam forschend uns ergründen,
Zeig' ich dem Volk im reizenden Gewand.

Mit Fröhlichkeit fortwandelnd Hand in Hand
Weiß ich die Welt gesellig zu verbinden;
Denn mich erschuf Witz, Frohsinn und Verstand.

Nachdem Gallien durch die Waffen Cäsars bezwungen war, so lernten die Einwohner sehr bald die Sprache und Literatur ihrer Ueberwinder; ja dieses Land wurde ein Sitz römischer Beredsamkeit. Als die Westgothen, Burgunder und Franken einfielen, war die la-

teinische Sprache allgemein. Sie wurde aber in kurzer Zeit merklich verdorben, und es entstand nach und nach eine Sprache, die weder die alte gallische, noch lateinische, noch teutsche war, und die von den Franken die romanische genannt wurde, weil sie die Landeseinwohner, die unter das römische Reich gehörten, von den eigentlichen Römern nicht unterschieden. Das Teutsche, welches die Franken nach Gallien gebracht hatten, verlor sich nun nach und nach auch bei ihnen, und das Romanische (Romanze) trat an dessen Stelle. Dieses, welches noch in seinen Wörtern viel ähnliches mit dem Latein hatte, keine Fürwörter vor den Personen der Zeitwörter gebrauchte, die Artikel oft wegließ, und das Zeitwort, nach lateinischer Art, bis ans Ende der Perioden hinschob, erhielt sich bis ins eilfte Jahrhundert, von welchem an die stufenweisen Veränderungen und der Uebergang in das, was nun das Französische heißt, immer häufiger und merklicher wurden. Die Kreuzzüge scheinen auch Einiges von der Einrichtung der griechischen Sprache zugesetzt zu haben.

Diese französische Sprache blieb ziemlich roh und unförmlich bis in das sechzehnte Jahrhundert. Die Arbeiten eines Jean de Meun, und Alain Chartier, eines Marot und Amiot, dessen Uebersetzung Plutarchs für ein Meisterstück von zierlichem Styl gehalten wurde, geben ihr wohl einige Annehmlichkeiten, aber sie war noch immer von dem Ideal einer ausgebildeten Sprache weit entfernt. Die Italiener, welche durch Catharina, und nach ihr durch Maria von Medicis nach Frankreich kamen, veranlaßten, daß,

mit Hindansetzung der Landessprache, die ihrige vorzüglich üblich wurde. So blieb es bis ins siebzehnte Jahrhundert, wo endlich die Nation ihre Sprache mit schnellen Schritten zu der Vollkommenheit brachte, deren sie fähig ist. Der Cardinal Richelieu stiftete im Jahre 1635 die Academie françoise. Außer der Menge vortrefflicher Schriftsteller, welche die Regierung Ludwig des Vierzehnten zum goldenen Zeitalter der französischen Literatur, und ihre Sprache zu einer classischen machten, außer den Uebersetzungen von beinahe allen Werken der Griechen und Römer, welche zwar selten getreu, aber meistens zierlich sind, und zur Bereicherung des Französischen nicht wenig beitrugen, finden wir auch in dem vergangenen und dem gegenwärtigen Jahrhundert genug Bücher, welche das Sprachstudium befördern. Die Remarques eines Vaugelas, jene von Mauvillon Sur les Germanismes, das Dictionaire de l'Academie françoise, welches im Jahre 1694 erschien, und in der Folge von ähnlichen Werken eines Furetière und Richelet in mancher Hinsicht übertroffen wurde, die Synonimes françoises par Mr. l'Abée Girard, nebst den Tropes par du Marsais, die Sprachlehren eines Regnier, dem die Akademie selbst diese Arbeit auftrug, eines Restaut, Girard, Vailly u. a., haben die gelehrte Behandlung der Sprache so glücklich ausgeführt, und ihr so viel Richtigkeit und Bestimmtheit gegeben, daß sie überall als Muster aufgestellt werden konnte, wo die übrigen Sprachen noch ungebildet in ihrer Kindheit waren.

Der Franzose hält so viel auf Sprachrichtigkeit, daß auch die elendsten Schriftsteller in Hinsicht auf die Sache, doch in Ansehung der Richtigkeit des Ausdrucks, öfter den besten anderer Nationen vorzuziehen sind; wenn gleich Leute, die von Gelehrsamkeit keine Profession machen, oft sehr unorthographisch und gegen die Regeln der Sprachlehre schreiben.

Die Regierung Ludwig des Fünfzehnten war nicht so fruchtbar an großen Schriftstellern, als die seines Vorgängers, wiewohl Voltaire, Rousseau und Montesquieu die Stelle vieler Anderer vertreten können. Wenn aber auch in dieser Zeitperiode die Literatur nichts gewonnen hat, so hat doch die Sprache nichts verloren. Der Franzose neologisirt, wenigstens in Schriften, mit Bescheidenheit, und die neuen Ausdrücke, welche seit ungefähr 1740 aufgenommen worden sind, schmiegen sich so gut an die älteren, daß man glauben sollte, sie wären stets in ihrer Gesellschaft gewesen. Nur seit der Revolution riß auch in der Sprache die Anarchie ein, die sich mit derselben aber allmählig wieder verlor; für neue Begriffe hat die Sprache aber auch dadurch einen Zuwachs von neuen Wörtern erhalten.

Dadurch, und durch andere Nebenumstände, hat sich Frankreichs Sprache schon seit mehr als einem Jahrhunderte durch ganz Europa, ja bis in andere Welttheile, ausgebreitet; sie ist die Staats- und Ministerialsprache der meisten Höfe, und nicht nur für Gelehrte, sondern für Fremde von beinahe allen Ständen nützlich, und oft unentbehrlich geworden. Sie kann zum Beispiele die-

nen, wie wichtig, nothwendig und vortheilhaft die Ausbildung und Reinheit einer Sprache ist.

Die italienische Sprache.

Die Wonnen, die das Leben rosig schmücken,
Sing' ich mit weichen zauberischen Tönen,
Geschaffen, ganz Gefühle auszudrücken,
Die uns die Welt zum Paradies verschönen.

Befeuert von der schönsten Sonne Blicken,
Im Blumenthal gewiegt in zartes Sehnen,
Hauch' ich der Liebe seliges Entzücken,
Hauch' ich der Liebe seligere Thränen.

Nicht durch der Schöpfung Räume hinzuschweben,
Das Unbelebte mächtig zu beleben,
Treibt mich ein inn'rer allgewalt'ger Drang;

Anschmiegend mich melodischem Gesang,
Soll sanft die Brust bei meinem Laut erbeben:
Musik ist ja mein Wesen und mein Klang.

Die italienische Sprache ist eine Tochter der lateinischen. Ob sie aber so alt sey, als diese, und unter dem gemeinen Volke üblich gewesen, während das Latein die Sprache der höheren Classen und Gelehrten war; oder ob die fremden Völker, die nach Italien kamen, auch einen Einfluß auf ihre Bildung gehabt haben, darüber ist unter den Italienern selbst viel gestritten worden.

In dem spätern Kaiserthume wurde die Sprache der Römer durch die Griechische zu dem Pöbel herabgedrängt. Die Fremden von allerlei Zungen, die nach Rom kamen, die ausländischen Soldaten und Hilfsvölker, deren sich die Kaiser bedienten, halfen sie immer mehr verderben;

und die Heruler und Gothen, die als Herren in Italien auftraten, brachten ihr vollends den Untergang. Am Ende des fünften Jahrhunderts entstand eine neue Sprache, in welcher zwar noch die lateinischen Stammwörter beibehalten, aber meistens verstümmelt oder fehlerhaft geendigt wurden. Das eigentliche Latein war nicht mehr die Landessprache, obgleich noch bis in das neunte Jahrhundert darin gepredigt und Gesetze abgefaßt wurden. Indessen erhielten sich dadurch, auch unter den Longobarden, die vielen Veränderungen in der Sprache des Volks, immer noch in Uebereinstimmung mit den Regeln des Latein, bis endlich, durch die Beimischung der fränkischen Sprache, welche Pipin und seine Nachfolger nach Italien brachten, die Endung der Wörter und die übrigen Abänderungen ganz fremd wurden. Nun war es dem Volke, und selbst den Geistlichen nicht mehr möglich, die lateinische Sprache zu verstehen. Man hatte sich in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts schon so weit davon entfernt, daß es unmöglich wurde, sie wieder herzustellen.

Unterdessen machte der Handel der italienischen Städte und selbst die Kriege, in welche sie, bei dem Verfall der Carolinger, mit einander geriethen, die besonderen Mundarten unter einander verständlich, und es bildete sich nach und nach, im zehnten und eilften Jahrhunderte aus denselben, eine allgemeine vom Latein unterschiedene Sprache, Lingua volgare, die zwar schon allen Reichthum der heutigen italienischen Sprache enthielt, aber in allen ihren Bestandtheilen so roh war, daß man sie nicht zur Büchersprache machen

konnte. Obgleich die Dichter, wie bei anderen Nationen, so auch in Italien den Anfang machten, dieser Sprache eine bessere Bildung zu geben, so blieb doch die Prose, bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, noch so unvollkommen, daß sie von der französischen, bei allen ihren Mängeln übertroffen wurde, und daß viele Gelehrte in Italien diese letzte nicht nur mündlich, sondern auch zu ihren Schriften gebrauchten. Mit dem Ende des gedachten Jahrhunderts und dem Eintritt des folgenden änderten sich jedoch die Umstände. Brunetto Latini und Guitbone von Arezzo, war das Verdienst vorbehalten, ihrer Sprache grammatische Richtigkeit zu ertheilen; und was ihr an Präcision und Anmuth noch abging, das erhielt sie durch Dante, die Villani, vorzüglich den ältesten, Johann Cino von Pistoja, Passavanti, Petraria und Johann Boccaccio, welcher sich um selbe viele Verdienste erwarb. Diese Toscaner, nebst einigen Andern, die zum Theil noch vor ihnen lebten, brachten ihre Mundart zu einer solchen Vollkommenheit, daß von der Zeit an alle guten Schriftsteller der übrigen Gegenden Italiens, solche ihrer eigenen vorziehen, oder doch unter der edlen Sprache, wozu sie sich bekennen, nichts sehr verschiedenes verstehen können.

Die Italiener nennen das vierzehnte Jahrhundert das goldene Zeitalter ihrer Literatur und Sprache. Im folgenden schritten selbe nicht vorwärts, ja, es ging vielmehr damit zurück, weil die Vorliebe zur altgriechischen und altrömischen Literatur zu herrschend geworden war. Mit dem sechzehnten Jahrhundert er-

wachte aber der Eifer für die Nationalgelehrsamkeit und Cultur der Muttersprache von neuem, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß dieses Zeitalter ihr goldenes weiter übertraf. Der berühmte Cardinal Bembo bestimmte in seinen grammatischen Gesprächen, die er unter dem Titel: Prose, herausgab, die Ungewißheiten des Italienischen, und reitzte seine Landsleute, sich mit dem Studium desselben zu beschäftigen. Machiavelli brachte die Prose zu ihrer Vollkommenheit, und verbesserte die von Boccaccio eingeführten Perioden. Wenn sich gleich mit dem Ende der republicanischen Verfassung zu Florenz die Reihe derjenigen Schriftsteller endiget, welche die Italiener ihre Alten nennen, so erhielt sich doch ihr Geist und Geschmack in ihren Nachfolgern. Die von Medicis, deren Haus sich schon seit langer Zeit durch Geschmack und Liebe für die Künste und Wissenschaften Hochachtung erworben hatte, behielten, wenn sie auch im Uebrigen nicht fehlerfrei waren, doch diese Eigenschaften bei. Die im Jahre 1582 zu Florenz errichtete Academia della Crusca, welche in der Folge das erste Muster eines guten Wörterbuchs einer neuen Sprache lieferte, wachte für die Erhaltung der Reinheit und Richtigkeit des Toscanischen mit solcher Aufmerksamkeit, daß andere Italiener darüber manchmal unwillig wurden.

Der witzig seyn sollende, aber unnatürlich geschrobene Geschmack, der sich bei dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts äußerte, und der durch Marino zur Reife gebracht, ungefähr von 1620 bis 1680 fast allgemein herrschte, hatte natürlich auch auf die Spra-

che einen schädlichen Einfluß; und um sie glänzend zu machen, überlud man sie mit Wortspielen und Metaphern, wobei manche Schriftsteller sich den Gebrauch längst verworfener, aus der niedern Volkssprache entlehnter Ausdrücke und Redensarten erlaubten. Doch dieses Verderbniß dauerte nicht allzulange und war nicht allgemein. Die Italiener kehrten wieder zur Liebe für natürliche Schönheit zurück, in der sie sich bis jetzt unverrückt erhalten. Es fehlte auch bisher nicht an Männern, die für ihre Muttersprache glücklich und rühmlich arbeiteten. Ferrarius erforschte in seinem Originibus linguae Italicae die Herstammung und Entstehung vieler Worte und Ausdrücke; und der gelehrte Menage, ein Franzose, der eben dieses Feld bearbeitete, stand ihm mit Ruhm zur Seite. Buonmattai hat in seiner nicht ganz vollendeten toscanischen Grammatik ein Werk geliefert, das stets im Werth bleibt. Castelvetro, Salviati, Salvini, Gigli, Manni, Mambelli, Bartoli, und besonders Corticelli nebst Andern haben theils durch Grammatiken, theils Bemerkungen und Untersuchungen über grammatische Gegenstände dem Gebäude ihrer Sprache festere Verbindung und Verschönerung ertheilt. Wir könnten noch viele Andere anführen, die der Ausbildung ihrer Sprache wichtige Dienste geleistet haben, bemerken aber nur noch Beccaria, welcher 1770 Ricerche intorno alla Natura dello Stile zu Mailand herausgegeben hat.

Die italienische Sprache ist bei weitem nicht so ausgebreitet als die französische, doch immer mehr als die spanische und englische, aber es fehlt ihr keineswegs an

Liebhabern bei den Nationen, welche Geschmack, schöne Literatur und Musik lieben. Sie besitzt vortreffliche Schriftsteller in verschiedenen Fächern der Wissenschaften, und einen Reichthum an guten Uebersetzungen der alten Griechen und Römer, welche allemal auf die Ausbildung einer Sprache mächtig wirken. Ihr poetischer Styl und Ausdruck unterscheidet sich sehr von dem prosaischen, und hat einen überaus großen Vorzug vor dem französischen. Wenn gleich Florentiner selbst darüber klagen, daß das Toscanische sich verschlimmert habe, so trifft doch dieser Vorwurf mehr die Sprache des Umgangs, als diejenige, die man in ihren Schriften findet. In der Türkei ist die italienische Sprache mit Vorzug vor andern beliebt, und für Seeleute und Handelsleute ist sie überhaupt, besonders aber, wenn sie in jene Gegenden handeln, nicht nur sehr nützlich, sondern fast unentbehrlich. In den letzten Jahrzehenden ist die italienische Sprache den Franzosen, und die französische den Italienern viel bekannter geworden, als sie es jemals vorhin war.

Die besondern, oft von einander sehr abweichenden italienischen Dialecte, kann man in dem Opere di Goldoni finden.

Die spanische Sprache.

Willst du von jenen reinen Gluten singen,
Die Lieb' in Ritterbüsen angefacht,
Willst du auf heißer Andacht Cherub schwingen
Zum Himmel steigen aus des Lebens Nacht;

Willst du in der Gefühle tiefsten Schacht,
Ins höchste Reich der Phantasien dringen,
Für Recht und Glauben schildern kühn die Schlacht,
Dann laß', begeistert meinen Laut erklingen.

Anbethend wirst du Engelsharfen hören,
Als Held durch meinen Schlachtruf dich bewähren,
Und sehnend dich im Liebeslied verzehren.

Ein Cataract, wenn Großes ich erwähle,
Bei Sanftem sanft wie Philomelens Kehle,
Zeigt jedes Wort, das mir entfließt, die Seele.

Die Römer brachten ihre Sprache in das von ihnen nach und nach überwundene Spanien, und breiteten sie in dem größten Theile desselben aus. Nachdem im Anfange des fünften Jahrhunderts die Vandalen, Sueven und Alanen, in der letzten Hälfte des sechsten, die Westgothen darin sich festgesetzt hatten, so ward die römische Sprache mit den ihrigen vermischt, und es entstand dadurch eine neue Sprache, in welche nachher die Mauren, welche im achten Jahrhunderte Spanien überschwemmten, eine beträchtliche Menge arabischer Wörter brachten. Indessen blieb bei aller dieser Vermengung, die römische die Grundsprache; daher das Spanische bei der Nation selbst Romanze, und weil es in Castilien am richtigsten gesprochen wird, Romanze Castillano oder auch Lingua Castillana heißt.

Diese Sprache wurde eben so zeitig auf Regeln gesetzt, als die toscanische; daher sind die Bücher aus dem vierzehnten Jahrhunderte, in Ansehung der Wörter und der Redensarten, wenig von den jetzigen unterschieden. Das goldene Alter derselben war das sechzehnte Jahrhundert, dessen Schriftsteller für die Meister der Sprache gehalten werden. In demselben wurden die besten griechischen und römischen Schriftsteller, meistens auf Veranstaltung Philipps des Zweiten in das Castilianische übersetzt. Doch schon zu Ende des erstgedach-

ten Jahrhunderts fing man wieder an, der lateinischen Sprache den Vorzug zu geben, und die Landessprache hintanzusetzen; ein Verfahren, gegen welches verschiedene Gelehrte, als Alexo de Venegas, Fermin Perez de Oliva, Ambrosio de Morales, Zurita, Albrete und Andere patriotisch eiferten. Michael de Cervantes Saavedra, der zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit seinem Don Quixote, der fast in alle Sprachen übersetzt wurde, und andern witzigen Schriften auftrat, verband mit seiner Laune den feinen und glücklichen Ausdruck, der diese Eigenschaften begleiten muß; damals erschienen auch mehrere satyrische und romantische Schriften, die häufig in andere Sprachen übersetzt wurden, unter welchen sich der bekannte Gil Blas von Santillana besonders auszeichnet. Bernardo Albrete, und Sebastian de Covorruvias Orozeo, nebst Remigio Noydens arbeiteten als gelehrte Etymologisten ihrer Sprache; und obgleich unter den letzten Königen der damaligen Dynastie sich fast Alles, auch der Geschmack verschlimmerte, so gab es doch noch Schriftsteller wie D. Diego Saavedra, D. Antonio de Solis, und Andere, die der besseren früheren Schule getreu blieben. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Spanier viele von den alten kräftigen Wörtern und Ausdrücken, durch neue unnöthige Weise geschaffene verdrängt haben.

Kaum sah Philipp der Fünfte das Ende des Erbfolgkrieges herannahen, als er, auf Veranlassung des Herzogs von Escalona, im Jahre 1714 die Real-

Academia Espannola stiftete, welche für die castilianische Sprache das werden sollte, was die Academie françoise für die französische war. Sie ließ es sich auch angelegen seyn, ihre Bestimmung zu erfüllen, und lieferte vom Jahre 1726 — 37 in sechs Quartbänden ein wohlausgearbeitetes Wörterbuch. Zu gleicher Zeit beeiferte sich D. Gregorio Mayans, wahre Gelehrsamkeit und guten Geschmack unter seiner Nation zu verbreiten, und ließ in dieser Absicht einige Werke der alten guten spanischen Schriftsteller, die in Vergessenheit gekommen und selten geworden waren, wieder auflegen; allein sein Versuch hatte bei einem durch scholastische Philosophie und Theologie verderbten Volke nicht den glücklichen Erfolg, dessen er würdig war. Will man sich einen Begriff machen, mit welchen Hindernissen die besseren spanischen Schriftsteller zu kämpfen hatten, und wie sehr sie jedem Satze, der nur auf die entfernteste Weise gegen die angenommenen oder vorgeschriebenen Lehrbegriffe verstoßen, oder doch so gedeutet werden konnte, in voraus mit schützenden Erklärungen assecuriren mußten, der lese z. B. nur Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, welche, unter diesem Titel, von G. E. Leßing ins Teutsche übersetzt, im Jahre 1752 zu Zerbst in der Zimmermannschen Buchhandlung erschienen ist. Die letzten kriegerischen und unruhigen Zeiten, die ohnehin den Wissenschaften und ihren Fortschritten nicht günstig sind, und die noch herrschende Wuth des Fanatismus und des politischen Parteigeistes, welche in Spanien mehr zu= als abzunehmen scheinen, konnten der Ausbildung der Sprache

unmöglich günstig seyn, und es scheint auch nicht, daß eine günstigere Zeitperiode für dieselbe erwartet werden dürfe.

Die engländische Sprache.

Was in der Schöpfung herrlichem Gebiete
Der Glaube ahnet, und das Wissen schaut,
Das kündet bald in sinnbildvoller Mythe,
Bald spiegelklar mein inhaltschwerer Laut.

Durch die Vernunft geschaffen im Gemüthe,
Im freien Raum zu stolzer Höh' erbaut,
Zeigt sich in mir bei edler Schönheit Blüthe
Die hohe Kraft, die fest auf sich vertraut.

Mag Wälschlands Ton, Musik, zum Ohre fließen,
Ein Bergstrom Teutschlands Sprache sich ergießen,
Und zierlich leicht die Gallierin sich dreh'n!

Magst du, Hispania, Blumendüfte weh'n! —
Ihr könnt ja doch empor nicht mächtig sprießen,
Ihr wächst ja nicht empor auf freien Höh'n.

Die alten Britten, ein Ast der Celten, hatten die Sprache dieses Volkes, welche durch den Aufenthalt und die Herrschaft der Römer in Britannien, vom ersten bis in das fünfte Jahrhundert, zwar nicht verdränget, aber doch eingeschränkt wurde. Das Latein ward in Britannien gesprochen, als die Angeln und Sachsen in der Mitte des erstgedachten fünften Jahrhunderts kamen, die Britten von ihren Feinden zu retten, aber dafür selbst sich zu Herren des Landes machten. Sie vertilgten zum Theil die alten Einwohner; ein anderer Theil derselben flüchtete in das nach ihnen benannte Bretagne, wo schon im vierten Jahrhunderte eine

Colonie aus Cambrien oder Wales hinkam, und in dessen unteren Gegenden ihre Sprache noch immer geblieben ist; und wieder Andere in das heutige Wales und Cornwall, wo sich die celtische Sprache ebenfalls, obschon nicht unverändert, bis jetzt noch erhalten hat, ungeachtet der Bemühungen, die man angewendet hätte, sie auszurotten.

Die Sprache der Angeln mag, ihrem Ursprunge nach, nicht viel von der dänischen unterschieden gewesen seyn, weil diese zwei Sprachen bald die cambrische, bald scandinavische, bald gothische heißen. Sie war aber von der sächsischen unterschieden, doch nicht so ferne, daß sich Angeln und Sachsen nicht verstanden hätten. Nach der Vereinigung der sieben Staaten oder Reiche, zu Anfange des neunten Jahrhunderts, erhielt die sächsische Sprache die Oberhand, weil die damaligen Könige Sachsen waren. Das eigentliche Anglische ward nach und nach vergessen, oder es war wenigstens nicht mehr die gemeine Sprache. Im Anfange des eilften Jahrhunderts kamen die Dänen nach England, und brachten eine Sprache mit, die nicht mehr die alte dänische, sondern aus der Sprache verschiedener Nachbarn von Dänemark entstanden war. Diese wurde unter Canut die Hofsprache, und die Sachsen nahmen viele Worte und Redensarten derselben in die ihrige auf. Nach Abgang des dänischen Mannsstamms ward die sächsische Sprache wieder an dem Hofe Königs Eduard des Dritten eingeführt. Unter eben diesem Könige kam auch die normannische Sprache auf. Er war der Sohn einer normannischen Prinzessin, in der Normandie erzogen, und hatte viele Nor-

männer an seinem Hofe. Diese Sprache war ein Gemische vom Dänischen und Französischen. In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts, als Wilhelm, Herzog von der Normandie, England eroberte, ward die Sprache der Normannen noch mehr ausgebreitet. Sie war ziemlich barbarisch, in Vergleichung mit der sächsischen, die durch eine Menge Dichter und andere Schriftsteller geregelt und verfeinert worden war; dessen ungeachtet mußte das gebildetere Sächsische der Sprache der Eroberer weichen. Die Verachtung der alten Landessprache ging so weit, daß sogar die Abschreiber sächsischer Bücher sehr oft die sächsische Rechtschreibung gebrauchten, und sächsische Wörter mit normannischen verwechselten. Indessen erhielt sich jene noch auf dem Lande, und auch da schlichen sich normannische Wörter mit ein. So blieb es bis auf König Heinrich den Zweiten in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo die bis dahin verachtete alte Sprache nach und nach sich wieder erhob.

Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis diese, durch ein seltsames Gemenge gebildete Sprache etwas von ihrer Steife und Rauhigkeit befreit wurde. Auch hier waren es zwei Dichter, welche ihr diesen Dienst leisteten. Jeffry Cheucer, der in Italien einen Petrarca und Boccaccio hatte kennen lernen, und sein Freund John Chower, verbesserten im vierzehnten Jahrhundert ihre Muttersprache, welche sodann im sechzehnten Jahrhundert durch die Uebersetzungen der Bibel und anderer gelehrten Schriften, vorzüglich aber weiterhin durch die vielen Poeten immer mehr ausgebildet und be-

reichert wurde. Da Mischung einmal der Character derselben ist, so trug man kein Bedenken, nicht nur Kunstwörter von den Griechen und Römern zu entlehnen, sondern auch andere, welche der Sprache fehlten, von Franzosen, Italienern, Spaniern u. s. w. aufzunehmen; was noch gegenwärtig, jedoch nicht mehr so häufig geschieht. Die Leichtigkeit, welche die engländische Sprache gewährt, fremde Worte sich eigen zu machen, und aus Hauptwörtern Zeitwörter zu schaffen, ist der Ausbildung derselben besonders vortheilhaft gewesen, und hat ihr Pracht und Erhabenheit gegeben, was jedoch mehr von ihrer Poesie als von der Prose zu verstehen ist, welche sich noch mehr als andere neuere Sprachen, mit Hilfszeitwörtern schleppt.

Obwohl die Engländer bei weitem nicht so viel mit der Kritik ihrer Sprache sich befassen, als die Franzosen und Italiener, so fehlt es ihnen doch gar nicht an den Haupterfordernissen, nämlich Sprachlehren und Wörterbüchern. Einer ihrer großen Mathematiker John Wallis, wurde ihr bester Sprachlehrer und ist es noch immer. Außer dem etymologischen Werke Skinners haben Bailey, Dyche ꝛc., und vorzüglich der Coloß der heutigen engländischen Literatur, Samuel Johnson, Wörterbücher geliefert, unter welchen jenes von letzterem einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und zugleich eine Sprachgeschichte und Sprachlehre enthält. So wie die Trefflichkeit des Styls, die einem Shaftesbury, Addison, Steele, Sterne, Hume, Pope, Bolingbrocke u. a. eigen ist, zur Empfehlung der Sprache dienen konnte, so trug die

Wichtigkeit und der Gehalt des Inhalts und mancherlei Vorzüge englischer Schriften, besonders im verflossenen Jahrhundert, zu ihrer Ausbreitung sehr vieles bei. Der Teutsche, der ehemals selten, und meist nur in theologischer Hinsicht, englisch lernte, machte sich nun ein Hauptstudium daraus, woran zum Theil die Verbindung eines teutschen Churfürstenthums mit Großbritannien unter einem Regenten auch Antheil hatte. Italien, das sich mit fremden Sprachen nicht viel bemühet, kennet das Englische; und der Franzose, unbeschadet der Vorliebe für seine eigene Sprache, die er für die erste in der Welt hält, schätzt die Sprache und Literatur dieser Nachbarn, und behandelt sie als einen Theil der neuern Gelehrsamkeit. Der Franzose behandelt seine Sprache als Zweck, der Britte als Mittel.

Man wird in diesen kleinen Skizzen bemerken, daß sich die Sprachen erst seit der Erfindung der Buchdruckerei gehoben haben, und daß es diese vorzüglich und hauptsächlich ist, welcher sie ihre Ausbildung verdanken.

Die Münzkunst.

Die Geschichte der Münzkunst bei den Alten ist von keinem ihrer Geschichtschreiber berührt worden, und eine eigene Beschreibung derselben ist noch weniger vor-

handen. Man konnte daher bloß aus einigen vorgefundenen Werkzeugen, die zum Münzenprägen gedient haben, und aus angestellten Versuchen schließen, wie sie dabei verfuhren.

Indeß sind die Denkmäler der Münzkunst äußerst selten, und man hat noch weniger Notizen von der Verfahrungsart der Alten, sie zu gebrauchen. Die Münzen der Familie Carisia haben eine Art von Ambos, einen Hammer, und eine Zange im Gepräge; dieß sind aber vielmehr Attribuite Vulcans, dessen mit Lorbeer bekränzte Mütze man auch sieht, als Werkzeuge des Münzers. Die drei Münzen, welche man auf den Medaillen der Kaiser sieht, haben Waagschaalen und Haufen Goldes, Silbers und Kupfers; diese Figuren sind aber bloß allegorisch. Die einzigen Denkmäler der Münzkunst, welche uns übrig geblieben sind, sind einige alte Münzstempel und Formen von gebrannter Erde. Diese Münzstempel sind kegelförmig; einige von Eisen und gewöhnlich von Erz. Das königl. französische Cabinet besitzt deren mit der Rückseite, wie das was Herr Fournier zu Auxerre besitzt *). Die Formen sind von weißlichem Thon, ihre Gestalt ist platt; sie haben an beiden Seiten, manchmal auch an einer, ein Gepräge und eine zackige Einfassung. Man kittet diese Formen wieder mit Thon zusammen. Der Thon und die zackige Einfassung bildeten eine Furche, welche dazu

*) Der Kopf ist ein Tiberiuskopf; auf der Rückseite ist eine sitzende Ceres, welche eine Kornähre in der Hand hält, mit der Inschrift: Roma maxima. Man hat bei einer Nachgrabung sechs Prägestempel entdeckt.

diente, die flüssige Masse in jede Form zu bringen. Caylus und Obelin haben die Gestalt einiger dieser Gußformen herausgegeben, und das königliche Cabinet besitzt deren mehrere. Caylus glaubt, daß die Formen zum Pressen der Silbermünzen gedient hätten. Eksel nimmt Mahudel's Meinung an, und glaubt, falsche Münzer hätten sich deren bedient. Die Gußformen, welche eben beschrieben sind, geben einigen Begriff über das Münzwesen der Alten. Diese Monumente lehren uns, einige ihrer Mittel zum Münzschlagen mit dem Hammer kennen. Die Stempel sind viereckig oder wenigstens schwach abgerundet; an einem jeden ist ein gebogener Henkel; diese beiden Henkel stossen zusammen, und liegen unter einem Schlägel, welcher zu gleicher Zeit ein Triebwerk ist. Dieses Aufhebwerkzeug zwang den obern Stempel, sich zu erheben, wenn man mit Hämmern darauf schlug, und machte, daß man ein anderes Stück Metall darunter legen konnte. Dieses merkwürdige Denkmal ist zwischen den Pfeilern einer alten hölzernen Brücke bei Beaumont-sür-Oise gefunden worden. Die Pfeiler dieser Brücke hindern die Schifffahrt, und die Schiffer reißen, so viel sie können, die Stücke davon ab. Das Holz ist ungemein hart und schwarz wie Ebenholz. Als man einige Stücke dieser Pfeiler abriß, fand man jenes sonderbare Monument. Die Kinder, denen man es gab, haben unglücklicher Weise das Triebwerk zerbrochen, (sind hieran die Kinder oder diejenigen Schuld, die es ihnen gegeben haben?) welches die Stelle des Aufhebwerkes versah. Der Maire von Beaumont hat es dem Herrn Millin zugeschickt, der es in seinem Na-

men im königl. Medaillencabinet niedergelegt hat. Man kann den Zeitpunct nicht genau wissen, in dem dieses Werkzeug verloren worden; den Zeitpunct aber, wo es zum Münzen diente, kann man angeben. Obgleich Masse und Zeit die Oberfläche des Gepräges abgeschliffen, so unterscheidet man doch auf der einen Seite noch ganz deutlich Spuren des Wortes TANS, woraus hervorgeht, daß das Gepräge der Münzen, welche damit geschlagen, das Bildniß des Kaisers Constanz I., Sohn Constantins war. Wie es scheint, schlug man auf diese Münzen mit schweren Hämmern, wie dieses in Gallien und Frankreich der Gebrauch auch späterhin war, und wie man dieses an den Münzen Ludwigs des Frommen sehen kann, wo das Gepräge ein Hammer, zwei Prägestempel, und das Wort METALLUM ist. Dieses blieb so lange gebräuchlich, bis man sich des Rammschlägels bediente. Endlich ist noch die vortreffliche Eigenschaft des Eisens zu bewundern. Die Stempel sind von außerordentlicher Härte, und haben an der Stelle, wo man sie gefunden, von ihrem Glanze wenig verloren.

Man hat auch versucht, die Methode der Alten bei dem Münzverfertigen nachzumachen, und hat völlig ähnliche Münzen wie die Alten erhalten.

Daß sich die Alten größtentheils bei der Münzkunst auch zu anderen Sachen, wo wir den Stahl gebrauchen, der Instrumente von Bronce bedienten, zeigen auch viele Münz- und andere Instrumente von diesem Metalle, die in Herculanum und Pompei gefunden worden sind.

Eine Vergleichung der alten und neuen Münzen wird zeigen, daß die Münzkunst unserer Zeit mächtig vor-

geschritten ist, und vor jener der Alten große Vorzüge hat.

Was das Gepräge anbelangt, so sind zwar die alten Münzen in dieser Hinsicht (wenn sie gut erhalten wurden) vorzüglich deshalb schöner, weil es eine Fülle und Rundung hat, die mit dem Grabstichel nie erreicht werden kann. Die Alten bedienten sich nämlich desselben nicht, sondern verfertigten ihre Formen auf die Art, wie die Steinschneider und Glasschleifer zu Werke gehen, nämlich durch Einschleifen. Hingegen ist mit dem alten Münzwesen die Inconvenienz verbunden, daß sie äußerst leicht nachgemacht werden können, und daher der Verfälschung sehr unterworfen sind. Denn wenn man ein anderes Metall in die Formen gießt, die man nach dem Abdruck der ächten Münze gemacht hat, so erhält man falsche Münzen, die von den ächten schwer zu unterscheiden sind, weil der Unterschied bloß darin besteht, daß die ersten geschlagen, die letztern aber gegossen sind. Wenn man hingegen eine Münze, deren Stempel mit dem Grabstichel gestochen wurde, nachgießen will, so kann jedermann den Abstand sogleich bemerken. Hingegen könnten ihre Stempel schneller verfertigt werden, indem man hiezu etwa 24 Stunden brauchte, während man zu einem in gleicher Größe, der mit dem Grabstichel gestochen wird, wenigstens acht Tage braucht.

Die Römer, bei denen anfänglich die erwähnte Art zu münzen eingeführt worden war, fingen unter dem Kaiser Justinian sich des Grabstichels zu bedienen, an. Die Stempel wurden nun von Stahl verfertigt, waren aber ziemlich schlecht gearbeitet, denn man bemerkte auf den

Münzen jener Zeit Risse und Ungleichheiten, die sowohl von der Unvollkommenheit des Stiches, als auch von der schlechten Beschaffenheit des zu den Stempeln genommenen Metalles zeugen. Von dieser Zeit an wurden die Gold- und Silbermünzen nicht mehr glühend gemacht, sondern kalt geschlagen. Auch machte man nun die Münzen nur eine Linie, und auch noch weniger dick, da die älteren römischen Münzen gewöhnlich eine Dicke von anderthalb, und mit den erhobenen Theilen öfter bis drei Linien hatten.

Das römische Recht.

Das römische Recht ist, bis auf die darin enthaltenen Constitutionen einiger Kaiser, eine Masse von Resultaten des lebhaftesten Beobachtungsgeistes und der scharfsinnigsten Reflexionen ernster und erfahrner Männer aus mehreren Jahrhunderten. Wer nur die Masse sieht und die Menge von Stoff, ohne den Geist hervorrufen zu können, der darin verborgen liegt, der tritt verdrießlich von den Folianten zurück, die nicht für ihn geschrieben sind, und übt dann die sehr natürliche Rache, über sie zu schimpfen, an ihnen aus. Andern hat die Natur Geduld verliehen, von Allem, was sie nicht verstehen, dennoch mühsam Stück für Stück abzureißen, und dann, wie jener Spanier mit den Buchstaben der Inschrift im

Herculanum that, dem Publicum so einen Korb von Stücken zum Genuße aufzubürden. Diese Verfahrungsart hat uns dicke Bände über das römische Recht beschert, mit deren Anzahl der Ruf ihrer Verfasser stieg. Wenige haben sich des Geistes bemächtigt; unter die, welche die tiefsten Blicke in das feine Gewebe des römischen Rechts gethan haben, zählt man mit Recht den Holländer Voet oder Voetius.

Doch, wir wollen nicht von der Bearbeitung des römischen Rechts reden, sondern von seiner Entstehung.

Was man itzt römisches Recht nennt, begreift die Rechtssammlungen, die Justinian veranstaltet hat. Von den Gesetzen vor ihm sind, außer dem Codex Theodosianus, nur noch wenige Fragmente vorhanden, die man in Schultings: Juris prudentia antijustinianea gesammelt und commentirt findet. Indeß war doch schon vor Justinian ein dreifacher Codex vorhanden. Einer war der Gregorianische, der in dem Zeitalter Constantin des Großen von einem gewissen Gregor verfaßt war, und kaiserliche Verordnungen von Adrian bis auf Gallien enthielt. Der Hermogenianische Codex, dessen Verfasser Hermogenus unter Constantin des Großen Söhnen lebte, begreift die Verordnungen des Kaisers Claudius und der folgenden Kaiser bis auf Constantin den Großen. Von beiden sind itzt nur Fragmente vorhanden; auch waren sie nur Privatsammlungen, die niemals gesetzliche Autorität hatten. Der dritte Codex, der Theodosianische, vom Kaiser Theodosius veranstaltet, war eine

Sammlung von Verordnungen christlicher Kaiser von Constantin bis auf Theodosius den Großen. Theodosius der Jüngere selbst, und die auf ihn folgenden Kaiser bis auf Justinian, gaben verschiedene neue Verordnungen oder sogenannte Novellen heraus, wodurch der Theodosianische Codex mancherlei Veränderungen erlitt. Deßwegen befahl Justinian, alle die Verordnungen in Uebereinstimmung zu bringen, und aus dem gregorianischen, hermogenianischen und theodosianischen Codex, wie auch aus neueren Verordnungen der Kaiser, den justinianischen Codex zusammen zu tragen, der freilich eilfertig genug, etwa in Jahresfrist verfaßt wurde, und im Jahre 529 unserer Zeitrechnung heraus kam. Im J. 530 befahl der Kaiser, die Aussprüche der alten Rechtsgelehrten, die in einer Anzahl von 2000 Büchern enthalten waren, zu sammeln und in Ordnung zu bringen. Dieß Geschäft trug er dem Tribonian und andern Rechtsgelehrten auf, die auch den Codex besorgt hatten. Diese Sammler wurden berechtigt, nicht nur diejenigen Aussprüche der Rechtsgelehrten, welche unbrauchbar oder anderen widersprechend schienen, weg zu lassen, sondern auch die, die sie beibehielten, zweckmäßig umzuformen. Eine ihrer Hauptquellen war das **Edictum perpetuum**, und die ziemliche Anzahl von Commentarien darüber. Jenes war eine Sammlung prätorianischer Edicte, die der Kaiser Hadrian veranstaltete. Die Prätoren waren nämlich die Civilrichter bei den Römern, die, weil in den vorhandenen geschriebenen Gesetzen nur die allgemeinsten Verordnungen über das Mein und Dein enthalten waren, sich genöthigt

sahen, bei der Menge von Rechtsfällen, die sie zu entscheiden hatten, bald dieses, bald ein anderes Gesetz bekannt machen zu lassen, wodurch entweder Rechtsverhältnisse selbst, oder Theile des Rechtsganges (des Processes) festgesetzt wurden. Diese Gesetze hießen Edicta praetorum, und ihrer war eine unzählige Menge. Hadrian ließ aus ihnen, so gut es gehen wollte, ein Ganzes zusammen setzen, und dieß ist das Edictum perpetuum. Aus diesem und den Commentaren mehrerer Rechtsgelehrten dazu findet man in den Pandecten sehr viele Stellen.

Das von Justinian gebotene Werk, die Pandecten, ward im Jahre 533, also in drei Jahren vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht, damit es vollständiger durchgesehen werden könne. Noch vor Bekanntmachung desselben mußte Tribonian mit seinen Gehilfen daraus Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit zusammen tragen, die jetzt unter dem Namen von Justinians Institutionen bekannt sind. Diese erschienen zuerst im November, und die Pandecten im December 533. Die Abfassung der Pandecten gab zu Aufwerfung und Entscheidung vieler Rechtsfragen Anlaß, wodurch Justinians Codex oft abgeändert wurde. Deßwegen ließ der Kaiser einen neuen Codex machen, in welchen die neueren Entscheidungen eingerückt, dagegen aber manche alte Gesetze weggelassen wurden. Der erste Codex verlor nun seine ganze Autorität, und es wurde verboten, etwas aus demselben anzuführen. Der neue ist der, welcher den Namen Codex repetitae praelectionis erhielt, und den wir noch haben.

Da die Institutionen sich noch auf den ersten Codex beziehen, so führen sie zuweilen Stellen an, die wir nicht mehr haben. Der neue Codex ward erst im December 534 promulgirt. Kamen nachher Fälle, wo man, ungeachtet ihrer großen Anzahl, die Entscheidung eines Gesetzes vermißte, so gab Justinian neue Verordnungen, oder sogenannte Novellen, heraus, die zum Theil ursprünglich griechisch abgefaßt waren. Um sie von den Auszügen zu unterscheiden, die im Jahre 570 der Rechtsgelehrte Julianus Epitomator herausgab, bekamen Justinians Novellen noch den Beinamen Authentiken (Authenticae Constitutiones). Diese sind aber nicht mit den im Codex enthaltenen Authentiken zu verwechseln. Die letzteren sind aus andern Verordnungen der Kaiser in dem Codex übertragene Verfügungen, die man denjenigen älteren Gesetzen, denen sie derogiren, beigefügt hat.

In einem Zeitraume von 300 Jahren wurde manches von den Gesetzen Justinians unbrauchbar. Deßwegen unternahmen im neunten Jahrhundert der Kaiser Basilius Macedo, und sein Sohn Leo Philosophus eine Verbesserung der Gesetzgebung, und eine Abschaffung der damals nicht mehr brauchbaren Gesetze. Zuerst erschien im Jahre 870 eine Art von Compendium, das bald unter Basilius, bald unter Leo's Namen angeführt wird. Allein dieses Werkchen war nicht hinreichend, alle Streitigkeiten zu entscheiden. Man ließ also, mit Auslassung aller damals für unnütz gehaltenen Gesetze, aus den Institutionen, Pandecten, dem Codex und den Novellen, dieje-

nigen Bücher zusammen tragen, die unter dem Namen der Basiliken bekannt sind. Sie waren griechisch abgefaßt. Basilius Macedo legte bereits im Jahre 874 die Hand an dieses Werk, und sein Sohn Leo brachte es um das Jahr 880 zu Stande. Sein Enkel, Kaiser Constantin der Siebente, ließ die Sammlung von neuem durchgehen, und ließ sie im Jahre 810 bekannt machen. Eine schätzbare Ausgabe hievon haben wir von Fobrotius; dieses Werk hat aber im Occident niemals Gesetzeskraft gehabt.

Wie diese große Anzahl von Gesetzen denjenigen, welche sie beobachten sollten, zu einer Zeit bekannt gemacht werden konnten, in welcher man unsere Hilfsmittel der Buchdruckerei und der Zeitungen entbehrte, ist nicht wohl einzusehen. Zudem waren solche geschriebene große Werke sehr kostbar; die Gesetze waren griechisch abgefaßt, und Viele konnten nicht einmal lesen. Damals konnte sich eine Gesetzübertretung wohl mit der unüberwindlichen Unwissenheit entschuldigen lassen.

In den ersten sechs Jahren der französischen Revolution von 1789 bis 1795 erhielt Frankreich 14,994 Gesetze, nämlich

von der Assemblée constituante	2557
——— legislative	1228
Convention nationale	11,209
	14,994

Die böhmischen Töpfer.

Hafner, Töpfer, waren bei den Slaven Aschenkrugarbeiter, so lange das Verbrennen der Leichen üblich war; diese Todtentöpfe brachte der schon damalige Luxus dahin, daß jede wohlhabende Familie dem verstorbenen Vater ohne Bedenken den Krug mit kunstvollen Basreliefs rings um geziert opferte, was man im Wiener Museum, wo sich beinahe alle Arten solcher Urnen sammt den darin noch heut zu Tage befindlichen Gebeinen und Körperaschen befinden, hinlänglich beurtheilen kann. Da es Sitte war, z. B. bei den Körpern der Weiber, verschiedenen Kopfschmuck vom korinthischen Erz mit in die Urne zu legen, so findet man auch darin allerlei Schlüssel, Ringe, Schmucknadeln mit aufgesetzten Köpfen, in Gestalt einer Taube geformten Ringdraht u. d. m. Bei den Männern lagen Pfeilspitzen, Lanzen und kriegerische Zeichen, ebenfalls vom korinthischen Erz gearbeitet. Für Kinder waren im Verhältniß der Größe, des Alters, kleine oft nur zwei Zoll große Urnen dieser Art bestimmt, die man am Begräbnißorte rings um die großen Urnen stellte. Im Jahre 1802 fand man in einigen alten Grabhügeln auf dem von Edelmuthischen Gute Lohowitz in Böhmen, mehrere dergleichen Aschenkrüge von verschiedener Größe, sammt mehreren Alterthümern von Waffenstücken, Haarnadeln, Finger- und Mantelringen von Kupfer, wobei das Merkwürdigste ist, daß diese Urnen entweder inwendig Naturthon, und von außen

10*

mit einer Farbe belegt, oder auswendig Natur, und inwendig mit einer Farbe belegt sind, was heut zu Tage kein Hafner mehr macht. Die Lagen der zwei Thonarten waren meistens 1 auch 2 Messerrücken dick, die sie von außen so schön, wie die Haut von einem Apfel zu schälen wußten, daraus entstanden alsdann die meist fliegenden Figuren, die man Hetrusken nennt, wovon man mehrere im Wiener Museum antrifft, die wegen ihrer reinen Schlemmung des Thons ohne aller Glasur als schön anerkannt zu werden verdienen, und wegen ihrer meistens schönen Form mit wenig Schwierigkeit nachgeformt werden können, wenn sich ein Hafner auf die alte Art den Thon zu färben, nur einigermassen versteht.

Das Hafnergewerbe wurde von Alters her in Böhmen, meistens als eine Dorf- und Landarbeit so stark betrieben, daß keine Woche verging, in der nicht mehrere Schiffe mit Hafnerwaaren aller Art auf der Elbe abgingen. Man bewunderte damals die sonderbaren Formen und Zeichnungen dieser Landarbeiten. Die Böhmen hatten das Glück, den Vorzug selbst vor den italienischen Arbeitern dieses Artikels zu erringen. Zu dem mochte der geringe Preis, den man wegen des wohlfeilen Brennstoffes, des Holzes, gewähren konnte, zu dem beträchtlichen Absatz der böhmischen Hafnerwaaren auch viel beigetragen haben. Bei diesem geringen Holzpreise wird man selbes auch nicht gespart, sondern die Waaren gut gebrannt haben, was itzt so wenig beachtet wird. Damals war es in Böhmen ein Verdienst und eine Ehre, wenn man beweisen konnte, recht viel Grund vom Holze

befreit zu haben. Dieß sollte uns aber itzt billig der klügere Bau des Brennofens, mithin der geringere Holzaufwand um so mehr ersetzen, als wir zugleich gelernt haben, den gehörigen Hitzgrad zu bestimmen, und Oefen und Feuerung darnach einzurichten.

Sonderbar ist es (sagt eine Nachricht, woraus wir schöpfen), daß es beinahe keinen armen Hafner in Böhmen mehr gibt (1812); jeder derselben ist mehr als vor Noth geschützt, weil sie sich sogar mit jeder leeren Rückfuhr bekannt zu machen wissen, die ihnen entweder Stein- oder Torfkohlen, oder aber Thonarten von der größten Entfernung her zu holen pflegen. Wer überdieß noch weiß, daß eine gute Mischung der Thonarten, und eine gute Trocknung der rohen Arbeit vor Sprung und Bruch sichert, wer die Glasüberzüge zu behandeln versteht, dem kann es nie an Arbeit und gutem Verdienst fehlen. In letzterer Hinsicht besonders genüget die Kenntniß der mechanischen Kunstgriffe nicht, und bis sich nicht ein Scheidekünstler entschließt, Hafner zu werden, werden wir keinen Wegwod erscheinen sehen.

Sehr wünschenswerth wäre es, vorzüglich einmal die so schädliche Bleiglasur durch eine andere zu ersetzen, da dieß nun kein Geheimniß mehr ist. Das Blei ist eines der allerschädlichsten Gifte, da seine Wirkung nicht sogleich sich äußert, und erst spät, oft gar nicht erkannt wird. Diese schädliche Wirkung der Bleiglasur kann man einigermassen abwenden, wenn man das glasirte Geschirr, oder in demselben eine sehr starke Aschenlauge widerholt gut kocht.

Eine Art von Lasur, die der Gesundheit nicht nach-

theilig ist, und wodurch die Töpfergeschirre so verdichtet werden, daß sie eben so wie glasirte, und selbst wie Steingut und Porzellän zum Kochen und Sieden verdünnter Mineralsäuern gebraucht werden können, hat der Akademiker Kirchhof in Petersburg angegeben. Das Verfahren ist ganz einfach, und kann in jeder Haushaltung selbst vorgenommen werden.

Man füllt ein irdenes, gewöhnliches, gut gebranntes unglasirtes Gefäß mit frischem Lein- oder Hanföhl, oder schwenkt es öfter damit aus, läßt dieses 6 bis 7 Stunden gut einziehen, gießt es dann aus, und setzt das Geschirr in einen Backofen, wo es bei der beim Brotbacken gewöhnlichen Hitze ausgetrocknet wird, bis sich eine feste Rinde angesetzt hat. Sammelt sich während des Trocknens Oehl auf den Boden des Gefäßes, so streicht man dasselbe auf den Rand, und an solche Stellen, die weniger Oehl zu halten scheinen. Es ist ein Zeichen, daß das Geschirr mit Oehl gesättigt ist, wenn es ausgeleert und umgestürzt nach Verlauf einer halben Stunde, an allen innern Theilen noch mit Oehl benäßt erscheint.

Wirthschaftliche Hausfrauen, die dieses Verfahren in ihren Haushaltungen eingeführt haben, versichern, daß sie dadurch nicht nur beim Ankauf gewinnen, sondern sie dessen auch viel weniger gebrauchen, weil selbst die ungeschicktesten Mägde Mühe haben, ein solches Gefäß zu zertrümmern.

Dieses angegebene Verfahren könnte noch verbessert werden, wenn man die Gefäße in dem Oehle sieden lassen wollte. Man hat die Erfahrung, daß im Oehl gut ge-

sottenes Glas einen sehr hohen Hitzgrad erträgt, nur muß das Oehl mit dem Gefäße erkalten, und dann letzteres erst aus dem Oehle herausgenommen werden.

Um diesen Geschirren allen Geruch zu benehmen, muß man sie vor dem Gebrauche einigemal mit Aschenlauge auskochen.

Ein Hafner, der sich bequemen wollte, solche Geschirre zu verfertigen, dürfte sich gewiß von allen Freunden der Gesundheit und der Wirthschaft einen beträchtlichen und vortheilhaften Absatz versprechen.

Die Handschuhe

hatte man schon zur Zeit des Herzogs Přemisl in Böhmen, so wie Fußschuhe, welche anfänglich, nach Art der heutigen Fäustlinge, nämlich den Daumen allein, und die vier übrigen Finger geschlossen, gestaltet waren. Sie hatten keine Naht, und wurden allemal vorher gleich nach dem Abzuge vom Thiere um die Hand geschlagen, und ohne weiters die Haare beibehalten, was man aus dem im Museum zu Wien aufbewahrten Fußschuhe des Herzogs Přemisl entnehmen kann. Nebstdem ist auch daran ersichtlich, daß sich damals der vornehmere Theil der Menschen damit auszuzeichnen suchte, daß man an dem Orte, wo später die Schnalle ihren Sitz hatte, die natürlichen Klauen der Pfote stehen ließ.

Mit den Fortschritten der Künste ward endlich das Nähen der Handschuhe eingeführt, so wie jenes der Fußschuhe, und es entstanden ganze Dörfer von Arbeitern dieses Artikels, der laut den Schiffsregistern auf der Elbe sehr stark verführt wurde. Das Sonderbarste dabei war, daß mancher Handschuh oft aus 50 und mehr Theilen von verschiedenen Thieren bestand, wobei selbst der Balg des kleinen Eichhorns nicht ausgenommen war. Diese guten Menschen wußten also alles zu benützen, was das Thierreich darbot, und verschmähten selbst das kleinste nicht, um sich in und außer Land redlich zu ernähren, obschon oft der Krieg ihnen Haus und Hof vor ihren Augen zerstörte.

Die zahlreichen Wiener Handschuhfabriken machen es sich sehr bequem: Sie besolden und halten keine eigenen Arbeiter oder Arbeiterinnen; sie schneiden bloß die Handschuhe zu, welche die Weibspersonen in ihren eigenen Wohnungen für einen äußerst geringen Arbeitslohn nähen und zusammen setzen, dann werden sie in den Fabriken bloß zugerichtet, gepreßt 2c. Dieser geringe Arbeitslohn würde den Arbeiterinnen in Wien selbst den dürftigsten Unterhalt nicht gewähren, wenn sie sich ausschließlich damit beschäftigen, oder bloß damit ihre Existenz sichern wollten; so ist es aber gewöhnlich nur ein Nebenverdienst. Eine zahlreiche Familie eines Beamten mit einem geringen Gehalt zählt viele Töchter; kürzlich pensionirte Witwen; Hausmeisters-, Holzschiebers-, auch Töchter von Maurern, Zimmerleuten u. s. w. zwingt oft die Noth irgend einen Nebenverdienst zu suchen, und die Zahl derselben ist in Wien groß; so steht die Wahl

und Art des Verdienstes nicht immer in ihrer Willkühr. Andere suchen und finden in solchen Nebenverdiensten einen Beitrag zu einem gewünschten neuen Hut oder Kleid; und wer weiß nicht, daß die Eitelkeit und Putzsucht ein mächtiger Sporn für die Mädchen ist. Dieser Umstand erklärt die äußerst niederen Preise vieler weiblichen Arbeiten in Wien.

Die Domänen.

In den ältern und neuern Zeiten wurden die landesherrlichen Güter mit verschiedenen Namen, der Villen, königliche Höfe, Kammer- und fiscalische Güter, Domänen belegt.

Das lateinische Wort Dominium, soll im Mittelalter Domanium geheißen haben, woher nachher das Wort Domäne gebildet worden ist.

In der Zeitperiode, vom Kaiser Carl den Großen bis zum Ursprunge der Landeshoheit im dreizehnten Jahrhunderte, ließen die Könige ihre Kammergüter auf ihre eigene Rechnung verwalten. An Verpachtungen oder andere Speculationen zur Vermehrung des Ertrags wurde nicht gedacht. Die Gutsherren zogen von einem Landgut auf das andere, und verzehrten die auf demselben befindlichen Vorräthe an Vieh und Getreide. Die Pro-

ducte der benachbarten Domänen mußten nach ihren Aufenthaltsort geliefert werden. Die Verwaltungsformen der Domänengüter aber, erhielten von Zeit zu Zeit einige Abänderung. Denn

a) in der von Carl dem Großen bis zu den letzten Carolingern sich erstreckenden Periode, war der Verwalter, welcher unter dem Namen Villicus, Actor, Domesticus, Gastaldus, Haistaldus (Haushälter) vorkömmt, die untere Behörde auf jedem Domänengut. Dieser hatte die Aufsicht über die ganze Wirthschaft eines solchen Guts, über die Hintersassen und das Gesinde. Er hatte die Einnahme, und führte über diese die Rechnung, verwahrte die Vorräthe, besorgte bei der Anwesenheit des Hofes dessen Verpflegung, hatte über die Forsten und Jagden, so wie über die Wohn- und Wirthschaftsgebände die Aufsicht, und verwaltete die Polizeigerichtsbarkeit auf den Domänenorten. Außerdem aber hatte er das Oekonomiewesen zu besorgen. Für diese Bemühung erhielt er die Benützung einiger Ländereien und den Genuß gewisser Leistungen der Hintersassen. Der Amtsverwalter war dem Gaugrafen oder Kreisaufseher untergeordnet, welcher die Aufsicht über die Domänen, Wirthschaft eines Sprengels und die darin befindlichen mehreren Domänengüter führte. Dieser stand unter dem Sendgrafen (Missus) als Oberbehörde, der die Domänengüter von Zeit zu Zeit bereiste, und bei solcher Gelegenheit den Zustand derselben untersuchte, dem Verwalter die Rechnung abnahm, der Rechtspflege nachsah, und in wichtigen Rechtsfällen der Unterthanen in zweiter Instanz entschied.

b) Unter den letzten Carolingern kamen die Kammernuntien in Schwaben und Franken auf, welche, als Bevollmächtigte der Könige, statt den ab- und zureisenden Sendgrafen die Oberaufsicht über die in jenen Provinzen gelegenen Domänen führten. Nun hörte die obere Behörde der Sendgrafen allmählig auf. Auch die Mittelbehörden der Grafen verschwanden. Dagegen wurden Herzoge, Land- und Markgrafen in mehreren Reichsprovinzen bestellt, welche die Oberaufsicht über die Wirthschaft der königlichen Güter führten. Die Könige aus dem sächsischen Hause nahmen den Herzogen die Domänialgeschäfte wieder ab, und gaben sie den Pfalzgrafen. Doch blieb der Wirkungskreis der Amtsverwalter in diesem Zeitraume unverändert.

Bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ließen die Fürsten, welche Besitzer der Reichsdomänen geworden waren, solche selbst bewirthschaften. Sie wohnten in Städten, und bestrebten sich, da sie viel brauchten, solche empor zu heben. Es blieben auch zu dieser Zeit noch die Geschäfte der Unterbehörden, wie zuvor. Die Wirthschafter hießen: Amtsverwalter, Amtsvogt, Amtmann, Keller, Kastner, Majer u. s. w. Unter ihnen standen die Vorwerksverwalter, welche dieselben Geschäfte auf den Vorwerken versahen, wie die Amtsverwalter auf dem Hauptgut. So hatte auch die Verwaltung des Hofes, der Forsten und des Gesindes seine eigenen Leute, welche unter dem Namen Hofmeister, Förster, Oberförster und Vogt, die Aufsicht über das Gesinde hatten. Der Kornschreiber führte die Rechnung über die Naturalien, und controllirte zugleich den Amts-

verwalter. Es wurde auch die Mittelbehörde für die Verwaltung der Domänen mit verschiedenen Namen belegt. Sie kömmt bald unter dem Namen eines Oberamtmanns, Amtshauptmanns, bald eines Drosts, auch Burggrafen vor. Die Oberbehörde war in jedem Staate, der Fürst mit Zuziehung eines Vicedoms, eines Kammer- oder Rentmeisters. In der Folge entstanden die Kammercollegien, deren erste Spur in das Jahr 1385 fällt. Kaiser Max aber stiftete 1501 das erste eigentliche Kammercollegium zu Wien, welches Hofkammer genannt wurde.

Nach dem 30jährigen Kriege erwachte in mehreren teutschen Staaten Industrie und Unternehmungsgeist, welchen hauptsächlich der mehrere und vergrößerte Umlauf des Geldes, der dadurch verminderte Werth desselben, und der dagegen erhöhete Werth der Dinge geweckt hatte. Der neue Zeitgeist erstreckte sich auch besonders auf die Landwirthschaft. Man mußte auf Vermehrung der Staatseinkünfte denken. Mehrere teutsche Fürsten machten den Versuch, dasselbe durch zeitliche Verpachtung an Privatpersonen zu bewirken, welchem sich jedoch die Kammeralbeamten widersetzten. Dessen ungeachtet wurde solches System in diesem Zeitraume beinahe allgemein eingeführt. Im achtzehnten Jahrhunderte kamen noch in einigen Staaten die Zerschlagung der Domänen und die Verwandlung von Ländereien in Bauernhöfe hinzu, und es wurde zugleich die Urbarmachung vieler noch liegender Güter realisirt, denn die Vermehrung der stehenden Heere erforderte Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung und der Einnahmen.

Nach der folgenden Nachricht *) scheint dem Verwaltungssystem eine wichtige Umstaltung bevor zu stehen:

„In einem Schreiben aus Magdeburg vom 6. Juli heißt es: Auf der Herzog Anhalt-Cothenschen Domäne Dornburg wird nunmehr auf dem Grunde des vom Amtsrathe Albert erfundenen, und an mehreren Orten im besten practischen Fortgange befindlichen Wirthschaftssystems, ein neues Administrationssystem versucht, welches, wenn es sich eben so in der Ausführung bewährt, als das neue Wirthschaftssystem, die größte Aufmerksamkeit aller Domänenverwaltungen und aller großen Grundeigenthümer, die (selbe) selbst zu bewirthschaften verhindert sind, verdienen wird. Bisher blieb solchen Eigenthümern nur die Auswahl zwischen der Verpachtung und der Administration im gewöhnlichen Sinne des Wortes, deren große Nachtheile in allen staatswirthschaftlichen Handbüchern zu lesen sind. Der Amtsrath Albert hingegen glaubt die wesentlichsten dieser Nachtheile zu beseitigen, indem er dem Verwalter des nach seinem Wirthschaftssysteme eingerichteten größeren Grundstückes einen bestimmten Naturalantheil (z. B. 1/10) des reinen Ertrags in allen Zweigen der Oekonomie bewilligt, wofür der Verwalter seine eigene Arbeit und Administrationskosten bestreitet. Wenn sich diese Einrichtung als ausführbar bewährte, so würde bei der natürlichen und gegenseitigen Controlle, welche das Interesse des Verwalters und sämmtlicher Arbeiter nach dem Al-

*) Im Nr. 171 der österr. kais. priv. Wiener Zeitung vom 28. Juli 1824.

bert'schen Wirthschaftssysteme darbietet, die Grundrente auf diesem Wege, ohne irgend einen namhaften Abzug, hergestellt, den Dilapidationen und dem Administrationsluxus wäre vorgebaut, und dem Eigenthümer käme jedenfalls das Maximum des Ertrags, den das Grundstück in einem gegebenen Jahre zu leisten vermag, zu Gut. Dieses Resultat, auf die Domänenverwaltung großer Staaten angewendet, würde auf das gesammte Finanzwesen der Staaten den erheblichsten Einfluß äußern. Dieß neue Unternehmen des thätigen Amtsraths Albert würde weniger Aufmerksamkeit verdienen, wenn nicht die practische Ausführung seines Wirthschaftssystems auf mehreren Gütern bereits erwiesen hätte, wie sehr die Vergeltung der landwirthschaftlichen Arbeiten durch Tontinen des Ertrags der Natur der Landwirthschaft, dem Character des teutschen Landmannes, und der dermaligen höheren Bildungsstufe des gemeinen Mannes angemessen ist, und wie groß sowohl die moralischen als die pecuniären Vortheile dieser Verwaltung sind."

Diese Verwaltungsart ist in unseren teutschen Provinzen von einzelnen Privaten hin und wieder, bei kleineren Wirthschaften schon seit längerer Zeit mit günstigem Erfolge angewendet worden, und hat sich auch bei anderen Erwerbsanstalten, als Fabriken rc. (mit Modificirung) als sehr nützlich bewährt.

Das Stadt- und Bürgerrecht.

Der kaiserl. Hofschutz, der in jenen Zeiten den Kaufleuten, welchen die Burgherren vorzüglich auflauerten, und Anderen verliehen wurde, bildete, nach verschiedenen Reformen und Revolutionen, das Stadtrecht. Das Weichbildrecht bedeutete nach den ursprünglichen Begriffen des teutschen Rechtes so viel, als die Stadtgerichtsbarkeit, weil aus der Schutzherrlichkeit die Gerichtsbarkeit abgeleitet wurde, und hieß in den lateinischen Urkunden Jus oppidanum. Dieser Stadtschutz, oder wie er auch genannt wird, Weichfriede, ist jedoch von der Marktfreiheit und Marktschutz zu unterscheiden; vermög des erstern war die Stadt und ihr ganzes Gebiet befriedet, und hatte das Recht, alle innerhalb desselben vorgefallenen Streitigkeiten selbst zu schlichten, das letztere aber bestand nur in der Befriedigung des Marktplatzes. Doch wurden beide Rechte zuweilen durch neue Privilegien oder zu große Ausdehnung der alten so vermischt, daß sie nur eines bildeten.

Mit der Ertheilung des Marktrechtes erhielten die Städte in der Folge immer mehrere Privilegien und Vorrechte. So ertheilte im Jahre 994 der Kaiser Otto der Dritte dem Bischof von Lüttich nebst dem Marktrecht, zugleich das Münz-, Zoll- und Bräuereirecht, und die nämlichen Begünstigungen erhielt bald darauf auch die Stadt Lüttich. In einer Urkunde Heinrichs des Dritten von 1056 über das Marktrecht

findet man die Ausdrücke: „Mercatum cum moneta, teloneo ac totius publicae rei functione et dispositione,“ welche auf die Polizeigewalt und Verwaltung des gemeinen Wesens deuten.

Am deutlichsten sind in einer Urkunde Kaiser Friedrichs des Ersten vom Jahre 1064 die Gerechtsame beschrieben, die zuweilen mit der Ertheilung des Marktrechtes verbunden waren; diese bestanden in dem Zoll- und Weggelde, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, dem Mühlrechte, dem Banne und der Bestimmung der Marktzeit. Auf diese Art entsprang also aus dem Marktrechte das Stadt- und Bürgerrecht, so wie auch die Befugniß, die zuweilen ausschließend war, zu Gewerben und Zünften. So findet man in einigen alten Urkunden bei Ertheilung des Stadtrechtes verordnet, daß sonst niemand im Umkreise einer Meile malzen und Bier brauen, oder schenken darf, und daß in der nämlichen Entfernung keine Handwerker noch Märkte geduldet werden sollen.

Zu der den Städten gehörenden Polizei wurde in der Folge auch die Bestimmung des Maßes und Gewichtes, und die Aufsicht über die Bierschenken und Brot- und Fleischbänke gezogen, welches Alles vorher den Burggrafen zugekommen war. In einem Vergleiche zwischen der Stadt und dem Erzbischof von Bremen, vom Jahre 1246, wurde festgesetzt, daß der bischöfliche Vogt und der Bürgermeister über diese Angelegenheit vereint entscheiden sollen.

In vielen Documenten wird zu dem Stadtrecht auch das Recht gezählt, Gesetze und Verordnungen zu machen, und Wachtdienste und Steuern von den Bürgern

zu fordern, und auch vorzüglich das Obereigenthumsrecht über alles bürgerliche Grundeigenthum, vermög dessen bei jeder Veräußerung eines Grundstückes nicht allein die obrigkeitliche Einwilligung nöthig war, sondern auch gewisse Grundzinse entrichtet werden mußten. Dieses Recht wurde auch das Weichbildrecht genannt, welches Wort aber damals eine vielfache Bedeutung hatte. Man errichtete nämlich, theils zur Bezeichnung der Gränzen, theils zum Andenken an erlangte Gerechtsame, Kreuze mit Heiligenbildern oder Gemälden, und da sie ihrer Unverletzbarkeit wegen hauptsächlich zur Bewahrung der Gränzen dienen sollten, so nannte man sie Weichbilder, von Weich, welches die Stadtmarkung bedeutete. Daher wurden nicht allein die Markungen, sondern auch die Ortsgerichtsbarkeit, und endlich das vollständige Stadt- und Bürgerrecht unter der Benennung des Weichbildes begriffen.

Aus dem Stadt-Obereigenthumsrechte entsprang zugleich das im Mittelalter den mehresten Städten zugestandene Recht, sich des verfallenen und erblosen Eigenthums zu bemächtigen.

In einer Urkunde Kaiser Konrads des Zweiten, vom Jahre 1029, wird das Stadt- und Bürgerrecht Libertas civica et jus oppidanum genannt, und in einem Documente von Ludwig dem Vierten vom Jahre 1324 heißt es: Jus universitatis judicii atque fori. Daraus läßt sich schließen, daß das Stadt- oder Weichbildrecht in Teutschland eben das war, was in Frankreich und Italien unter dem Ausdrucke: Jus communitatis, communicae begriffen

war, welches das Befugniß in sich schloß, einen eigenen Stadtrath, eine Stadtwache, ein Stadtsiegel und einen Thurm mit Glocken zu haben, zur Criminal-, Civil- und Polizeipflege eigene Magistratspersonen zu ernennen, und der Bürgerschaft allerhand Privilegien und Statuten zu geben, auch das Besteuerungsrecht über sie auszuüben.

Die Erweiterung der Privilegien der teutschen Städte wurde auch durch die größere Blüthe des Handels und der Gewerbe, wie wir in der Folge sehen werden, bewirkt.

Anfänglich standen sie unter der gänzlichen Oberherrschaft des Kaisers oder einzelner Landesherren, bis sie durch ihre erworbenen Reichthümer kühner, und wegen derselben sowohl, als auch anderer Ursachen wegen, von den Kaisern immer mehr begünstigt wurden, und sich nun nach und nach von der Oberherrschaft der Burggrafen, Grafen, Vögte und der Gerichtsbarkeit der Fehmgerichte frei machten, eigene Magistrate wählten, und sich endlich die Gerechtsamen jener verschafften. In diesen Bemühungen wurden sie kräftig von den Kaisern unterstützt, welche die städtische Macht zum Gegengewichte jener der anderen Reichsstände machten, sie daher auf alle Art begünstigten und vielen derselben die Reichsunmittelbarkeit deßhalb ertheilten, wodurch es ihnen endlich gelang, dem Faustrechte ein Ende zu machen, und den Landfrieden herzustellen.

Die Einführung des Stadt- und Bürgerrechtes mußte auch

die Entstehung der Handwerke und Zünfte

zur nothwendigen Folge haben, welche damals den bereichernden Handel der Städte bewirkten, und dadurch ihre Macht erweitern halfen.

Im Menschen liegen Kräfte, welche, wie verdorben auch der Geist der Zeit, und wie niederdrückend auch die Gewalt eines ehernen Schicksals sei, vor welchem Staat und Volk erliegt, dennoch immer zum Bessern streben. Wie auf dem unwirthbarsten Felsen der Bildungstrieb der Natur nicht gänzlich erstarrt; wie auf den Trümmern einer verheerten Vegetation eine neue keimt, so verläßt den Menschen das Streben nach besseren Tagen nicht in den schrecklichsten Perioden, und einer mildern Zukunft vertrauend, pflanzt er neue Reben neben die rauchende Lava. Diese Thätigkeit wird noch schärfer gereizt durch den Stachel der Erinnerung: wer es lebendig erkennt, daß seine Ahnen aus dem ersten Eden verstoßen wurden, schmachtet sehnsuchtsvoller nach dem zweiten, als der Neuling, der nur unter dunkeln Ahnungen eines bessern Daseyns, durch eine unbekannte Macht getrieben, aus seiner Raupenhülle seine Psyche entfaltet. Wahrscheinlich erzeugte das Andenken einer bessern Vorwelt, welches im Mittelalter niemals ganz verlosch, und woran die noch erhaltenen Trümmer alter Kunst, und die kümmerlich geborgenen Reste alter Weisheit kräftig mahnten, den regen Trieb, welcher die Menschen jener Jahrhunderte unaufhaltsam unter den ungünstigsten Umständen eine neue höhere Cultur zu erringen vermochte.

Als aber die Ruhe und Ordnung nach Teutschland allmählig wieder kehrten, und die Wehen seiner Wiedergeburt vorüber gingen, da ward es fühlbar, daß der damalige Ritterstand, durch die Allmacht der Noth erzeugt, und nur für die dringendsten Bedürfnisse einer entscheidenden Periode gebildet, bei weitem nicht hinreichend wäre, die höheren Zwecke der Cultur zu fördern, und die ausschließende Achtung der Künste des Krieges, mit einer allgemeineren Bildung und mit dem Gedeihen der Künste des Friedens, ganz unvereinbar wären. Noch war kein hervorbringender, kein veredelnder Stand gebildet. Die teutschen Krieger hatten das eroberte Land, wie eine Beute, unter sich getheilt, und ließen so viel davon durch ihre Knechte bebauen, als zu ihrer Nahrung nothwendig war; das Uebrige hatte keinen Werth für sie. Die begüterten Eingebornen, welche durch frühe Unterwürfigkeit, oder den Siegern geleistete Dienste, ihre Besitzungen gerettet hatten, wurden theils durch den Mangel an Arbeitern, theils durch die Unsicherheit des Besitzstandes und die Macht des Beispiels veranlaßt, ihre Grundstücke nicht besser zu behandeln. So verödete Teutschland.

Der unsichere Grundbesitz und die Sclaverei des Landmannes, waren aber nicht die einzigen Uebel, welche man fühlte, ungeachtet sie die wichtigsten Hindernisse der öffentlichen Wohlfahrt sind; denn dringender noch mahnte der Zustand der veredelnden Classe der Künstler und Handwerker an die Mängel des damals herrschenden Systems. Es ist schwer, sich jetzt einen vollständigen Begriff von der Lage zu machen, in welcher diese Gewerbe während der

ersten Jahrhunderte des Mittelalters waren. Indeß wollen wir versuchen, hieron eine Schilderung zu entwerfen.

Bis ins zehnte Jahrhundert nach Christi Geburt, wußte man in Teutschland noch nichts von Handwerken und Zünften, wie sie jetzt bei uns sind. Der Teutsche bekam alle Handwerksarbeit aus fremden Ländern, und gab dafür Pelzwerk, Thierhäute, Gänsefedern, Menschenhaare, ja Vieh und selbst Menschen hin. Kaiser Carl der Große wünschte auch in Teutschland Handwerke zu haben. Schon im Jahre 801 befahl er den Aufsehern seiner Mayerhöfe oder Flecken, gute Künstler in ihre Dienste zu nehmen, als: Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller (d. i. solche, welche Stoßvögel abrichteten), Saifensieder, Brauer, die Bier, Aepfel- und Birnmost, und was sonst zum Trinken tauglich ist, zubereiten könnten, Bäcker, Netzmacher, die gute Jagdnetze zu machen im Stande wären, und noch mehrere andere *).

Es standen aber der Aufnahme der Handwerke und Künste damals mehrere wichtige Hindernisse entgegen. Ein freier Mann hielt es für Schande, etwas anderes zu thun, als Reiten, Jagen, Fechten, in den Krieg gehen, und Bethen. Wer kein Vermögen hatte, trat bei einem andern Herrn in Dienste, oder ward ein Mönch, und ging ins Kloster, oder wallfahrtete nach Jerusalem,

*) S. der Bürger, oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen, in Betreff der bürgerlichen technischen Gewerbe und Handwerke unter den stadtbücherlichen Verfassungen. Halle bei Gebauer. 1791. 8.

oder sonst einem heiligen Orte. Ein solcher Pilger wurde überall unterwegs umsonst verpflegt, ohne daß er zu arbeiten brauchte. Alle Arbeiten mußten die Sclaven der Herren verrichten. Auch war Teutschland damals noch voll von Wäldern, und es gab sehr wenig Städte. Fast jede Familie lebte einsam für sich. Was selbe brauchte, machten meistens Männer und Weiber selbst. Leinene Zeuge zu bereiten, war die erste Kunstarbeit der alten Teutschen, welche sie von den alten Franzosen erlernt hatten. Aber nicht die Männer, sondern die Weiber webten. Nachher lernten die Teutschen auch wollene und später seidene Zeuge machen, welche aber auch nur die Weiber im zehnten Jahrhundert noch verfertigten. Selbst Prinzessinnen spannen, webten, und machten Schneiderarbeit.

Die Männer verfertigten Schuhe, Waffenrüstungen, Schmiedearbeit und Geräthe, bearbeiteten Baumaterialien, und verrichteten überhaupt alle härtere Arbeit. Aber alles dieses war meist nur die Arbeit der Leibeigenen, die den freien Gutsherren auf dem Lande, zum Theil auch in den Städten, dienstbar waren. Nur selten verstand ein von freien Eltern geborner Mann eine Kunst, und legte selbst zu irgend einer Arbeit Hand an. That er es aber, so geschah es nicht um Lohn für Andere. Metallarbeiten machten die Mönche selbst, so viel sie davon für ihre Klöster brauchten.

Man hielt Sclavenmärkte, wo Sclaven, welche Handwerke trieben, zu verkaufen waren. Wer z. B. einen Schneider brauchte, ging auf den Markt und fragte nach, ob unter den zu erkaufenden Sclaven ein solcher

sey, der das Schneiderhandwerk verstehe. Diesen kaufte er dann. So war es noch im neunten Jahrhundert.

Im zehnten und eilften Jahrhundert wurden die Städter eingetheilt in Bürger und Einwohner. Bürger nannte man solche, welche entweder von ursprünglich freien Familien oder von solchen abstammten, welche von ihren Herren frei gemacht worden waren, und denen man im dritten Gliede das Bürgerrecht gegeben hatte. Bloße Einwohner oder Nichtbürger nannte man Gefreite, die noch nicht bis zum dritten Gliede frei, und des Bürgerrechts theilhaftig waren, und solche eigene Leute, welche sich mit Handwerksarbeit beschäftigten. Die Bürger oder vornehmeren Städter, oder die Adeligen, thaten allein Kriegsdienste, und nährten sich von Acker- oder Weinbau, wozu sie aber Sclaven hielten, oder von den Zinsen ihrer Landgüter. Mit Kaufmannschaft und Handwerken beschäftigten sich die Gefreiten oder geringeren Bürger. Jene legten sich immer mehr aufs kriegerische Leben, wurden aber dabei immer weniger; diese aber, immer mehr auf Betriebsamkeit und nützliche Gewerbe, mehrten sich in friedlicher Ruhe, und gelangten durch ihre Arbeitsamkeit und Gewerbfleiß, in der Stille zu Wohlstand und Begüterung.

Dadurch wurden auch Andere angelockt, Handel und Gewerbe zu treiben. Alles, was sich auf dem Lande von der Leibeigenschaft auf irgend eine Art losmachen konnte, ja auch die Freigebornen von der geringeren Classe, drängten sich in die Städte, und machten sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit selbst den Adel zinsbar.

Die Städte, einmal selbstständig geworden, mußten um so schleuniger wachsen, je blutiger die Anarchie außer ihren Mauern tobte. Die Sicherheit und Bequemlichkeit, welche sie darboten, mußte jedermann locken, der nicht selbst von den Früchten der allgemeinen Verwirrung zehrte, oder an den Boden gefesselt war, den er baute. So wurden sie bald die ausschließliche Heimath aller veredelnden Gewerbe. Hier entfaltete sich eine mechanische Kunst neben der andern; sie unterstützten sich gegenseitig. Neue Werkzeuge, neue Formen, neue Bequemlichkeiten des Lebens entstanden. Man entdeckte tausend neue Bedürfnisse, und tausend neue Mittel, sie zu befriedigen. Der Landmann fand in den Städten vieles Bekannte wohlfeiler und besser, als er es sich bisher zu verschaffen gewußt hatte, und vieles Neue, dessen Nutzen oder Annehmlichkeit ihm einleuchtete, und das ihm bald zum Bedürfnisse wurde. Der Ertrag des Bodens und die Beute des Kriegers floß den Städten und Gewerbsleuten für hundertfache Producte ihres Kunstfleißes zu. Sie wurden bald in eben dem Maße die Niederlagen des Nationalreichthums, in welchem sie der Sammelplatz der Nationalindustrie waren.

Nach und nach fingen die Gewerbtreibenden, welche sich bereichert hatten, an, dem Adel gleich zu werden. Sie erhielten das damals große Vorrecht, was jener bis dahin allein gehabt hatte, Waffen zu tragen, und mit in den Krieg zu gehen; die Kaufmannschaft erhielt dieses Vorrecht zuerst. Endlich gab aber Kaiser Heinrich der Fünfte dasselbe, zu Anfange des zwölften

Jahrhunderts auch den Handwerkern, und machte diese dadurch auch zu freien Bürgern. Dieß geschah zuerst in der Stadt Speier. Endlich fingen auch die Männer an, das Schneiderhandwerk und die Wollenweberei selbst zu treiben.

Die älteste teutsche Gilde, welche in der Geschichte vorkömmt, ist die Gilde der Gewandschneider, oder Tuch- und Zeughändler in Magdeburg, welche der Erzbischof von Magdeburg im Jahre 1153 mit besondern Freiheiten versah. Diesen folgten die Männer vom Riemen und der Pfrieme, welche fast um dieselbe Zeit das Recht erhielten, sich einen Zunftmeister zu wählen.

Die Erlangung des Zunftrechtes zog Ehre, Ansehen und Rang für die Handwerker nach sich. Sie wurden Magister oder Meister, und ihre Ehehälften Magisterinnen, Meisterinnen genannt. Ihre Vorsteher hießen Erzmagister oder Obermeister und Altmänner. Sie bekamen in der Folge ein besonderes Siegel, worauf damals viel gehalten wurde, hatten eigene Gewohnheiten und Gesetze, bestimmten Innungsstuben und Versammlungstage rc. Ein unehelich Geborner konnte so wenig ein Handwerker werden, als derjenige ein Zunftgenosse blieb, der eines Verbrechens schuldig ward, „damit" sagen die Gesetze „ihre Zünfte so rein seyen, als wenn sie eine Taube gelesen hätte."

Die Erfolge der Zunftverbindungen waren glänzend. Die vereinigten Meister errangen sich ein Gewicht, welches die einzelnen nie hätten erlangen können. Sie nahmen als wichtige Corporationen an der städtischen Ver-

fassung Antheil, erwarben sich zum Theil eigene Stimmführer in den obrigkeitlichen Collegien, behielten die wichtigeren Gegenstände der Stadtverwaltung ihrer Untersuchung und Entscheidung vor, und blieben in der Regel Richter über ihr eigenes Interesse. Diese Vortheile, welche Alles umfassen, was ein friedlicher Bürger jemals wünschen kann, und welche mehr sogar enthalten, als ihm ein fest organisirter Staat bewilligen darf, waren ein mächtiger Reiz selbst für die Reichen und für die Gebildeten.

Es waren bald nicht mehr die mechanischen Künstler allein, welche sich zu Zünften verbanden; jeder Bürger der Städte nahm Antheil daran. Die Niedrigern und die Höhern ahmten ihnen nach. Es entstanden Zünfte von Lastträgern und Zünfte von Gelehrten. Alle Bürgerclassen bildeten Corporationen, die eigenmächtig ihre innere Polizei verwalteten, und gegen jede äußere Befehdung für einen Mann standen. Die städtische Verfassung gewann dabei im Ganzen. Es war nicht mehr ein verwirrter Haufe von Einzelnen, durch tausendfaches Interesse getheilt und verbunden; es waren große geordnete Massen, die sich bald gegenseitig achten und schonen lernten, welche die Stadtgemeinen bildeten. Von nun an zeigte sich eine Ordnung, eine Bestimmtheit, eine Kraft und Würde in dem Benehmen der Städte, welche dem Zeitalter Achtung gebot, und weit außer ihren Mauern wirkte. Als endlich die Städte, ihre Kräfte fühlend, und ihr gemeinschaftliches Interesse erkennend, sich unter einander verbanden; da wurden sie die Schiedsrichter des Nordens; keine Feudalmacht

vermochte ihnen zu widerstehen, und sie verloren erst ihre unverhältnißmäßige Uebermacht, als die größeren Staaten sich wieder auf den Trümmern des Lehnsystems ergänzten.

Die Zunftverbindungen wurden jedoch schon im Keime durch den kleinlichen, selbstsüchtigen Geist ihres Zeitalters angesteckt; und als die ersteren heiteren Tage ihrer Kindheit vorüber waren, entwickelte sich dieses Erbübel in seiner ganzen Mißgestalt. Die Obermeister wollten noch mehr Macht und Ansehen haben, und nun auch die Städte mitregieren helfen. Darüber begann ein Streit, in welchem durch anderthalb Jahrhunderte bald Obermeister und Altmänner umgebracht, bald Bürgermeister- und Rathsherren-Blut vergossen, bisweilen auch ganze Reihen von Altmännern gleich Krametsvögeln aufgehängt (z. B. im Jahre 1220 ihrer 10 zu Braunschweig), oder auf öffentlichem Markte gebraten wurden (wie im Jahre 1301 ihrer 10 zu Magdeburg).

Diese Zerüttungen zogen den Verfall der Künste und Handwerke nach sich, und störten das Glück der Einwohner und ihre Ruhe und Frieden. Dieß war vorzüglich in den Reichsstädten der Fall; daher suchten die Magistrate den herrschsüchtigen Zünften ein Ende zu machen; die Handwerker aber ihre Zünfte zu schützen. Beide suchten Schutz bei dem jedesmaligen Kaiser. Einer war den Magistraten, der Andere den Handwerkern günstig. Was ein Kaiser befohlen hatte, verbot der Andere wieder. So ging der Streit bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fort, wo endlich die Zünfte siegten. Markgraf Ludwig von Brandenburg

z. B. verordnete 1345, daß in dem Rath zu Stendal jedes Jahr 7 Gildebrüder gewählt werden sollten.

Der große Wohlstand der Handwerker hatte sie in den Stand gesetzt, diesen langen Streit mit Nachdruck führen zu können. Die Ursache dieses Wohlstandes, nebst den vorerwähnten Veranlassungen, hauptsächlich der hanseatische Städtebund und die Kaufleute dieses Bundes versahen fast alle Länder mit teutschen Manufacturwaaren. Von den Reichthümern, die sie dafür zurück brachten, bekamen dann die Handwerker und Erzeuger jener Waaren auch ihren Theil. Einzelne Bürger und Handwerker konnten den Kaisern Geld borgen. Dieser Wohlstand, oder vielmehr Reichthum der Handwerker veränderte und verschlimmerte auch ihre Lebensart, und steigerte ihren Hochmuth. So wurde es z. B. im fünfzehnten Jahrhunderte Mode, daß die Gesellen Degen trugen *). Die Meister traten einher in „sammetenen Juppen" an den Aermeln mit Silber besetzt.

Der Corporationsgeist strebt ewig und ewig vergebens dem Gemeingeiste entgegen. Der kurzsichtige Egoismus mag nicht begreifen, daß nur große Massen dem Strome der Zeit widerstehen, und daß sein stolzes Babel um desto leichter zertrümmert wird, je mehr es durch besonders Vorrechte und Befreiungen isolirt ist. Es hat vielleicht niemals eine Gesellschaft gegeben, welche nicht, der gemeinnützigsten Zwecke ungeachtet, dem

*) Es ist bemerkenswerth, daß itzt, da dieß Niemanden verwehrt ist, auch Niemand nach dieser Ehre geizt. So reizt immer mächtiger das Verbotene.

gemeinen Wesen in eben dem Maße geschadet hätte, in welchem sie ausgebreitet und mächtig wurde. Die Geschichte aller Zeiten spricht laut dafür, daß auch die wohlthätigsten großen Gesellschaften nur in ihrer Kindheit nützlich waren; daß aber nur diejenigen unschuldig blieben, welche in dieser seligen Kindheit starben. Sobald eine Corporation mächtig wird, wird sie einseitig, beginnt ihren Vortheil von dem Wohle des Ganzen zu unterscheiden, verlangt Rücksichten, welche Ungerechtigkeiten enthalten, und vergißt über der Form den Zweck. Der ausgestreute Weitzen keimt zur Frucht, der aufgehäufte zur Fäulniß. Die Zünfte unterlagen nur einer allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur *).

Indeß blühte das Ansehen der Zünfte noch fort, so lange der hanseatische Bund bestand. Ja sie wurden damals noch so hoch geachtet, daß sich die vornehmsten Personen in dieselben einverleiben ließen. Als aber im sechzehnten Jahrhunderte die Hansa verfiel, nahmen auch die Reichthümer der Handwerker, und damit ihre Macht und Einfluß ab. Die alten Klagen über die Herrschsucht und den Hochmuth der Bürger hörten nun auf; dafür erhoben aber die Meister Beschwerden über den Ungestüm und die Mißbräuche der Gesellen, die

*) Wer sich über das Zunftwesen, dessen Entstehung, seine Mißbräuche und Folgen genauer zu unterrichten wünscht, dem empfehlen wir folgende vortreffliche Schrift, die diesen Gegenstand gründlich erschöpft: Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den bestehenden Zunftverfassungen. Königsberg bei Goebbels und Unzer. 1803. 8.

doch nur eine Folge ihrer eigenen Einrichtungen waren. Einer der bedeutendsten Mißbräuche war

der blaue Montag *).

Seine Entstehung fällt in das sechzehnte Jahrhundert. Damals wurden die meisten teutschen Kirchen in den Fasten blau ausgeschmückt, und um eben diese Zeit fingen die Handwerker an, die Fastenmontage durch Unterlassung aller Arbeit zu feiern. Dieß thaten nicht nur die Meister selbst, sondern sie ertheilten auch ihren Gesellen und Knechten die gleiche Erlaubniß. Diese vertrieben sich die Zeit am Tage mit Essen und Trinken, und ermunterten sich dazu, durch den Zuruf, daß heute blauer Montag sey. Was nun Anfangs nur in der Fasten Statt fand, erfolgte endlich auch außer der Fastenzeit an den übrigen Montägen. Die Meister gaben Anfangs darin gerne nach, weil dieß auch ihrer Bequemlichkeit zusagte, und auf diese Art entstand der blaue Montag durchs ganze Jahr. Die Mißbräuche dabei wurden aber immer stärker, es entstanden bald die größten Ausschweifungen, Tumulte und Todtschläge; es ward endlich so arg, daß Kaiser und Reich mit einander darüber zu Rathe gingen.

Die Schuhknechte zu Augsburg hatten 1726 mit den Schuhknechten zu Würzburg einen aufrührerischen Brief-

*) Jean Paul sagt in einer seiner Schriften: Man braucht in Teutschland allezeit drei Jahrhunderte, um einen Mißbrauch aufzuheben; eines, um seinen Nachtheil zu fühlen, eines, um sein Unrecht einzusehen, und eines, um ihn abzuschaffen.

wechsel geführt. Sie siegelten ihre Briefe mit dem Handwerkssiegel, das sie ihren Altgesellen anvertraut hatten, und aus der Lade entwendeten. Der Magistrat untersagte ihnen diesen Briefwechsel; sie aber meinten, ein solches Verbot wäre ein Eingriff in ihre Rechte. Ehe dieser Streit noch beigelegt war, brachten einige, die durch Schlägereien bei dem Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, neuen Unfug auf. Sie wollten nämlich die Strafe nicht allein bezahlen, sondern meinten, Schuldige und Unschuldige müßten gleichen Antheil entrichten. Wer das nicht wollte, und nicht gleich willig seinen Antheil hergab, erhielt den Schimpfnamen eines Spöttischen, alle übrigen wurden Brave genannt. Wo diese einen Spöttischen sahen, so beutelten sie ihn. Ein solcher wurde nämlich bei den Ohren und Haaren gefaßt, gezerrt, gerauft, geschüttelt, gestossen und einigemal herumgedreht, so daß mancher Gebeutelte alles Bewußtseyn, und sogar einige das Gehör verloren. Wollte der Spöttische das nächstemal nicht wieder gebeutelt werden, so mußte er die Mißhandlung mit Geduld ertragen, und zuletzt, wenn es der braven Gesellschaft aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken, und laut versichern, es sey ihm recht geschehen. Um nun diesen schönen Gebrauch auch in anderen Städten einzuführen, unterhielten sie mit einigen Gesellen zu München deshalb einen Briefwechsel, der aber verrathen wurde. Nach mehreren Händeln, die deshalb zwischen ihnen und dem Magistrate vorfielen, verließen endlich in einem allgemeinen Aufstand 107 Gesellen die Stadt, und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatten, an

ihre Mitbrüder nach Dresden, Leipzig und Berlin, wie folgt:

„Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit „diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, „und berichten euch, daß keiner nach Augsburg reisen „thut, was ein braver Kerl ist, oder geht er „hin, und arbeitet zu Augsburg, so wird er seinen „verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das „wird er schon erfahren."

Dieser Aufstand machte in ganz Teutschland Aufsehen. Da solche Mißbräuche der Handwerker die innere Ruhe und gute Ordnung der Städte störten; so kam es darüber auf dem Reichstage zur Sprache. Es kam ein Reichsgesetz von 1731 heraus, kraft dessen nicht nur andere Mißbräuche, sondern auch der so nachtheilige blaue Montag, abgestellt seyn sollten. Der König von Preußen drang gleich darauf, daß dieß auch in seinen brandenburgischen Ländern geschähe; in den meisten andern Reichsländern aber ward dieß Gesetz nicht befolgt, ja in vielen nicht einmal öffentlich bekannt gemacht; daher wurde es vom Kaiser Franz den Ersten 1764 erneuert, und 1772 darüber ein nochmaliges Reichsgesetz gegeben, doch ist es an vielen Orten beim Alten geblieben. Joseph der Zweite fand sich ebenfalls noch veranlaßt, den blauen Montag und noch mehrere andere willkührliche Feyertage der Handwerker zu verbieten; allein alle diese und ähnliche Verbote können nie allgemein wirksam seyn, wenn .. Meister selbst nicht darob halten.

Das Kriegswesen von 1330 an.

Jahr 1330. Berchtold Schwarz, sonst Constantin Anglikzen genannt, von Freiburg in Breisgau, entdeckt von ungefähr, als Mönch zu Cölln, die Wirkung des Schießpulvers.

1331. Die erste Anwendung der Feuergeschütze geschieht von den Mauren in Castilien bei der Belagerung von Alicante durch den König von Granada.

1346. Schlacht bei Crecy, wo die Engländer die ersten drei Kanonen hatten.

1364. Wurden die ersten Pistolen zu Perugia in Italien verfertigt.

1378. Gebrauchte man Luntenröhre in Teutschland und Italien.

1434. Die Bomben werden in Italien von dem Fürsten von Rimini, Siegmund Pandulph Malatesta erfunden.

1436. Carl der Sechste errichtet in Frankreich die ersten besoldeten Truppen unter der Benennung von Ordonnanzcompagnien. Carl der Siebente setzte sie 1445 auf einen ordentlichen Fuß, und legte damit den ersten Grund zu den stehenden Armeen, welche von Ludwig dem Vierzehnten ordentlich organisirt und ausgebildet wurden.

Zu Anfange desselben Jahrhunderts geschieht schon Erwähnung vom Vernageln des Geschützes.

1447. Wird das erste Uebungslager in Teutschland gehalten.

1473. Führte Carl der Kühne von Burgund das Exerciren bei den Truppen ein.

1487. Der erste aber verunglückte Versuch mit den Minen geschieht vor Serezanella.

1500. Pulverminen werden durch Peter Navarro von St. Georgio gebraucht.

1503. Derselbe erbaut die ersten Gegenminen.

1517. Das erste Schloß (Radschloß) wird in Nürnberg erfunden. Die Pistolen und Gewehre der Reiterei erhalten solches kurz nachher.

1520. Garcias von Toledo erbauet schwimmende Batterien.

1521. Carl der Fünfte führt die Musketen bei seinem Heere ein.

1524. Handgrenaden werden eingeführt.

1544. Franz von Popendorf erfindet die Lavetten der Kanonen.

In der Schlacht bei Cerisolles war schon eine Art von reitender Artillerie.

1567. Der Herzog von Alba führt die Musketen allgemein bei der Infanterie, und Carabiner bei der Cavallerie ein.

1580. Wurden, nach des D. Juan Mauriquez de Lara's Angabe, kürzere und leichtere Kanonen gegossen, und bei Belagerungen glühende Kohlen gebraucht.

1584. Der Prinz Moriz von Nassau-Oranien führt die Handgriffe mit der Muskete und Picke ein.

1594. Ward Gröningen förmlich bombardirt.

1600. Geschieht der erste Versuch, Granaden aus Kanonen zu schießen.

1607. Die Infanterie erhält von Spinola Regiments-Kanonen.

1624. Einführung außerordentlich kurzer und leichter Geschütze.

1640. Wurde das Bajonett, und das itzt gewöhnliche Flintenschloß in Frankreich erfunden.

1650. Die Richtschraube der Kanonen wird zu Warschau erfunden.

1667. Die ersten Grenadiere (die ihrer Benennung itzt aber nicht mehr entsprechen) werden in Frankreich errichtet.

1670. Die Grenadiere werden in Compagnien formirt.

1674. Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stellt besondere Schützen bei den Infanteriecompagnien an.

1681. Die Franzosen versuchen mit aufgepflanztem Bajonett zu feuern, aber vergebens.

1732. Die Preußen feuern zuerst mit aufgepflanztem Bajonett. Man brauchte also mehr als 50 Jahre zur Zustandbringung dieser Erfindung. —

1740. Fürst Leopold von Dessau gibt der preußischen Infanterie eiserne Ladstöcke.

1756. Graf Schuwalow erfindet eine Art ovaler Haubitzen, die von ihm den Namen führten.

1759. Friedrich der Zweite errichtet und organisirt reitende Artillerie.

1773. Einführung cylindrischer Ladstöcke in dem preußischen Heere.

1781. Die Gewehre der preußischen Infanterie erhalten trichterförmige Zündlöcher.

Die neueren wichtigen Erfindungen sind aus den letzten Kriegen genug bekannt. Z. B. das Requisitionssystem; das Bivouakiren, Abschaffung der Zelte; die Subalternofficiere marschiren zu Fuß; die Voltigeurs; kleinere Trommeln und größere Tambours; Abschaffung der Pfeiffer; neue Trommelmärsche; leichtere und bequemere Kleidung der Truppen; Tschako's; das Tirailliren; Vermehrung der Kanonen; hölzerne Pontons; Biscuit; Vermehrung der Unterofficiers; veränderte Exerciermethoden, Vereinfachung derselben, und von dem Engländer Congreve

die Einführung der seinen Namen führenden Raketen *), dieser schrecklichen Waffe, die einst entscheidend auf den Ausgang der Schlachten einwirken dürfte.

Die Stecknadeln.

Wer sie erfand — weiß Niemand. Doch schon im vierzehnten Jahrhundert, 1370, sollen im vorzüglichsten Sitze teutschen Gewerb- und Kunstfleißes, in Nürnberg, dergleichen verfertigt worden seyn. Was eine Stecknadel

*) Wahrscheinlich hat die Erfindung des Chlorcali hiezu die Veranlassung, oder erste Idee gegeben.

werth ist, weiß am besten, wer eine braucht, und keine erhalten kann; dieß würden uns am besten die guten Vorfahren sagen können, die sich kleiner hölzerner Stiftchen bedienen mußten, weil sie nichts anderes hatten. Wie viel in Stecknadeln vergeudet wird, wie viel dabei erspart werden könnte, mögen uns die armen Narren lehren, die in den Pariser Schauspielhäusern herum gehen, — des Vormittags — und die am vorhergehenden Tage verlohrnen Nadeln aufsuchen, sie stecken und wieder verkaufen, um sich einen kümmerlichen Unterhalt damit zu erwerben; möge uns eine jüdische Armenanstalt in Altona sagen, welche ursprünglich keinen andern Fond hatte, als den, den Stecknadeln gewährten, welche von dazu bestellten armen Kindern aufgesucht, und aus deren Erlös, Hemden vertheilt wurden.

Wie Mancher gewöhnte sich schon in der Jugend, durch Aufbewahrung dieser kleinen Werkzeuge an Ordnung! Wie manches Mädchen vermag aber nicht die Zeit anzugeben, die sie ihrer Eitelkeit fröhnend, mit deren Gebrauch verdarb. Wie oft mag nicht eine am Busentuch verlorne Stecknadel die Tugend eines Mädchens fallen gemacht, die Triebe eines Jünglings entzündet haben, welche sonst noch lange geschlummert hätten! Wie Mancher verdankte einer Stecknadel sein Glück. Jener arme, aber thätige kluge Mann schlug einem reichen Speculanten eine Unternehmung vor, zu der dieser keine Lust bezeugte. Aber im Verlaufe des Gesprächs, als sie auf und nieder gingen, hob der Mann eine Stecknadel auf, die am Boden lag, und steckte sie an Ort und Stelle. Dieß gefiel dem Reichen. Es war ihm ein Be-

weis von Aufmerksamkeit, von Thätigkeit und Ordnung, die ihm Lust machte, mehr Lust machte, einzugehen, als noch so viele Gründe, und die Unternehmung kam zum Vortheil beider zu Stande. Welche Meinung erweckt nicht der menschliche Geist von seiner Erfindungsgabe, wenn man an die einfachen und doch so künstlichen Mittel denkt, mit denen man Tausende dieser kleinen Werkzeuge in den Fabriken täglich macht und ordnet. Der Drahtrichter in einer solchen Fabrik macht wohl täglich zu 120,000 Nadeln den Draht gerade (Schafftdraht). Der Zuspitzer schärft oder spitzt wohl 240,000 Nadeln täglich. Der Schafftschneider schneidet täglich so viel, als zu 190,000 Nadeln nöthig ist, und die Nadelsteckerin bringt gegen 360,000 ins Papier, während der Stämpfer vielleicht 8 — 15,000 fest stampft,

Zur Geschichte der Mechanismen.

(Götz von Berlichingens eiserne Hand).

Des Ritters Götz von Berlichingen, bekannt durch Göthe's Schauspiel gleichen Namens, eiserne Hand, ist nicht so bekannt, als dieses Theaterstück, und man weiß nicht so allgemein, was es damit für ein Bewandtniß hatte. Bei der Belagerung von Landshut in Baiern, hatte der tapfere Götz von Berlichingen seine rechte Hand durch eine Haubitzkugel verloren. Nachdem er genesen,

ward ihm (wahrscheinlich durch einen Künstler aus Nürnberg, in dessen Nähe er im Lazareth geheilt worden war), eine Hand von starkem Eisenblech verfertigt, die an den Stumpen des Vorderarms befestigt, die Stelle der verlornen ersetzen sollte, aber nicht zu den friedlichen Geschäften dieses Gliedes, sondern einzig zu demjenigen, auf welches der Ritter den größten Werth setzte, zum Raufen, zu gebrauchen war. Im Gefecht, rühmt Götz von ihr, habe sie ihm bessere Dienste geleistet, als zuvor seine natürliche, aber nirgends nennt er den Künstler, der ihm dieselbe verfertigt, noch erwähnt er ihres künstlichen Mechanismus. Diese eiserne Hand ist jedoch noch in Natura vorhanden, und zwar wird sie bei den Nachkommen des tapfern Ritters von Berlichingen, (deren ältester immer den Namen Götz führt) auf ihrem Stammsitz zu Jaxthausen in Franken aufbewahrt.

Herr von Mechel, als Künstler und Kunstfreund mit Ruhm bekannt, besitzt eine genaue Zeichnung von dieser Hand, die er im Jahre 1783 zu Wien machen ließ, wohin ihre vormalige Besitzerin, Frau von Berlichingen, sie als eine Seltenheit mit sich genommen hatte, und sie dem Kaiser Joseph dem Zweiten vorzeigte, der, mit ihrer Bewilligung, für das Museum eine Copie davon verfertigen ließ. Wegen der Seltenheit der Sache, hat Herr von Mechel den ganzen Mechanismus zergliedert, in Kupfer stechen lassen, und mit einer Beschreibung 1811 herausgegeben.

Mit Beihilfe der linken Hand, ließen sich die Finger der eisernen Hand, mittelst der kleinen Räder, die im jeden einzelnen Gelenk angebracht waren, in gerade

Richtung bringen, sich um das Gefäß eines Degens herumbiegen, und die nun geballte Faust hielt den zuvor hineingebrachten Degen, mittelst einer einspringenden Feder, von jeder äußern Gewalt unabhängig, so lange unwandelbar fest, bis die nach Art eines Schlosses einspringende Feder, willkührlich wieder geöffnet ward.

Die letzten Kriege haben unsern mechanischen Künstlern, die sich dem Dienste der leidenden Menschheit widmen, hinlängliche Gelegenheit zur Anwendung und Ausbildung ihrer Kunst gegeben. In Berlin hat ein Herr Baillif im Jahre 1811 eine Hand verfertigt, deren Kraft hinreicht, leichte Gegenstände zu ergreifen, und sie mäßig fest zu halten, z. B. ein Tuch, ein Glas, eine Feder, mit welcher sich, durch Hilfe dieser künstlichen Hand auch schreiben läßt. Sie ist von dünnem Messingblech, und mit einem ledernen Handschuh bedeckt. Ohne Räderwerk und ohne Maschinerie, bloß durch wenige Schnüre, welche innerhalb der Finger laufen, und an das Ellbogengelenk, so wie an die Schulter befestigt werden, öffnet und schließt sich durch deren Bewegung die Hand nach Willkühr. Götz von Berlichingens Hand wiegt drei Pfund, jene aber nur das Drittheil dieses Gewichtes, und was ihr an Kraft abgeht, das Schwert zu führen (wozu ein Mann mit einer Hand in unseren Tagen wohl ohnehin nicht viel Beruf haben möchte), das wird durch eine größere Beweglichkeit, und durch ihre Brauchbarkeit zu andern Geschäften, unendlich überwogen.

Der Herr Graf von Wurmbrand, der im Kriege einen Fuß verloren hatte, und sich seitdem bei seinem

Bruder, dem Gutsherrn von Oberradkersburg (bei Radkersburg) in der untern Steyermark aufhält, hatte durch Hilfe der Mechanik diesen Verlust so gut als möglich zu ersetzen gesucht, ohne daß es einem Künstler gelingen wollte, seinem Wunsche ganz zu entsprechen. Ein Tischler- und ein Schlossermeister, in dem erwähnten kleinen Städtchen Radkersburg, waren endlich so glücklich, für den Herrn Grafen einen künstlichen Fuß sammt dem Bein bis ans Knie, zu verfertigen, der allen Forderungen entspricht, die man an einen solchen machen kann. Der Herr Graf kann damit reiten, Berge steigen, und alles so damit verrichten, wie mit einem natürlichen, und wer es nicht weiß, daß dieser Fuß ein Kunstwerk ist, würde ihn für einen lebenden halten. Der Herr Graf hat in der in Grätz erscheinenden Zeitschrift: „Der Aufmerksame,“ der außer Steyermark wenig bekannt ist, diesen zwei Künstlern seinen Dank öffentlich gezollet, und sie allen Jenen empfohlen, die ihrer Hilfe bedürfen könnten.

In Wien sind in dieser Hinsicht die Arbeiten des Herrn Wolfssohn rühmlich bekannt.

Die Buchdruckerkunst.

Künste, wie Menschen, gehen unter; Gebäude werden erschüttert, Statuen fallen, beide zerfallen nach und nach, und Farben verlöschen. Was blieb uns von Phi-

dias, von Apelles, von Vitruvius? Man ahmt sie nach; vielleicht übertrifft man sie. Aber Michael Angelo, aber Fontana, aber Raphael, sind sie es weniger? — Nur die Bücher bleiben durch ihre schnelle und wenig kostbare Vervielfältigung, welche weder die Zeit noch den Neid zu fürchten haben.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst waren die Bücher selten und theuer; und wie eine alte Urkunde sagt, oft theuerer als Edelsteine. Homer's Gedichte waren lange so wenig bekannt, daß Pisistratus der erste war, der sie in Ordnung brachte, und sie ungefähr 500 Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung in Athen abschreiben ließ. Homer lebte 400 Jahre vor Pisistratus. —

Die Griechen beschäftigten sich um die Zeit, als Amintas, Philipp und Alexander lebten, viel mit Abschreiben. Hauptsächlich setzten sie dieses Geschäft in Alexandrien fort. Die Abschreiber wurden von der Zeit der Scipionen an, bis auf die Ueberschwemmung der Barbaren, in dem römischen Reiche viel gebraucht. China war voll von Büchern, als wir noch weder lesen noch schreiben konnten. Die Araber besaßen selbe bereits im achten Jahrhunderte, und fast ausschließlich bis zum dreizehnten.

Bei unseren barbarischen Nationen findet man bis auf Carl den Großen fast gar keine Bücher; und le Sage erinnert, daß von dessen Zeit an, bis auf Carl V., König von Frankreich, und von Carl V. bis auf Franz I., ein großer Mangel daran gewesen sey.

Carl V. war der erste Stifter einer Bibliothek, die, da sie zu Fontainebleau lange gewesen ist, zu einer großen Sammlung, die Europa noch bewundert, den Grund gelegt hat. Er befahl, daß man Bücher aus allen Welttheilen herbeischaffen sollte, und auf diese Art wurden 900 Bände, die große Summen kosteten, zu einer Zeit, wo die Buchdruckerei noch unbekannt war, zusammen gebracht. Nach Angabe der Christine von Pisa, die das Leben dieses Fürsten beschrieben hat, und wovon noch das Manuscript auf der kaiserlichen Bibliothek vorhanden ist, hatte Carl, obschon er selbst sehr gut Latein verstand, nichts desto weniger die gelehrtesten Männer seiner Zeit zum Uebersetzen der damals besten Bücher gebraucht. Dahin gehörten unter andern die Bibel; die Stadt Gottes; das Buch des Himmels und der Welt; die Philosophie des Aristoteles; die 19 Bücher der Eigenschaften der Dinge; Valerius Maximus u. s. w. Rudolph von Presles, Advocat und königlicher Rath, hatte auf Befehl des Königs, den 28. October 1371 den Auftrag erhalten, das Buch unter dem Titel: „Die Stadt Gottes," zu übersetzen. Er erhielt jährlich vier Tausend goldene Franken, und dieser Gehalt, der im Jahre 1371 seinen Anfang nahm, wurde ihm 1373 noch bezahlt. Rudolph von Presles pflegte deßwegen sehr naiv zu sagen: Müssigang ohne Wissenschaft ist für den lebhaften Mann ein Grab.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst konnte eine Feuersbrunst in wenigen Stunden eine kostbare, und in ihrer Art einzige Sammlung verzehren; eine Maus

konnte in acht Tagen zernagen, worüber ein Gelehrter 30 Jahre nachgedacht hatte. Seit dieser vortrefflichen Erfindung aber konnte man die Gedanken, Erfindungen, Erfahrungen und Verbesserungen von Generation zu Generation fortpflanzen, ohne besorgen zu dürfen, daß eine einzige verloren gehen könne. Die Wohlfeilheit der Bücher gestattet nun auch dem wenig Bemittelten ihren Gebrauch, und das Wissen, und Verstehen und Können, ist, bei so vielen Hilfsmitteln, nun kein Monopol der Reichen mehr. Seit dem theilt das Genie mit der Sonne das Recht, der Welt zu nützen, indem es sie erleuchtet.

Guttenberg erschien, und dieß Wunderwerk war da. Diese Zeit traf beinahe mit zwei andern Ereignissen zusammen, deren Einfluß auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, und die Bestimmung der ganzen Menschheit unverkennbar ist. Diese Ereignisse waren die Einnahme von Constantinopel durch die Türken, welche die griechischen Gelehrten nöthigte, in Italien ein Asyl zu suchen, und die Entdeckung der neuen Welt, welche für Europa die Gränzen des Universums in mancherlei Hinsicht erweiterte, und für die Folgezeit von unberechenbaren Folgen seyn wird.

Harlem bestreitet Mainz die Erfindung der Buchdruckerkunst, und behauptet, Coster habe solche zuerst in Gang gebracht. Guttenberg aber brachte sie nach Mainz, und Faust nach Paris. Faust verkaufte seine gedruckten Schriften als Mannscripte. Diese Uebereinstimmung in den Exemplaren ließ vermuthen, daß er ein Zauberer wäre, der mit dem Teufel einen

Vertrag gemacht hätte. Die beeinträchtigten Abschreiber mochten zu diesem Glauben und seiner Verbreitung nicht wenig beigetragen haben. Kennt man nicht noch heut zu Tage, die Wirkungen des Brotneides, und seine oft gefährlichen Folgen? Doch, wer auch immer der erste gewesen seyn mag, der die Kunst erfunden hat, die Wissenschaften und Künste zu einem unvergänglichen Eigenthum aller Menschen und aller Nationen zu machen; er verdient, daß sie ihm Altäre errichten.

Man weiß, daß die Stephans die Buchdruckerei in Frankreich vervollkommnet haben. Man zählt acht Personen aus derselben Familie, die sich den Ruhm der Verbesserung dieser bewundernswerthen Kunst streitig gemacht haben. — Der berühmte Robert Stephan hatte sich eine ausgezeichnete und gründliche Kenntniß in Sprachen und schönen Wissenschaften erworben. Er erlernte die Buchdruckerkunst unter seinem Schwiegervater Simon von Colines. Eines der großen Bücher, das er druckte, war das Despautere in Folio. Er brachte die prächtigen Ausgaben der hebräischen und lateinischen Bibeln ans Licht, und sie sind so richtig, daß selbst das Auge des Neiders darin nur einen Fehler gefunden hat; anstatt pulres, soll man nämlich plures lesen, woran vielleicht der Drucker Schuld war, der etwa den mit den Ballen herausgezogenen Buchstaben l statt vor, nach dem u wieder eingesetzt hatte.

Robert Stephan corrigirte jederzeit mit Sorgfalt und Bescheidenheit. Seine Correcturbögen wurden an seine Boutique und an die Thüre des Schulgebäudes geheftet, und jeder Schüler, der einen typo-

graphischen Fehler entdeckte, gewann einen Sous. Zugleich wurde dadurch die Orthographie der Sprache bei den Schülern befördert. Ferner ist auch **le trésor de la langue latine** des Robert Stephans, in zwei Bänden in Folio, als Wörterbuch betrachtet, ein wahres Meisterwerk. Dieser gelehrte Buchdrucker, dem die Wissenschaften in Hinsicht auf die Correctheit und Schönheit der Buchstabenschrift so viele typographische Meisterwerke verdanken, wurde von Franz I. nicht allein geachtet, sondern auch geliebt, und er ging mit ihm nicht sowohl als König, vielmehr als Gelehrter um. Eine sichere, von mehreren Schriftstellern bestätigte Sage ist es, daß, wenn Franz den Stephan bisweilen besuchte, er sogar besorgte, ihn in seinen Arbeiten zu unterbrechen; er suchte daher die Zeit abzuwarten, wo Stephan frei von Geschäften, seinen Besuch gerne sah. Dieselbe Hochachtung hatte Franz auch für andere talentvolle Männer, die den von ihm gemachten Plan, den fast aus seinen Staaten verbannten Wissenschaften wieder Kraft und Leben zu geben, mit allem Fleiß und Eifer beförderten. Man weiß, daß dieser Fürst den Leonardo da Vinci noch auf seinem Krankenbette besuchte, und daß dieser berühmte Maler in den Armen des Monarchen gestorben ist. — Franz wußte, daß August in dem Herzen des großen Horaz den ersten Platz einnahm, daß Vespasian sich aus der Freundschaft des ältern Plinius eine Ehre machte, daß Trajan Plinius den jüngern sehr hoch schätzte, und Lorenz von Medicis ein Busenfreund des Politian gewesen war.

Robert Stephan wurde beschuldigt, daß er die Buchstabenschrift (Caractéres) Franz I., der ihm solche zu drucken aufgetragen, nach Genf gebracht hatte. Dieß ist aber eine feindselige Verläumdung; aber wahr ist es, daß er wegen Meinungen durch die Sorbonne verfolgt, sich in diese Stadt im Jahre 1557 zurück zu ziehen genöthiget fand. Er vermachte in seinem Testamente sein ganzes Vermögen dem oder denjenigen von seinen Kindern, die sich daselbst niederlassen würden.* Dieß ist auch die einzige Rache, die er sich erlaubt hat.

In seinem Hause, wo die Frauen und Domestiken sogar Latein sprachen, unterhielt er 10 bis 12 Gelehrte von verschiedenen Nationen, die er nach Verdienst zu schätzen und zu belohnen wußte. — Robert Stephan hinterließ drei Söhne, Heinrich, Franz und Ruprecht. Er hatte einen Bruder, Namens Carl, der damals Doctor der Pariser medicinischen Fakultät und königlicher Buchdrucker war. Die schönsten aus dem Drucke dieses gelehrten Mannes gekommenen Ausgaben, sind die von Appian, im Griechischen, und die Genesis im Hebräischen. Er schrieb überdieß mehrere Werke, und übersetzte das Praedium rusticum ins Französische.

Heinrich Stephan hatte unter den drei Söhnen den größten Ruf, er war als einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts bekannt. Noch in seinen jüngern Jahren machte er die Gedichte des Anacreon, in der Sprache des Catull, zuerst bekannt. Sein Schatz der griechischen Sprache ist dem der lateinischen Sprache von seinem Vater gleich zu

stellen. Als Calvinist schrieb er gegen die Mönche, die sein Portrait verbrennen ließen. — Der letzte der Stephans, den man den König der Buchdruckerei nannte, ist im Hôtel dieu zu Paris (einem Spital) in dem Vermächtnißsaale, den der Canzler Duprat für die Armen hatte erbauen lassen, gestorben.

Robert Stephan, der sich um die Wissenschaften die größten Verdienste erworben hatte, starb am 3. September 1559.

Die einst, zwar nur an einigen Orten, zünftige Buchdruckerei ist es nun nicht mehr, sie ist nun ein freies, keinem Zunftzwange unterworfenes Gewerbe, worauf in den kaiserlichen Staaten keine Meisterrechte, sondern bloß Befugnisse, die in der Regel persönlich sind, verliehen werden; auch steht es jedem Buchdrucker frei, so viele Lehrlinge aufzunehmen, als er für dienlich achtet.

Die Buchdruckerei wird nun, in Hinsicht auf das dabei Statt findende Verfahren, in drei Zweige unterschieden, die xylographische, die typographische, und die stereographische Druckerei. Die xylographische bedient sich hölzerner Tafeln, worein die Schrift geschnitten ist. Dieß ist die älteste und erste Art der Buchdruckerkunst, die noch itzt in Sina, Japan und Thibet ausgeübt wird. Die typographische Druckerei, welche die erste Vervollkommnung dieser Kunst war, bedient sich statt der festen Formen beweglicher Typen oder Lettern, welche zusammengesetzt, eingeschwärzt und abgedruckt werden. Anfänglich hatte man dazu hölzerne geschnittene Lettern, später von einer Metallmischung gegossene, die

noch jetzt im Gebrauche sind. Die stereographische Druckerei ist wieder von beweglichen Lettern zu festen Formen übergegangen, und zwar zu ganzen metallenen Platten, die aber aus beweglichen gewöhnlichen Lettern zusammengesetzt, und fest geschmolzen werden.

Wie in den mehresten Künsten, so sind auch in der Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung, nach und nach sehr viele Verbesserungen gemacht, und dieselbe auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Diese Verbesserungen beziehen sich theils auf die Druckfarbe und ihre Anwendungsart, theils auf das Drucken, den Bau und die Construction der Presse. Durch ein Paar Jahrhunderte schien die Kunst ihre Gränze erreicht zu haben; die größten Fortschritte machte sie aber erst in der neuern Zeit, zugleich mit den Fortschritten der Literatur, deren Dienerin sie ist. Die Lettern wurden nach und nach schöner und geschmackvoller. Breitkopf in Leipzig hat zuerst den teutschen Typen ihr gothisches Ansehen benommen, und auch die lateinischen verbessert. Didot, Baskerville, Bodoni, Göschen, Unger, Haas und Wilson folgten seinem Beispiel. Im Inlande war Herr von Baumeister einer der ersten Buchdrucker, welcher die alten Schriftformen beseitigte. Ihm folgten Herr von Kurzbeck, Alberti, welcher sich mit Mannsfeld vereinigte, Bauer, Mathäus und Anton Schmidt, Degen, Strauß und Andere in Wien, Prag und Ofen. Philipp Rusher in England erhielt ein Patent für verbesserte Drucklettern, wodurch der Druck schöner, ebenmäßiger und leichter werden sollte; auch erfand Bailey von Philadelphia ein

Verfahren, Matrizen zu Buchstaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können. Dieses Verfahren gründet sich auf die Beobachtung, daß, wenn harte Substanzen zerbrochen werden, man gewisse unregelmäßige Figuren erhält, die, so oft auch der Versuch wiederholt wird, doch nicht nachzuahmen sind. Zerbricht man also schwache Stangen von Stahl, in der Größe, die eine Punze haben soll, so bekömmt man ohne alle fernere Zubereitung, eine Punze für irgend eine Matrize, welche auf keine Weise nachgeahmt werden kann.

Musiknoten wurden schon in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von Holztafeln abgedruckt. Die ersten gegossenen Notentypen erfand in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, Jacob Sanlecque in Paris. Im Jahre 1752 vervollkommnete Breitkopf in Leipzig, und dann Unger in Berlin den Notendruck, welchen Mehrere folgten. Auch Landcharten wurden zuerst mit geschnittenen Holztafeln, und später mit beweglichen Typen gedruckt; aber weder der Notendruck, noch jener der Landcharten, deren Satz sehr schwierig ist, konnten sich ausbreiten, und den Kupferdruck verdrängen; seitdem nun der Steindruck erfunden worden ist, der um Vieles vortheilhafter als jener ist, ist es noch weniger zu erwarten, daß diese zwei Druckarten Fortschritte machen können.

Eine wichtige Vervollkommnung der Buchdruckerei ist der Stereotypendruck, wozu man sich wieder fester metallener Platten bedient. Diese Druckart wurde zuerst in Holland zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts angewendet. J. van der Mey war der Erfinder. Im

Jahre 1725 ward schon in Edimburg in Schottland, ein Buch mit Platten gedruckt; vervollkommnet hat aber diese Druckart Firmin Didot in Paris, sowohl dadurch, daß er sie wohlfeiler herstellte, als auch dadurch, daß er eine festere Metallmischung anwandte. Noch ein kürzeres und vortheilhafteres Verfahren, solche Stereotypentafeln zu verfertigen, erfanden der Herr Graf Schlaberndorf und der Bürger Hethan in Paris. Mehrere Verbesserungen folgten, und bis zum Jahre 1820 waren bereits acht Arten dieser Druckmethode bekannt geworden. So schnell folgen sich jetzt die Verbesserungen einer oder der andern Kunst, während selbe in früheren Zeiten Jahrhunderte zu ihrem Fortschreiten bedurften. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn man dieß allen Künsten und Gewerben nachrühmen könnte. — Würde aber wohl die Buchdruckerkunst solche Fortschritte gemacht haben, wenn sie zünftig wäre? —

Im Jahre 1818 erhielt der Nordamerikaner John Watts aus Neujork, auf seine Erfindung zur Herstellung der Stereotypenplatten durch Guß, ein ausschließendes Privilegium auf 10 Jahre für die ganze österreichische Monarchie.

Merkwürdig sind die Verbesserungen, welche an der Buchdruckerpresse gemacht worden sind. Wilhelm Haas zu Basel, J. G. Freytag in Gera, hatten sich um solche Verbesserungen bereits verdient gemacht, als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Cylinderpressen erfunden wurden. Die von Kindley zu Hartfort in Connecticut erfundene Presse trägt die Farbe selbst auf die Lettern auf, breitet das Papier

darüber, druckt zwei Bögen auf einmal ab, und bedarf nur des Beistandes einer Person, um in einer Stunde 2000 Bögen zu drucken. A. Strauß in Wien hat auch eine Presse erfunden, und hierauf ein sechsjähriges Privilegium erhalten, wobei eine Person erspáret wird; sie ist aber nicht mehr im Gebrauche. Diesen Erfindern folgten durch verschiedene Vervollkommnungen Stanhope, Buderus und Brand. Auch Glymen in Philadelphia erfand eine Buchdruckerpresse aus Gußeisen. Eine der merkwürdigsten Erfindungen ist aber jene, welche König und Bauer, zwei Teutsche, im Jahre 1811 in London eingeführt haben. Diese gußeiserne Presse, welche einer Kupferdruckerpresse sehr ähnlich ist, wirkt durch Cylinder. In einer jeden Stunde druckt jeder der zwei Cylinder bis 550 Bögen, folglich beide 1100 Bögen ab. Die Erfinder dieser Maschine sind wieder nach Teutschland zurück gekehrt, und haben zu Kloster Oberzell bei Würzburg eine große Fabrik errichtet, wo solche Pressen und Maschinen aller Art verfertigt werden. Andere Erfindungen ähnlicher Art folgten dieser: Dampfpressen, Pressen, die durch Pferde in Bewegung gesetzt werden. Unter diesen zeichnet sich jene von Hellfarth und Comp. in Erfurt erfundene aus, durch welche in 12 Stunden 7000 bis 56,000 Bögen auf beiden Seiten gedruckt werden können *).

---

*) Mehreres und Umständlicheres über diesen interessanten Gegenstand ist in dem geschätzten und reichhaltigen Werke des Herrn St. Edlen von Keeß, ersten Commissär der k. k. Fabrikeninspection: Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens im österr. Kaiserstaate. 8. Wien bei Wallishauser, 1822, woraus zum Theil obiges entlehnt ist, zu finden.

Mit der König'schen Presse wird itzt die allgemeine Zeitung in Augsburg gedruckt. Für die am besten construirte unter den neuen Schnelldruckpressen wird jene von König und Bauer gehalten, und so ward von Teutschen die Kunst erfunden, und erhielt auch von solchen (und zwar im Auslande) ihre vorzüglichste Vervollkommnung. In den österreichischen Staaten ist, unseres Wissens, diese Presse noch nicht eingeführt. Zu welch niederen Preisen können nun mit Hilfe der Gußstereotypen und der Schnellpressen die unentbehrlichsten und wichtigsten Erfordernisse zur Verbreitung der Künste und Wissenschaften zu Tage gefördert werden! —

Die Erfindung der Posten

haben wir eigentlich dem Krieg zu verdanken. Sie wurden nämlich 1462 unter Ludwig dem XII. in Frankreich eingeführt, bei Gelegenheit der Belagerung von Nancy, wo man in bestimmten Entfernungen Eilbothen aufstellte, woraus dann die Posten entstanden.

Das Singspiel

war eine natürliche Folge der vorhergegangenen Erfindungen der Schauspiele und der Musik, deren letztere auf das erstere angewendet wurde.

Ueber diese Erfindung stellte der berühmte Murateri, in der Einleitung zu seinem Teatro italiano ernstliche Untersuchungen an. Denselben Gegenstand behandelt auch ein ohne Jahrszahl erschienener Tractat: Le glorie della poesia e della musica, nell' esatta notizia de' teatri della città di Venezia etc. Mussato meldet in der Vorrede des neunten Buches de gestis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürsten mit Liedern (cantilenarum modulatione) vorgetragen habe. Wahrscheinlich ist dieß so zu verstehen, daß man den Königen und Fürsten zu Ehren, Lieder gesungen habe; daß man aber ganze dramatische Vorstellungen singend aufgeführt habe, erhellet daraus noch nicht. Sulpizio, der den Vitruv mit Noten herausgab, rühmt sich, daß er 1480 in Rom zuerst gezeigt habe, wie man eine Tragödie singen soll. Ob dieß Singen aber nicht vielmehr von bloßem Declamiren zu verstehen sey, bezweifelte schon Crescembeni. Tristano Calchi erzählt, daß man dem mailändischen Herzoge Galeazzo zu Tortona eine theatralische Vorstellung in Musik aufgeführt habe. Indeß ist so viel gewiß, daß man schon im fünfzehnten Jahrhundert bloß Chöre der Tragödien musikalisch abgesungen hat. Erst im Jahre 1597 wurde von einem Modeneser, Orazio Vecchi, der ganze Dialog der Comödie, musikalisch aufgeführt.

Dieses Stück des Orazio Vecchi ist für die erste italienische Oper zu halten, und findet sich mit der Musik in der Sammlung der Academia filarmonica. In

der Vorrede sagt der Verfasser: Non essendo questo accopiamento di comedie e di musica più stato fatto, ch'io mi sappia, da altri, e forse non imaginato, sarà facile aggiungere molte cose per dargli perfezione, ed io devrò essere, se non lodato, almeno non blasimato dell' invenzione *). Nun folgten mehrere Operndichter nach einander. Ottavio Rinuccini mit seinen Opern: Euridice, Daphne und Ariadne, war der erste. Wie sich die Oper von Italien nach Frankreich ausgebreitet habe, darüber sehe man St. Evermond's Comödie, die den Titel: Les opera führt.

Früher als in Italien, kam das Singspiel in Teutschland auf. Schon um Hans Sachsens Zeiten wurden zu Nürnberg singende Fastnachtsspiele aufgeführt. Jacob Ayrrer, der Hans Sachsen noch in seinen letzten Jahren kannte, gab schon 1585 Frischlin's Julius Cäsar und Cicero redivivus, teutsch heraus. Er hinterließ unter andern sehr vielen Schauspielen, auch beinahe ein Dutzend singende Spiele. Sie stehen am Ende seines Operis theatrici, welches 1610 nach seinem Tode herauskam. Das erste Singspiel heißt: Ein schön singets Spil, der verlarft Franziskus, mit der venedischen jungen Witt-

*) Teutsch: Da diese Verbindung der Musik mit dem Schauspiel vor mir noch keinem eingefallen, so kann es leicht seyn, sie noch auf mancherlei Weise zu vervollkommnen, und ich verdiene, wo nicht Lob, doch wenigstens wegen meiner Erfindung keinen Tadel.

frauen mit 4 Personen, in des Rolands *) Ton. Ehrenfried geht ein und singt:

Heut früh da thät ich schauen
Ein weil zum Fenster naus,
Da sah ich ein Wittfrauen
Tretten aus ihren Haus,
Die hat viel junger Knaben,
Die all, meines Wissens, warten um sie,
Und sie will keinen haben,
Stellt sich, ich weiß nicht wie ꝛc.

Von eben dieser Art sind alle andere Strophen. Das Zweite heißt: Ein schönes neues singets Spil, von einem ungerechten Juristen, der ein Mönch worden, mit 6 Personen im Ton: Lieb haben sieht ja einem jeden frey. Anthoni der Metzler geht ein und singt ꝛc. 3. Ein singets Spil von dreien bösen Weibern, denen weder Gott noch ihre Männer recht können thun, mit 6 Personen im Ton, wie man den englischen Roland singt. 4. Ein schön singets Spil, der Förster im Schmalzkübel, mit 4 Personen im Ton: Aus frischem freyem Muth, tanz du mein edles Blut. 5. Ein schön singets Spil, von dem Knorren Cünzlin, im Ton: Venus, du und dein Kind, seynd alle beide blind. 6. Der Mönch im Keßkorb, im Ton wie man den englischen Roland singt. 7. Ein singets Spil, der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen, mit 7 Personen. Im Ton, wie man Dillathey, oder Narr dummel dich singt. 8. Von etlichen närrischen Reden

*) Roland scheint ein damals sehr gangbares, beliebtes Volkslied gewesen zu seyn.

des Claus Narren, im Ton: Laßt uns ein Weil bei einander bleiben. 9. Von dem Eulenspiegel mit dem Kaufmann und Pfeifenmacher ꝛc., in des engl. Rolands Ton u. s. w.

Ayrrer meldet mit keinem Worte, daß er der erste Singspieldichter gewesen sey, welches er gewiß nicht unterlassen haben würde, wenn er der Erfinder gewesen wäre. Es ist also zu schließen, daß das Singspiel schon geraume Zeit vor 1597, wo das erste italienische erschien, in Teutschland, namentlich in Nürnberg, zu Hause war. Die Ausbildung des Singspiels machte in der Folge immer weitere Fortschritte. Man fing an die Verse nicht mehr nach einer schon bekannten Melodie einzurichten, sondern eigene Noten dazu zu setzen. Opizens Daphne, die im Jahre 1627 aufgeführt wurde, scheint das erste Stück mit eigener Musik gewesen zu seyn. Die Musik war von Heinrich Schütze. Später erschien im Druck: David Schirmer's triumphirender Amor, der 1652 zu Dresden aufgeführt wurde. Ferner: Amelinde, oder dy triumphirende Seele, wo sy nach vielerley Anfechtungen überwindet ꝛc., 1697 zu Wulfen-Büttel fürgestellt. Gegen das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wuchs die Zahl der teutschen Operndichter immer mehr an, und die Ausbildung der Musik, der Sprache und der Dichtkunst, mußten natürlich auch jene des Schau- und Singspieles zur Folge haben.

Die erste gelehrte Gesellschaft in Teutschland

war die Rheinische gelehrte Gesellschaft, welche schon vor 1483 bestand, und von dem berühmten Conrad Celtes errichtet ward. Ihr Präsident war der Wormser Bischof Johann von Dalberg.

Da sich von den damaligen gelehrten Gesellschaften eben nicht viel Rühmliches sagen läßt, so begnügen wir uns anzuführen, welche die erste war.

Der Buchhandel.

Ist ein neues Bedürfniß erfunden, wird es durch Hilfe der Kunst ausgebildet, und verbreitet es sich, so wird es zu einem neuen Gegenstande des Handels, und es finden sich Leute, die sich damit befassen: indeß kann sich dieser Handel auch nur mit dem Fortschreiten und Allgemeinwerden der Kunstproducte ausbilden und verbreiten. So lange bis die Buchdruckerei erfunden wurde, lag dieser Handel in seiner Kindheit, und konnte diesen Namen nicht verdienen, denn der Fabrikant (der Abschreiber) war zugleich der Handelsmann. Nach jener Erfindung wurden, in den ersten Zeiten, die Bücher auf Karren zum Verkaufe herum geführt, und die Verkäu-

fer erhielten den Namen Buchführer, eine Benennung, die, da sie doppelsinnig ist, noch lange auf unsere Buchhändler angewendet wurde. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward diese letztere Benennung noch nicht auf Jene angewendet, die sich mit dem Verlage und Vertrieb der Bücher befaßten. Aeneas Sylvius, nachher Papst Pius der II. sagt im Eingange seiner Europa Bl. II.: „Podagrantem me nuper et arthriticis doloribus (ut soleo) laborantem librarius quidam Theutonicus adiit libellum afferens etc.“ Diesen Librarius wußte Alt, der Verteutscher der Schedel'schen Chronik, in welcher jene Stelle vorkömmt, seinen Landsleuten nicht anders zu bezeichnen, als durch „Buchverkäufer oder Bewahrer;“ und doch schrieb er in Nürnberg, welches damals auch in literärischer Beziehung schon große Geschäfte machte, und für die Offizin eines Mannes, der nicht allein mit 24 Pressen druckte, sondern auch in 16 der vornehmsten Städte Buchladen eröffnet hatte, und fast in allen Ländern seine Factoren hielt.

Um eben diese Zeit gaben schon die Bücherliebhaber ihre Commissionen für die Frankfurter Büchermesse. So schrieb 1485 Agricola an einen seiner Freunde: „Hos libros si in mercatu Francovordiae apud bibliopolas invenies, eme mihi quaeso curabo tibi ut commodum erit referri pecuniam. L. columellam de re rustica cum aliis illi adjunctis; Cornelium celsum de medicina; Saturnalia Macrobii; Opera Stacii cum commentario, et Silicum Italicum, aut omnes hos, aut quos invenis.“

Wer die mit jeder Messe erscheinenden Büchercataloge nicht bloß als Preiseverzeichnisse der neuesten Waare ansieht, sondern als fortlaufende Annalen unserer Literatur schätzt, wird dem Manne danken, der sie zuerst in Gang brachte. Es war der augsburgische Buchhändler Georg Willer; der 1564 anfing, Verzeichnisse der auf die Frankfurter Messe gebrachten Bücher zu verfertigen. Da sie Beifall und Abgang fanden, wurden sie mehrere Jahre hindurch in der Basse'schen Druckerei zu Frankfurt gedruckt. Bis endlich Basse 1592 aus diesen einzelnen Catalogen einen nach wissenschaftlichen Fächern geordneten Generalcatalog zusammen setzen ließ. Er machte einen starken Quartanten aus, und besteht aus drei Theilen, wovon der erste die von 1564 bis 1592 auf die Frankfurter Messe gebrachten hebräischen, griechischen und lateinischen Schriften, der zweite die in eben dieser Zeit dahin gekommenen teutschen, und der dritte die von 1568 bis 1592 auf diese Messe gebrachten italienischen, französischen und spanischen Schriften nach ihren vollständigen Titeln angibt. Das Ganze gewährt eine eben so belehrende als unterhaltende Uebersicht der Literatur der vier letzten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts, und gibt Stoff zu mancherlei Reflexionen. — Diese Cataloge sind dann fortgesetzt worden, und sind nun die Lehrbücher, man kann sagen, die Bibel der Buchhändler, vorzüglich aber der Antiquare, das ist jener, welche ausschließlich mit alten gebundenen Büchern handeln.

Der Buchhandel hat sich in der Folge in drei Theile oder Zweige getheilt, den Verlags-, Sortiments- und

den erwähnten Antiquarhandel, und wird auch in Residenzen größtentheils abgesondert betrieben, obschon nach und nach diese drei oder wenigstens zwei Zweige auf einem und dem nämlichen Stamme angetroffen werden. Je weniger lucrativ der Sortimentshandel aus mehreren bekannten Ursachen werden muß, je weniger wird sich ein Buchhändler auf denselben allein beschränken können.

Man hat die verlegenden Buchhändler, das ist, solche, die neue Werke auf ihre eigene Rechnung drucken oder drucken lassen, die Hebammen der Wissenschaften genannt, und zwar mit vollem Rechte, wenn sie den Gelehrten und Schriftstellern die Muße und Mittel gewähren, die zur Hervorbringung ihrer Werke erforderlich sind; denn wie ein Dichter schreibt, ist es die Sache jener eben nicht, sich (wenigstens in der Regel) viel mit pecuniären Gegenständen zu beschäftigen. Das lesende Publicum schätzt zwar das Buch nach dem Namen des Autors; dieser muß sich aber erst einen Ruf erworben haben, bis dahin ist der Buchhändler (Verleger) ausschließlich die Nährmutter seines Genies, daher ist es erforderlich, daß ein Buchhändler nicht bloß auf den Namen des Schriftstellers sehe, was eben keine Wissenschaft erfordert, sondern, daß er auch den Inhalt von Manuscripten zu beurtheilen, und ihren Werth oder Unwerth zu würdigen wisse, die aus der Feder ihm unbekannter, neuer Autoren fließen. Da nicht alle Werke mit dem Namen ihrer Autoren abgedruckt werden, so vertritt dann oft der Name des Buchhändlers den Namen des Schriftstellers in dieser Hinsicht, und wirklich

haben es einige schon damit so weit gebracht, und sich in einen solchen Ruf gesetzt, daß alles, was sie drucken, und unter ihrem Namen verlegen, unbedingt für gut gehalten wird.

Gegenwärtig ist Leipzig der Stappelplatz der teutschen Gelehrsamkeit, so wie überhaupt der Literatur, und das Geschäft des Buchhandels, wird auf seinen Messen mit einer so systematischen Ordnung (die hier aus einander zu setzen zu weitläufig wäre) geführt, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Man findet unter den Buchhändlern mehrere Gelehrte und Schriftsteller, wie auch unter Buchdruckern; ein Vorzug, der diese Gewerbsstände von so vielen Andern unterscheidet. Könnte man hier nicht das Sprichwort anwenden: „Mit was man umgehet, das hängt Einem an!" Selbst die Arbeiter in den Buchdruckereien, besonders die Setzer, unterscheiden sich in der Regel von den Arbeitern bei andern Gewerben, durch Bildung und Sittlichkeit, sehr vortheilhaft.

Das Stricken.

Wenn eine Kunst einmal erfunden ist, wer achtet dann ihres Urhebers? Je leichter dieser die Mittel machte, je mehr er den Weg ebnete, auf dem man zum Ziele gelangt, desto weniger darf er darauf rechnen, seines Na-

mens Gedächtniß in das Herz der undankbaren, gleichgültigen Nachkommen gegraben zu haben. Jetzt, wo die Buchdruckerkunst ihre Werke überall hinverbreitet, sollte freilich eher das Gegentheil eintreten können, allein in der That wirkt sie auch in diesem Betrachte nicht, was man wohl vermuthen sollte, und zwar aus dem Grunde, weil sie dazu dient, so vieles Unnütze, so viele unbedeutende und sogar nicht selten schädliche Kleinigkeiten (petits riens) und die Streitigkeiten darüber zu verewigen, daß mit diesen am Ende auch manches Große und Gemeinnützige vergessen, und mit jenen Maculaturen zugleich vernichtet wird.

Zurück von dieser Abschweifung. Das Stricken ist nun eine Sache jedes Alltagsmenschen; die Erfindung gehörte, sagt Schlözer, einem Göttergenie an. Spinnen und Weben war dem grauen Alterthume jeder Nation bekannt, der Teutsche selbst ließ vor 800 Jahren schon durch seine Weiber weben, — aber Stricken? — Kaum 300 Jahre sind es, seit dem sich Spuren seiner Existenz finden. Wie schade, daß Niemand dankbar den Namen des, der es erfand, aufbewahrte. Alle neueren Nationen streiten um die Ehre, es erfunden zu haben, doch keine kann es darthun, daß sie ihr gebühre.

Eine lange Zeit war das Stricken eine Beschäftigung der Männer. In Paris ward 1527 den Strickern das Recht einer Innung gewährt. Sie führten den Namen Maitres bonnetiers au tricot. Ein Beweis, daß man damals in Frankreich mehr Mützen, als Strümpfe strickte.

Dagegen ward in Teutschland 1550 der Hosenstricker Erwähnung gethan. Wahrscheinlich strickten sie eine Art Pantalons.

Indessen müssen doch die Hosen- und Mützenstricker damaliger Zeit vernünftiger gewesen seyn, als die Schneider unserer Tage, denn sie traten ihr Recht, eine Arbeit, die sich durch die dabei nöthige Geduld, durch Mangel an aller Kraft, vorzugsweise gleich der Verfertigung der Kleider, fürs weibliche Geschlecht eignet, verfertigen zu dürfen, bald an dieses ab, und schon 1577 war in England wenigstens das Stricken bloß eine Weiberarbeit.

In Teutschland haben sich zwar noch Innungen unter dem Namen Stricker erhalten, allein sie stricken nicht mehr, sondern lassen alles durch Weiber stricken und appretiren, färben ꝛc., um die gestrickten Waaren zu verkaufen; nebenher weben sie auch Wollwaaren, und treiben mit solchen Waaren, die sie von Fabriken im Großen kaufen, im Kleinen Handel.

Die Buchbinderei.

Die Buchbinderei, als ein eigenes Gewerbe, ist eines nicht sehr alten Ursprunges. In den ältesten Zeiten gehörte sie unter die freien Künste, und wurde bald von Geistlichen, bald von den Schreibern, von Form-

schneidern, Juden, oder auch von den Buchdruckern selbst getrieben, bis sich endlich zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eigentliche Buchbinder hin und wieder nieder ließen, die neben dem Einbinden von Büchern sich zugleich auch vom Verlage verschiedener Schulbücher nährten, mitunter Papierhandel trieben und zugleich Futterale machten.

Die älteste Art des Einbandes war ein größeres oder kleineres Stück Kalb- oder Schweinleder, und eine steifere Sorte Pergament, Copert genannt, in deren Ermangelung die nächste beste Urkunde, einige Blätter aus einem Choralbuche, oder auch wohl aus einem schätzbaren Manuscripte auf Pergament genommen wurden. Das Buch mehr zu sichern, erhielt dieser Umschlag, worein die Bücher mit starkem Bindfaden genäht wurden, eine verhältnißmäßige Breite, damit noch ein Lappen übrig blieb, den man über den nicht beschnittenen Schnitt herschlug, und mit einem Bindfaden oder mit einem durchgestochenen Holze befestigte. Bald aber fand man diese Art des Einbandes bei Büchern, die viel gebraucht wurden, nicht hinlänglich, und man nahm seine Zuflucht zu Deckeln von ziemlich starken Brettern, die man mit den eben angeführten Materialien überzog. Bei den Lederbänden gebrauchte man gemeiniglich noch die Vorsicht, sie an den Ecken und in der Mitte mit messingenen Buckeln und Blechen zu versehen, worauf man mancherlei Namen und Worte, besonders aber das bekannte Ave maria gratiae plena häufig liest. Diese Art von Bänden wurde Anfangs mit ledernen Riemen, die mit einem Bleche in zwei auf der obern Decke ange-

brachten Stiften eingehängt wurden, zusammen gehalten, bis endlich die Clausuren an ihre Stelle traten, die man am Ende nur noch bei Schul- und Volksbüchern beibehalten hat, nachdem die bei Pappbänden gewöhnlichen Bändchen gänzlich verschwunden sind. Das älteste auf die oben beschriebene Art an ziemlich starke Stricke angeheftete, in dicke mit rothem Leder überzogene Bretter eingebundene, mit Buckeln beschlagene und mit Riemen zusammen gehaltene Buch in Nördlingen, ist das Hospitalische Saalbuch vom Jahre 1366. Mit der Zeit wurden die Bretter zwar etwas dünner, mußten aber dennoch eine verhältnißmäßige Dicke erhalten, weil sie bei den Einbänden für Privatpersonen die Hauptsache ausmachten, und lange Zeit nur der Rücken und ein Drittheil des Deckels mit Leder überzogen wurden. Was hier die Sparsamkeit veranlaßte, das veranlaßten auf einer andern Seite Bücherdiebe. Jeder, der eine etwas zahlreiche Bibliothek hatte, ließ seine vorzüglichsten Bücher mit einer starken eisernen Hafte versehen, durch welche ein eiserner Stab oder eine Kette gezogen wurde, woran man eine ganze Reihe Bücher in den Schränken anschloß, eine Sitte, die nicht bloß in Klöstern, sondern auch in Privatbibliotheken üblich war.

Die zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erfundene Formschneidekunst, machte sich mit der Stempelschneidekunst ein eigenes Geschäft daraus, zur Verschönerung der Einbände gedruckter und geschriebener Bücher das ihrige beizutragen, indem sie mancherlei Figuren, Züge und Buchstaben in Holz und Metall schnitten

die von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an den Lederbänden aufgedruckt wurden.

Auf der Stadtbibliothek zu Nördlingen befindet sich eine der größten Seltenheiten der Buchbinderei, ein im eigentlichsten Verstande verschlossenes Buch. Es ist in braunes Leder gebunden, mit Buckeln versehen, mit Formschneiderfiguren bedruckt, und hat in der Mitte eine Clausur, die wie gewöhnlich in einen Stift einschließt, und mit einem durch ein Charniere damit verbundenen Hacken oder Klappe in ein messingenes Schloß auf den obern Deckel einschlägt, das ohne einem Schlüssel nicht geöffnet werden kann. Ein angeklebtes Zettelchen zur Seite des Schlosses fällt gleich in die Augen. Der Zettel lautet: Kainer soll diß Buch vfthun noch lesen Er sey dann der Keys. Aucht und Gericht Freyschöpf bey Keys. Aucht und Ungnad. Dieses so wohl verwahrte, und mit einer so kräftigen Warnung versehene Buch ist ein vollständiger Codex des heimlichen westphälischen oder Vehmgerichts *), und gehörte den ältern Stadtschreibern, die mehrentheils Wissende waren. Es war wahrscheinlich für Ulrich Tengler von Heydenheim gebürtig, der von 1479 bis 1484 Stadtschreiber gewesen, zuerst gebunden, und ging dann von einer Hand seiner Nachfolger in die andere, bis es an Wolfgang Vogelmann kam, der Folgendes auf der innern Seite des innern Deckels geschrieben hat: Regii Juditij proces-

*) Wir werden in der Folge dieser Schrift eine sehr ausführliche Nachricht vom Vehmgerichte, seinen Statuten, Gebräuchen rc. liefern.

sus atque privilegia W. Vogelmann Scabini Juditiorum Archanorum privilegiarii ac Comitis Palatini.

Das Buttermachen

kannten die Griechen nicht, auch die Römer bedienten sich der Butter zur Nahrung nie. Die Kunst ihrer Verfertigung ward von den Holländern zuerst in Ostindien eingeführt, und lange Zeit bedienten sich ihrer die Spanier zu Umschlägen auf Wunden. In den ersten christlichen Jahrhunderten verwendete man die Butter in Lampen statt des Oehls. In Abyssinien ist es noch der Fall.

Der Tabak.

Lange vorher, ehe es in Europa Tabak gab, wuchs er wild in Westindien, wo er von jeher den Namen Petum führte. Geraume Zeit kannte unser Welttheil diese Pflanze nur aus Beschreibungen und Abbildungen. Denn früh schon beschrieben sie Hieronimus Benzo, ein Mailänder, der sich mehrere Jahre in Amerika aufgehalten hatte, in seiner Istoria del mondo nuovo; Venet. 1545; der spanische Arzt Nicolaus Monar-

des, im zweiten Theile seiner 1574 zu Sevilla spanisch, und zu Antwerpen lateinisch erschienenen Geschichte der aus Westindien gekommenen einfachen Arzneimittel, (S. 41 — 50 des spanischen Originals, auf dessen Titelblatte zugleich die Pflanze in einem Holzschnitte abgebildet ist), und der 1565 verstorbene Züricher Polyhystor, Konrad Gesner *). Um das Jahr 1560 hatte Johann Nicot **), französischer Gesandter am portugiesischen Hofe, der eine Tabakspflanze aus Florida bekommen, den Tabak in seinem Garten angebaut, und damit glückliche Curen angestellt, ihn in Portugall und nachher auch in Frankreich bekannt gemacht. Der 1589 verstorbene Cardinal Prosper Sainte Croix brachte aus seiner Nunciatur in Portugall den Tabak zuerst nach Italien, wo er ihm zu Ehren, den Namen Santa Croce ***) erhielt. Nach England brachte ihn aus Amerika, im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts, der englische Admiral Franz Drake, der, wie Roms Lucull, die wichtigsten Gewächse der von ihm bekriegten Länder in sein Vaterland verpflanzte. In Holland wird seit 1615 Tabak gebaut. In Frankreich wurde er schon 1674 ein königliches Monopol, welches schon 1697 anderthalb, und späterhin neun Millionen Livres eintrug. Im siebzehnten Jahrhundert fand er viele Widersacher. Prediger erhoben ihre Stimme, Schriftsteller ihre Feder gegen

---

*) Allg. Anz. 1810. Nr. 25. Sp. 250 fg.

**) Der officinelle Name dieses Krautes in unsern Apotheken: Herba nicotiana scheint von diesem Nicot entlehnt.

***) Sainte Croix ist die französische, und Santa Croce die italienische Benennung des heiligen Kreuzes.

ihn; Pabst Urban VIII. that jeden, der in der Kirche Tabak nehmen würde, in den Bann; der türkische Kaiser Murad IV. ließ die, welche Tabak rauchten, an Armen und Füssen verstümmeln. Desto günstiger waren die folgenden Zeiten dem verfolgten Fremdling, der endlich zu hohen Ehren gelangte, und selbst von Königen und Kaisern gebraucht wurde, wie denn Friedrich der Zweite ein sehr großer Freund des Schnupftabaks war. Seitdem werden prächtige Schnupftabaksdosen von den Regenten zu diplomatischen und anderen Präsenten verwendet.

Demungeachtet findet der Tabak auch noch in unserem Jahrhundert Gegner, wovon wir folgendes Beispiel anführen:

Auf der Universität Cambridge in Nordamerika, war es sonst gebräuchlich, daß alle Jahre beim Schluße der Collegien, die Studenten von allen Fakultäten in ein großes Auditorium zusammen berufen wurden, wo ihnen dann ein Professor lehrreiche Bemerkungen über ihr sittliches Betragen, ihre Studien und Gesundheit öffentlich mittheilte. Dieser Gebrauch, der sich viele Jahre erhielt, wurde aber nach und nach vernachläßigt, weil die Professoren ihren Eleven endlich nichts Vorzügliches oder Neues mehr zu sagen wußten. Allein da sich in dieser Hinsicht einige Mißbräuche unter den Studenten eingeschlichen hatten, und es dem akademischen Senat am Herzen lag, solchen abzuhelfen, so suchte man seit drei Jahren jenen Ritus wieder zu erneuern. Alle Studenten mußten sich am 20. May 1804 in der Capelle versammeln, und hier hielt nun Herr Professor Water-

house insbesondere über das Tabakrauchen, an sie folgende Rede, woraus wir das Wesentlichste mittheilen:

„Wenn man zum erstenmal Tabak in den Mund nimmt, so erregt er heftige, krampfartige Erschütterungen des Magens und der Eingeweide, um ihn auf die eine oder andere Weise wieder von sich zu geben. Wenn er nicht sofort von oben oder von unten wieder abgeht, so verursacht er Beklemmungen, Schwindel, heftige Ohnmacht, eine große Alteration in allen Sinnen, und bisweilen sogar den Tod. Das Oehl dieser Pflanze ist eines der stärksten Gifte, so daß man kein Thier kennt, das seinem tödtlichen Einfluße widerstehen kann."

„Zuerst hat der Gebrauch des Tabaks bei denjenigen, welche ihn entweder gerne rauchen oder kauen, überflüssigen Auswurf oder Veränderung und Verdorbenheit des Speichels zu einer unausbleiblichen Folge. Der Speichel ist bekanntlich ein Saft, welcher sich vom Blute durch ein sehr complicirtes drüsenartiges Gefäß absondert, und im gesunden Zustande beständig in den Mund, aus diesem aber in den Magen geführt wird — zu 12 Unzen ungefähr täglich. Er ist dem aus dem Magen hervorkommenden Saft sehr ähnlich, und wenn man hört, was ein eben so großer Philosoph als geschickter Arzt darüber erinnert, so sieht man ein, wie wichtig er für die Verdauung seyn muß. Jedesmal, sagt nämlich Boerhaave, wenn man seinen Speichel unnützerweise verschwendet, beraubt man sich einer großen Stütze des Appetits und eines großen Digestionsmittels. Der Chylus, mit dessen Zubereitung sich dieses (durch den Tabak verdorbene) Fluidum nicht verträgt, ist von schlechter

Beschaffenheit, und das Blut wird darüber mehr oder weniger verdorben. Ich habe, setzt er hinzu, einmal versucht, meinen Speichel, so wie er sich in meinem Munde bildete, auszuwerfen, und die Folge davon war, daß ich gänzlich den Appetit verlor. Vielleicht kömmt auch daher der Dégout, den die Weiber, die viel Flachs oder Hanf spinnen, so wie auch die Strohmützenfabrikanten gemeiniglich äußern."

„Vorzüglich nachtheilig ist der Tabak magern und hypochondrischen Personen. Als man in Europa anfing, von der Tabakspflanze Gebrauch zu machen, rühmte man selbe als ein gewisses Antidotum gegen den Hunger. Aber man sah bald, daß sich die Zahl der Hypochondristen und an der Auszehrung laberirenden Personen beträchtlich vermehrte."

Der berühmte Cullen macht auch die Bemerkung, daß die Personen, die beständig Tabak kauen, ihren Appetit durch den daher rührenden Speichelauswurf verlieren.

Ein gewisser König von Spanien hatte einen sehr schlechten Athem. Die Aerzte riethen ihm daher eine Composition Mastix, grauen Ambra, und andere Parfüms zu kauen. Dieß alles würde einen großen Speichelfluß befördern. Seine Hofleute nahmen allgemein, wahrscheinlich aus Eitelkeit, diese Gewohnheit an; allein man bemerkte bald, daß sie ihren Appetit und Embonpoint verloren, und die Zahl der Schwindsüchtigen vermehrte sich unter ihnen so sehr, daß durch ein königliches Edict der fernere Gebrauch dieser Parfüms verbannet wurde.

Ferner gibt es Raucher, welche die unreine, garstige Melange von Speichel und Tabak lieber niederschlucken, als auswerfen mögen. Daraus entstehen fast immer Ohnmacht, Herzklopfen und andere Uebel, und früh oder spät eine schwere chronische Krankheit.

Gewöhnlich will man bemerken, daß große Raucher auch große Trinker sind. Ich verbürge die Richtigkeit dieser Wahrheit zwar nicht, aber ich bin doch geneigt zu glauben, daß sie nicht ganz ohne Grund ist. Ich berufe mich hiebei auf die Erfahrung, und frage Sie, meine Herren, ob derjenige, welcher sich dieser häßlichen Gewohnheit überläßt, nicht des Morgens, ohne durch den Schlaf erquickt zu seyn, erwacht; unruhig und unzufrieden mit sich selbst, ist ihm die Wiederkehr des neuen Tageslichtes, das alle lebendigen Wesen erfreut, zur Last. Er steht auf, und kleidet sich mit Nachlässigkeit und übler Laune an. In seinem Munde ist ein dicker Schleim und Bitterkeit. Er fühlt Schwere im Kopfe, und sein Magen ist in Unordnung, bis er seinen Thee oder Kaffee getrunken hat. Er gähnt, reckt sich aus, und versucht dieses Mißbehagen und Uebelbefinden durch eine Cigarro und Glas Wein, oder auch ein wenig Branntwein zu unterdrücken. Dessen ungeachtet kommen diese unangenehmen Empfindungen oft wieder. Endlich sucht er sie aber des Abends durch starkes Rauchen und Trinken etwas von sich zu entfernen. Er wirft sich, oder vielmehr er fällt in sein Bett; steht aber am folgenden Morgen wieder mit demselben Uebelbefinden auf, und nimmt nun zu seiner Erleichterung zu jenen Mitteln abermals seine Zuflucht. Kann dieß nicht ein Gemälde

der Lebensart eines Wüstlings seyn, der sich auf die Art früh oder spät aufopfert? Halten Sie sich daher überzeugt, daß die häßliche Gewohnheit, Tabak zu rauchen oder zu kauen, früh oder spät Gehör, Geruch, Geschmack und die Zähne verdirbt. Gute Zähne, sagt Hipokrates, tragen zur Verlängerung des Lebens bei, weil derjenige, welcher die Speisen nicht gut zerkauet, und sie nicht mit einer angemessenen Portion Speichel vermengt, seine Verdauungswerkzeuge bald in Unordnung bringt, und diese Unordnung eröffnet nicht selten das erste **Atrium mortis.**

Die Gewohnheit Tabak zu rauchen befördert auch Indolenz, und bestärkt den Faulen in seiner Faulheit. Diese heiße Fumigation öffnet die Poren der oberen Theile des Körpers. Man kömmt nun ganz mit Schweiß bedeckt vielleicht in eine kalte und feuchte Atmosphäre. Die Poren verschließen sich wieder, und daher kommen Kopf- und Halsweh, Katharr, Brustflüsse, die endlich Fieber und schwindsüchtige Symptome herbeiführen. Aber, sagen Sie meine Herren, die Gewohnheit zu rauchen kann nicht schädlich seyn, weil viele Geistliche sie angenommen haben. Hier erlauben Sie mir aber, Folgendes erinnern zu dürfen:

„So wie jemand, der zu einer sitzenden Lebensart bestimmt ist, älter wird, transspirirt er weniger, und seine Lungen arbeiten mehr. Es häuft sich darin eine große Menge dicker Schleim an, der in unserm Clima, hauptsächlich in den Monaten Februar und März, eine gewisse Engbrüstigkeit oder chronischen Katharr erzeugt, für welchen dann das Tabakrauchen als Mittel gebraucht wird.

Es ist indessen ein großer Unterschied, wenn ein Mann von 60 Jahren innerhalb 24 Stunden ein Paar Pfeifen, und wenn ein junger Mensch in derselben Zeit zehn bis zwölf Pfeifen oder Cigarren raucht. Das Tabakrauchen kann für Einen heilsam seyn, wenn es nur mäßig geschieht, indem es seine vom Alter erstarrten Fibern erwärmt und belebt, und sich von einer schädlichen Bürde zu befreien hilft; während die Feuerkraft des Andern, die vielmehr unterdrückt werden sollte, dadurch nur noch mehr in Flammen gesetzt wird. Das Tabakrauchen ist insbesondere bei jungen Personen eine Gewohnheit, eckelhaft für das Auge, abscheulich für die Nase, nachtheilig für das Gehirn, und gefährlich für die Lunge, und der Tabaksdampf ist dem Rauch des furchtbaren grundlosen Tartarus ähnlich. Verabscheuen Sie daher meine Herren diese häßliche Gewohnheit, und beherzigen Sie, was der große Moralist Johnson sagt, daß Enthaltsamkeit die Mutter aller Tugenden ist."

In England wurde die Gewohnheit Tabak zu rauchen, unter Jacob dem Ersten zuerst eingeführt. Der größte Theil des Adels und der Stabsofficiere befolgten sie zu dem größten Mißvergnügen des Monarchen. Sie wurde bald allgemein, daß Se. Majestät Niemand zu finden wußten, der dagegen nachdrücklich schreiben oder predigen konnte oder wollte. Deßwegen schrieb er selbst darüber eine Abhandlung unter dem Titel: A Counter-Blast to tabacco, wovon noch ein Exemplar auf der Bibliothek der Universität Cambridge aufbewahrt wird.

Die Kalender.

Gedruckte Kalender existiren noch nicht 300 Jahre. Die Buchdruckerkunst war schon ungefähr 100 Jahre thätig gewesen, ehe es ihr einfiel, einen Kalender zu liefern. Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts behalf man sich mit sehr einfachen Stellvertretern. Die Mönche schrieben in ihre Meßbücher, wie die Tage auf einander folgten, und die Gerichtspersonen in ihre Statutensammlungen. Das Alphabet gab die Ordnung der Tage an, so, daß der Sonntag ein großes A bekam; die Festtage oder Heiligentage wurden mit dem Namen des Heiligen oder Festes bezeichnet, und der gemeine Mann erfuhr ihn dadurch, daß Abends zuvor die Glocken geläutet wurden. Noch jetzt ist wohl darum, auf den meisten Dörfern wenigstens, die Gewohnheit, die Feste, wie man sagt, Abends vorher einzuläuten.

Freilich braucht aber der gemeine Mann auch den Kalender zu andern Dingen, als nur Fest- und Heiligentage zu wissen, und da er damals keinen papiernen hatte, so machte er sich einen aus einem Stocke oder Stricke. Gleich Robinson Crusoe schnitt er Kerbe in den erstern, oder machte Knoten in den letztern, und die größeren oder auch kleineren bedeuteten dann Feste, oder auch wohl andere ihm wichtige Tage. In den Schulen mußten ihn die Kinder auswendig lernen. Der ganze Kalender war zu diesem Behufe in 24 Verse

gebracht. Von dem Anfangsworte derselben hieß er auch Cisiojanus (?). Endlich 1476 erschien zu Nürnberg der erste Kalender. Ein gewisser Müller von Königsberg in Franken und großer Sternkundiger, gab ihn daselbst heraus. Er war für 30 Jahre berechnet, und sein Verfasser verdiente goldene Berge, denn das Exemplar ward mit 12 Goldgulden bezahlt, und er ging in alle Weltgegenden. Freilich fanden sich bald Nachahmer, und alle machten Anfangs ihre Kalender für mehrere Jahre. Erst 1546 ward ein Kalender auf ein Jahr berechnet.

Die Verfasser der ersten Kalender waren meistens Aerzte, und je mehr diese mit Astrologie sich beschäftigten, desto erklärlicher ist die Menge von Prophezeiungen aller Art, die in den Kalendern bis auf den heutigen Tag spuckt, und wovon jene, die das Wetter aus den Sternen weissagen, bei dem großen Haufen vorzüglich beliebt sind, besonders da solche Weissagungen in unsern Tagen von Haberle, Lamark und Nöthlig um die Wette wieder aufgewärmt worden sind.

Die Perücken

wurden in Frankreich, dem Vaterlande der Moden, und zwar in Paris erfunden, und zuerst getragen. Manche wogen damals zwei Pfund, und erst im Jahre 1680 erhielten sie eine gefälligere Form, welches manche alte Gesicht verjüngte.

Die Einführung des Caffees.

Ein Büchlein „les Cafés de Paris“ gibt uns einen Begriff von den vornehmsten Caffeehäusern dieser Hauptstadt, zuvor aber einen kurzen historischen Bericht.

London zählt deren 10,000, Paris nicht die Hälfte. Im Jahre 1454 wurde der Caffeebaum nach Arabien gebracht, 1554 trank man den ersten Caffee in Constantinopel, 1654 in Marseille, 1754 in Preußens Dörfern, statt Biersuppen zu essen, wie Friedrich der Zweite wollte, und nun trinkt man ihn überall. Die Caffeehäuser in Paris entstanden unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten. Im Jahre 1669, als Soliman Aga, Gesandter der ottomanischen Pforte am Hofe von Versailles war, bot ein Armenier, Namens Pascal, das fremde Getränk zuerst aus, von dem Frau von Sevigné sagte: Es würde sich eben so wenig halten, als Racine's Tragödien. (Wahrscheinlich hatte sie auf die Veränderlichkeit ihrer Nation gerechnet.) In England fand die Einführung des Caffee's die größten Hindernisse. Wie wenig kannte damals England sein Handelsinteresse! was würde es ohne Caffee, Zucker, Baumwolle, Indigo ꝛc. seyn?

Das erste Caffeehaus in London wurde von dem Haar- und Bartkränsler James Far eröffnet. Bald nachher im Jahre 1708, wurde ihm von der Behörde verboten, „das fremde Getränk, Caffee genannt, zu verkaufen, indem es der Gesundheit eben so nachtheilig,

als im Geschmack widerlich sey." Im Jahre 1768 erklärte die medicinische Fakultät den Caffee für gesund und wohlschmeckend (wozu nur ein gesunder Gaumen und keine gelehrten Kenntnisse erforderlich waren); späterhin kamen, besonders während der prätendirten Continentalsperre die Surrogate auf, die keines von beiden sind.

Um auf jenes Büchlein zurück zu kommen, so ist es mit dem Bildniß der berühmten, bereits in das Certain age eingetretenen, aber noch immer schönen Limonadiére du Café de Mille Colonnes im Palais-Royal geziert, und enthält die Beschreibung von 68 Caffeehäusern. Die Schilderungen sind kurz aber characteristisch, und mit Anekdoten, Satyren und kleinen Gedichten gewürzt. Der Ton ist immer anständig, selbst da, wo Andeutungen des Gegentheils gemacht werden; auch werden die besondern Tendenzen mehrerer dieser Caffeehäuser und ihrer Gäste angegeben. In einem derselben, „Café Minerve," wird verabredet: Ob die neuen Schauspiele ausgepocht oder beklatscht werden sollen. Einige führen noch ihren alten berühmten Namen, haben aber den alten berühmten Credit verloren. Andere stehen mit witzig seyn sollenden, weit hergesuchten Inschriften da, um durch dieselben zu locken; in einem sind die Wände mit Spiegelglas ausgelegt, und der Fußteppich ist Carmoisin-Sammet. Alle suchen sich in Pracht und Geschmack, über welches der Pariser so manches Andere übersieht oder entbehrt, zu überbieten, so lange es geht.

In den neuern Zeiten hat der Caffee so manche Verfolgungen glücklich überstanden, und ist keinem Prohi-

bitivsystem unterlegen. Noch vor Kurzem haben sich zwei Aerzte in ihren Schriften über die Schädlichkeit und Unschädlichkeit des Caffee's gestritten, und wer erinnert sich nicht an Gewai's witzige Schilderung dieses Streites in seinem Eipeldauer!

Indeß ist der Caffee bekanntlich ein Lieblingsgetränk vieler Gelehrten und wird es wohl bleiben.

Man hatte Voltaire'n gesagt, diese schwarze Hyppokrene der Dichter sey ein langsames Gift. Ja, erwiederte Voltaire, das muß wahr seyn, langsam muß dieses Gift wirken, denn ich trinke es nun schon 70 Jahre, ohne daß ich davon noch eine nachtheilige Wirkung wahrgenommen habe.

Die Romanenliteratur.

Man mag von der teutschen Bildsamkeit sagen was man will, so muß man doch zugeben, daß sie fortschreitet, weil sie Veränderungen liebt. Dieses bemerkt man am vorzüglichsten an der teutschen Romanenliteratur, die seit Kurzem sehr vielerlei Epochen durchgegangen ist. Man muß aber nicht das berechnen, was Einzelne wirken oder einzeln auf Einzelne wirkt, sondern was die ganze teutsche Nation ergreift. Hier bemerkt man folgende Erscheinungen:

Zuerst waren es die Robinsonaden, die lange herrschten und zum Theil noch nicht ganz von gemeinem Man-

ne vergessen sind. Es gab eine ganze Suite von Robinsonen, und jedes Land Europens, fast jede Provinz, selbst die Länder fremder Welttheile stellten Abentheurer auf, welche in algierische Sclaverei fielen, den Seeräubern viele Possen spielten, endlich ein unbewohntes Eiland oder eine Insel Felsenburg fanden, und daselbst ein artiges Königreich stifteten, von dem die Geographen noch nie etwas Weiteres erfahren haben.

Nun erschien Siegwart, und man ließ die Südseeinseln und Corsaren in Ruhe; man hatte jetzt mit dem Mondschein und den Thränen vollauf zu thun. Werthers Leiden gaben der empfindsamen Welt Pistolen in die Hände. Man erschoß sich links und rechts, man schmachtete in Klöstern, starb über Gräbern, und that lange Zeit gar jämmerlich.

Diese sanften und liebeschmachtenden Wesen wurden durch ein ungestümes Heer von alten Rittern, Kreuzfahrern, Tempelherren und deren Knappen nach einem kurzen Turniere über den Haufen geworfen. Nun ging es an ein Zechen aus Humpen, ans Lanzenbrechen, Mädchenentführen, Wallfahrten und Todtschlagen; Veit Weber's Sagen der Vorzeit machten die alten verlegenen Chroniken theuern Preises. Jeder wollte einen Ritter, ein Turnier, ein Burgverlies; jeder sprach im lobsamen Kanzleistyl der alten Reichsstädte, und dünkte sich damit Etwas. Unglückseliger Weise fiel Huber auf das heimliche Gericht. Nun war Noth überall; Kaiser und Reich hatten ihr Recht verloren; die besten Ritter erlagen der heiligen Vehme.

Nach so vielen Greuel- und Mordthaten der Ritter

und der Vehme war es kein Wunder, wenn die Geister der Todten erschienen, und die Erschlagenen in allen Winkeln spuckten. Schiller hatte die Geisterseherei angegeben; jetzt sah nun ein jeder um so mehr Geister, je weniger er deren selbst besaß. Die Ruinen der zerstörten Burgen wurden die Herberge der Gespenster, und mit den Geistern der Erschlagenen angefüllt. Alle Buchläden waren mit Erscheinungen abgeschiedener Seelen, mit Geisterbannern und Sehern, mit Genien, strahlenden und schlafenden Jungfrauen und dergleichen Koboldеn angefüllt, und der Romanenartikel des Leipziger Meßcatalogs war ein vollständiges Register der Schatten, die am Cocytus schwebten.

Eine zweite Wirkung des Ritterunfugs war die Entstehung einer ungeheuern Menge geheimer Orden, um die Verbrechen zu strafen. Da lauerten Bundeshelden, schwarze Brüder und Consorten in allen Winkeln. Geheimnisse mächtiger Gesellschaften, welche die ganze Welt im Dunkeln regierten, wurden um wenige Groschen feilgeboten.

Noch trieb der letzte Rest von Rittern, Geistern und Ordensbrüdern, wiewohl mit geschwächten Kräften, in der großen Lesewelt sein Wesen; denn andere Helden hatten sich aufgemacht, und die Liebe der teutschen Christenheit erobert. Abällino, der wohl selbst nur ein Nachbild des Schiller'schen Carl Moor seyn mochte, rief ein ganzes Heer des schlechtesten Lumpengesindels aus Italien nach Teutschland. Banditen und Räuber machten den Rittern, Geistern und Ordensherren einen kurzen Proceß. Herr Vulpius allein bevölkerte Teutschland mit

einer ganzen Bande von Meuchelmördern. Seitdem Rinaldo Rinaldini mit dem Dolche ein Stückchen Brot gewonnen, wurde der Leipziger Meßcatalog zu einer Räuber- und Gaunerliste, und dieses Gesindel plagte uns, als ob keine Polizei mehr in der Welt wäre.

Nun wurde das Schicksal in Requisition gesetzt; es mußte seine schrecklichste Tücke gegen das arme Menschengeschlecht ausüben; waren unsere Romanfabrikanten vorhin grausam, mordeten sie vorhin mit kaltem Blute ihre erkohrnen Opfer, so mußten diese itzt alle Qualen erdulden, die die Einbildungskraft nur erzeugen konnte; sogar die Verbrechen der Ahnen mußten auf die Nachkommen mit den Strafen fort erben, und die Schuld das Schicksal tragen. Da nun Ritter, Geister und Banditen als geduldige Werkzeuge sich mit den Schicksalsfabrikaten in Uebereinstimmung bringen ließen, so erschienen mitunter, wo sie eben gebraucht wurden, auch diese wieder in buntem Gewühle der bizarrsten Ausartungen literärischer Fingerfertigkeit.

Noch spucken hin und wieder Reminiscenzen jener Perioden und neuerer Tendenzen, ohne daß sich eine zur Herrschaft emporschwingen kann. Bemerkenswerth ist es, daß nun Romane in Zeitschriften erscheinen, und in denselben in Fortsetzungen Monate lang ausgedehnt werden; noch bemerkenswerther aber, daß sie auch — geduldige Leser finden.

Der thierische Magnetismus.

Man wird sich wohl noch des Aufsehens erinnern, das zu Ende des verflossenen Jahrhunderts die berüchtigten Magnetiseurs Mesmer, Puysegür und Andere mit ihren magnetischen Curen machten, von denen alle Zeitungen und Journale voll waren, und von denen die angesehensten Gelehrten staunende Zuschauer blieben, ohne zu wissen, ob sie dem Urtheile ihrer Sinne trauen sollten. So viel Aufsehen die Sache damals machte, so schnell ward sie wieder vergessen, bis zu Angang des gegenwärtigen Jahrhunderts ein Wundarzt zu Frankfurt am Main (dessen Name uns itzt eben nicht einfällt), und Dr. Heineke in Bremen, durch Schriften wieder auf diese frappanten Erscheinungen aufmerksam machten. Noch spuckt hin und wieder dieser thierische Magnetismus, und findet selbst unter Aerzten Anhänger, während sich Andere als eben so eifrige Gegner desselben erklären.

Es ist bemerkenswerth, daß derselbe in Frankreich, und vorzüglich in Paris und Lyon die mehresten Anhänger fand, bis endlich das Resultat einer durch den König angeordneten, und am 12. März 1784 Statt gefundenen Untersuchung den Eifer lähmte, und der ausgetobten Pariser Mode nach und nach, wie jeder anderen, ein Ende machte *).

*) S. Bericht der vom König von Frankreich ernannten Bevollmächtigten zur Untersuchung des thierischen Magnetismus. Aus dem Französischen. Altenburg 1785. 8.

Die Untersuchung ward von den Aerzten der medicinischen Fakultät zu Paris, Borie, Sallie, Arcest und Guillotin, nebst fünf Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften vorgenommen. Das in mehreren Schriften damals bekannt gemachte, und genau beschriebene Resultat dieser Untersuchung, ward an sieben Kranken vorgenommen. Zwei mit verschiedenen Krankheiten behaftete Weibspersonen, und zwei Kinder, eines von sechs und das andere von neun Jahren, fühlten und empfanden nichts; ein Mann mit einem geschwollenen Auge, fühlte im Augapfel Schmerz; eine Frau mit zwei Brüchen, fühlte Kopfschmerzen; der siebente Kranke empfand, obwohl schwächer, etwas Aehnliches. Diese drei letztern klagten erst bei dem dritten Versuche. Es waren Personen vom vornehmen Range, von denen sich kein Eigennutz oder Partheilichkeit vermuthen ließ, und deren Bildung sie in den Stand setzte, ihre Empfindungen richtig anzugeben.

Nun wurden mehrere Versuche mit andern Personen vorgenommen, sie gaben aber keine günstigeren Resultate. Folgende Versuche sind zu merkwürdig, und verbreiten zu viel Licht über den thierischen Magnetismus, um nicht angeführt zu werden: Man verband einem Bedienten die Augen, und beredete ihn, daß man ihn magnetisire. Der Glaube erhitzte sogleich seinen Unterleib, der Kopf ward ihm schwer, er ward schläfrig. Der Stab vor seiner Stirne erregte ihm, bei wieder offenen Augen, Stiche in der Stirne, bei wieder verschlossenen, keine. Die Antworten des Bedienten paßten genau auf die Fragen.

Beim siebenten Versuch ward ein im Garten frei stehender Apricosenbaum magnetisirt. Der Magnetiseur blieb bei demselben stehen. Nun ward ein junger Mensch von zwölf Jahren mit geprüfter Empfindsamkeit herbeigeführt. Man stellte Personen zwischen den magnetisirten Baum und den dabei befindlichen Magnetiseur. Nun führte man den jungen Menschen zu vier nicht magnetisirten Bäumen; jeden umfaßte er zwei Minuten lang, in der Meinung, sie seyen magnetisirt. Beim ersten Baume schwitzte er große Tropfen, hustete, spuckte, bekam Kopfweh, und war doch 27 Fuß weit von dem magnetisirten Baume entfernt. Beim zweiten fühlte er eine Betäubung und Kopfschmerzen, in einer Entfernung von 36 Fuß. Beim dritten nahm das Uebelbefinden in einer Distanz von 38 Fuß zu. Beim vierten ebenfalls nicht magnetisirten Baume, in einer Weite von 44 Fuß, verlor er das Bewußtseyn, die Glieder wurden steif, und man mußte ihn wegbringen.

Bei dem achten Versuch gab sich ein Mitglied der Commission für den Magnetiseur aus, und magnetisirte dem Vorgeben nach, eine fast blinde Frau, der man noch die Augen verband. Nach drei Minuten empfand die eingebildete Magnetisirte einen nachdrücklichen Frost, Schmerzen am Hinterkopfe, in den Armen, eine fast kriechende Bewegung in den Händen; sie wurde steif, schlug in die Hände, richtete sich vom Stuhle auf, und stampfte mit den Füssen.

Einer nervenkranken Demoiselle machte man, bei offenen Augen, glauben, der Magnetiseur befinde sich im nächsten Zimmer, und werde sie ungesehen magneti-

siren. Kaum saß sie an der verschlossenen Thüre, so empfand sie Frost; eine Minute darauf bekam sie Zähnklappern und Hitze, nach der dritten Minute stellte sich die völlige Entscheidung ein. Schnelles Athemholen, das Ausstrecken beider Hände nach dem Rücken, der vorwärts gebogene Körper, allgemeines Zittern, ein so lautes Zähnklappern, daß man es im nächsten Gemache hören konnte, das Beißen in ihre eigene Hand, folgten darauf. Niemand hatte die Kranke berührt, und so magnetisirte sie die Einbildung und der Glaube an den unsichtbaren Magnetiseur. Eine Person, die magnetisirt zu werden erwartete, bekam schon im Vorzimmer die Crise, ehevor sie noch den Magnetiseur zu sehen bekam.

Der zwölfte Versuch. Man verband einer jungen Frau von zwanzig Jahren, die schon durch die Magnetisirung einmal die Sprache verloren hatte, die Augen. Sie fühlte bei einer erdichteten Operation nichts, und bei einer wirklichen auch nichts. Nun band man ihr die Augen auf, und die Einbildungskraft erwachte durch das Sehen und Hören; der Kopf ward ihr schwer; als sie aber verlangte, der Magnetist möchte seinen Finger ihrer Nase gegenüber führen, wie er ihn vormals geführt hatte, als sie stumm geworden war, so ward sie in drei Viertel Minuten stumm. Hier war das Gesicht unentbehrlich, die Einbildung bis zum Grade der Stummheit zu spannen. So behielt eine Frau im dreizehnten Versuch, die, nach der Crise, einen der Magnetisten, der sie aber magnetisirte, drei Viertel Stunden lang starr ansah, von seinem Anblicke verfolgt, drei ganze

Tage schlafend und wachend, diese fremde Augen vor den ihrigen schwebend.

Der vierzehnte Versuch bewies ebenfalls durch Thatsachen, die allen Schlüssen vorzuziehen sind, daß der sogenannte thierische Magnetismus ohne die Einbildungskraft nichts ausrichtet, und daß diese dabei die Hauptrolle spielt. Man setzte in eine ausgehobene Thüre, die zu zwei Zimmern führte, einen Rahmen von doppeltem Papier ein. In dem einen Zimmer schrieb einer der Abgeordneten den Verlauf auf; und es befand sich eine Frau bei ihm, welche vorgab, Leinwand zum Nähen auszugeben. Man ließ ein Mädchen rufen, welche in Leinwand arbeitete, und die für sehr empfindsam bekannt war. Es war nur ein Stuhl im Zimmer, und er stand genau in der Oeffnung der gemeinschaftlichen Thüre; hier saß sie nun wie eine Heilige in einer Nische. Im andern Zimmer waren die Abgeordneten, und ein im Magnetisiren geübter Arzt bekam den Auftrag, die Nähterin durchs Papier zu magnetisiren. Er that es eine halbe Stunde lang, nach allen vorgeschriebenen und üblichen Regeln. Während dieser ganzen Zeit unterhielt die Nähterin die Gesellschaft mit Munterkeit; auf Befragen sagte sie, daß sie sich sehr wohl befinde, und der Magnetismus beging hier die Thorheit, eine Richtung nach dem Nähterlohn hin zu nehmen; sein Strom wurde verplaudert. Dann trat im fünfzehnten Versuch der versteckte Arzt ins Zimmer, beredete sie, und sie ließ sich von ihm, durch die gewöhnlichen Gebehrden zwar, aber gegen die Regel, magnetisiren. In drei Minuten war der schwere Athem, Schluchzen, Zähn-

klappern und heftiges Kopfweh da, sie stampfte, streckte die Arme gegen den Rücken, und in zwölf Minuten war die Crise fertig; als endlich der Arzt die Zeigefinger über das Kreuz legte, und ihr sagte, nun werde das Uebel abziehen, so verschwand das Phantom in drei Minuten, und ihr ward wieder ganz wohl.

Dieß wird hinreichend seyn, verschiedene neuere Erscheinungen, die manchen Kopf verwirren, einigermassen zu erklären. Alle Leidenschaften, d. i. theilnehmende Einbildungskraft, werfen sich auf verschiedene Körpertheile. Erstaunen bewirkt oft Colik; der Schreck Durchlauf; der Zorn Zittern und Wallungen; der Kummer Gelbsucht; das Schmachten der Verliebten Auszehrung; Furcht vor einer Feuersbrunst, heftige Begierde, eine schnelle Erboßung ertheilen Gelähmten die Kraft zum Laufen. Lebhafte unvermuthete Freude vertreibt das Fieber, und noch lebhaftere tödtet sogar auf der Stelle. Nachdenken hemmt das Schluchzen. Und wem ist es nicht bekannt, daß bei Personen von lebhafter Einbildungskraft, eine Flüssigkeit ohne alle Arznei, als z. B. Wein mit Zucker, oder auch Wasser, die sie aber für eine Purganz nahmen, wirklich als solche operirte?

So wirkt oft auch das Beispiel.

Im Jahre 1780 beschloß man in St. Roch die Feierlichkeiten bei der ersten Communion der Kinder mit einem Umgang. Nach der Rückkehr in die Kirche befand sich ein M ä d ch e n nicht wohl, und bekam Krämpfe. Dieß Beispiel ergriff, innerhalb einer Stunde, fünfzig bis sechzig M ä d ch e n; alle empfanden die nämliche Zuschnürung des Halses, Aufblähung des Magens, Schluch-

zen und Krämpfe. In der folgenden Woche, da sie sich zum Unterrichte bei den Nonnen versammelten, bekamen zwölf wieder die nämlichen Zufälle. Man schickte sie einzeln nach Hause, legte neue Schulen an, und der Krampf des Beispiels blieb aus.

In der Arzneikunst, sagt das Sprichwort, thut der Glaube das Beste; sollte dieser Satz etwa von allen Fakultäten der hohen Schule gelten? Dieser Glaube ist aber jedesmal eine Schlußfolge der Einbildungskraft. Wie mancher Kranke wird besser, wenn er nur den Arzt sieht, auf den er vertrauet! So heilt auch oft das Vertrauen auf gewisse Arzneien, wenn sie nur unschädlich sind, eben so wie jenes auf den Arzt; das Vertrauen kömmt nämlich der Natur zur Hilfe, und theilt mit derselben die Ehre der Heilung, besonders bei Kranken, die arm genug sind, keinen Arzt bezahlen zu können.

Es ist bemerkenswerth, daß die Commission unter den Kranken, welche ihre Heilung von dem Magnetismus erwarteten, immer viele Frauenspersonen und nur sehr wenig Männer fand, und auch bei den spätern mündlich und gedruckt verbreiteten magnetischen Wundercuren findet man fast immer nur hysterische und nervenschwache Weiber oder Mädchen, und keinen kräftigen Bauer oder Landmann.

Indessen ist es befremdend, daß man das Grundwesen des Magnetismus außer dem Kreise der electrischen Materie suchen wollte und suchte. Warum gibt man dieser flüssigen überall verbreiteten Materie einen neuen unschicklichen Namen, da man sie doch in der Electricität schon ziemlich gut kennet, und sie auf

eine natürlichere, erklärbarere Weise auf den menschlichen Körper heilsam anwenden gelernt hatte. Allein hier blieb die Einbildungskraft zu unbeschäftigt, es ging alles zu natürlich zu.

Man glaubte, die angeblich magnetische flüssige Materie, die keine andere als die electrische seyn kann, ströme durch den gesunden Menschenkörper frei und ungehindert hindurch, aber ihr unregelmäßiger oder gehemmter Lauf sey die Folge von Krankheiten; das wieder hergestellte Gleichgewicht sey der Weg, wieder zur Gesundheit zu gelangen, und das Werk des Magnetisten. Diese Theorie ist vollkommen auf die Anwendung der Electricität passend, und die vielen günstigen Erfahrungen von derselben hätten sie unterstützen sollen.

Indessen entstanden drei Schulen von Magnetisten.

Die erste Schule, an deren Spitze Mesmer stand, hielt sich bloß an das Physische. Sie berührte Kranke unmittelbar mit den Händen, und metallenen oder gläsernen Conducteurs, ja sogar mit künstlichen Magneten. Man stellte Stirn gegen Stirn und Fuß gegen Fuß. Man versammelte die Kranken am Zuber und unter Bäumen; man empfahl den Gebrauch magnetischer Bäder; das Trinken des Magnetenwassers; das Tragen magnetisirter Gläser auf dem Magen u. s. w.

Die zweite Schule behandelte die Sache bloß psychologisch oder moralisch, und gründete die Haupterfolge auf den Willen und die Denkungsart des Magnetisten. Sie erforderte den höchsten Grad der Herzensgüte, der Rechtschaffenheit, der Reinigkeit der Seele, der Menschenliebe und des thätigen Wunsches zu helfen;

Verläugnung aller Eitelkeit und Prahlerei, und viele Religiosität. Sie glaubte, hier wirke ähnliche Denkungsart gegenseitig auf einander; Sympathie und Harmonie bediene sich bloß der physischen Mechanik als eines Hilfsgeschäftes. Das Haupt dieser geistigen Schule war van Barbarie, ein Seelenmonarch, der, auf beträchtliche Entfernungen, Geisteskrisen hervorbringen zu können, behauptete. Der Hauptsitz dieser Schule war in Lyon, die, wie aus dem Vorerwähnten leicht zu schließen ist, keine großen Fortschritte machen konnte.

Die dritte Schule vereinigte das Physische mit dem Moralischen. Ihr Stifter ist der Marquis von Puysegür. Diese Schule verlangt ebenfalls einen festen Willen zu helfen, und auf die Sache gerichtete ernste Aufmerksamkeit. In dieser Schule studiren die Schlafredner, Somnilogue's, und man muß diese in ihrem exaltirten Zustande, der allerdings Staunen erregt, gesehen haben, um an solche überspannte Empfindsamkeit zu glauben.

Nach dieser Schule*) magnetisirt man einen Menschen, wenn man mit den Spitzen der ausgebreiteten Finger beider Hände von dessen Stirne herunter über den ganzen Körper des Kranken immer in einer Richtung von oben herunter fährt, und zwar so sanft, daß, ohne den geringsten Druck, die Oberfläche der Kleidung kaum berührt wird. Bei einigen Subjecten darf nicht

*) Wir wählen die umständliche Beschreibung der Methode dieser Schule, weil sich diese am längsten erhalten hat, und noch in unsern Tagen hin und wieder ihr Haupt empor hebt.

einmal eine Berührung geschehen, sondern man muß immer in einiger Entfernung mit den Fingerspitzen vom Körper bleiben. Gewöhnlich werden hiebei die Daumen zusammen gehalten, und mit diesen ruhet man an der Stirne, der Herzgrube und den Knien einige Augenblicke. Auf gleiche Weise wird über beide Arme vom Schultergelenke bis zu den Händen herabgefahren, und nach diesem bringt man beide Daumen derselben in Berührung. Dieses Verfahren muß täglich, und zuweilen lang wiederholt werden, bis einige Wirkung darauf erfolgt; zuweilen erscheinen aber auch bald darauf die Wirkungen; zuweilen muß dieß Verfahren auf mannigfache Art abgeändert werden. Einige Kranke befinden sich in einer so eigenen Stimmung, daß heftige Erschütterungen, convulsivische Zufälle, Ohnmachten, die Folgen davon sind. Hier muß entweder bloß mit den flachen Händen über den Körper herabgefahren werden; oder diese brauchen nur in einiger Entfernung davon gegen denselben herunter bewegt zu werden; oder es ist genug, eine Hand auf der Stirne, und die andere auf der Herzgrube oder auf einem von beiden Theilen einige Augenblicke ruhen zu lassen. Zuweilen nützt auch das Herabfahren über den Körper oder einen Theil desselben bloß mit dem scharfen Rande der Hand.

In diesen widerholten Berührungen besteht das Magnetisiren. Die Wirkungen desselben sind: *)

1. Ein erhöhtes und viel lebhafteres Empfindungsvermögen, vorzüglich in Rücksicht auf den gegenwärti-

*) Nach Angabe der Magnetisten.

gen und künftigen Zustand des Körpers, ein Vorgefühl der denselben treffenden Zufälle, und ein völlig klares Bewußtseyn der Beschaffenheit der Krankheit und der Umstände, die auf dieselbe nachtheilig oder vortheilhaft wirken können.

2. Eine besondere Veränderung der Sprache. Einige Kranke verlieren, während des magnetischen Schlafes, die Fähigkeit, einige Worte oder Buchstaben auszusprechen; andere sprechen ein ganz gebrochenes Teutsch, und bedienen sich einer ganz ungewöhnlichen Construction und Accentuation; das Sprechen wird ihnen im Ganzen schwer. Einige sprechen anstatt der gewohnten gemeinen Volkssprache ein gutes Hochteutsch und Dialect. Diejenigen, welche Kenntniß von andern Sprachen haben, sprechen selbe viel geläufiger als sonst.

3. Eine besondere Veränderung des Gehörorgans. Außerdem, daß dasselbe im Ganzen viel verfeinerter und empfindlicher zu seyn scheint, erleidet es zuweilen ganz individuelle Veränderungen. Zuweilen scheint es auf einige Zeit ganz verloren zu seyn; zu einer andern Zeit kehrt es in einer solchen Vollkommenheit zurück, daß die sonst unmerklichen Töne auf das Deutlichste wahrgenommen werden. Zuweilen wird nur die Stimme einzelner Personen, besonders dessen, der das Magnetisiren verrichtet, gehört. In einzelnen Fällen ist der Eindruck der Töne ganz von den gewöhnlichen verschieden, so, daß bekannte Sprachen und Töne ungewöhnlich zu seyn scheinen.

4. Der berüchtigte Somnambulismus oder magnetische Schlaf. Dieser Zustand, der indeß nur bei Wenigen in seiner ganzen Stärke vorkömmt, (und bei Vielen gar nicht), unterscheidet sich von allen Andern dadurch, daß der Kranke gewöhnlich mit geschlossenen Augen, die er auch nicht zu öffnen im Stande ist, ein lebhafteres Gefühl von seiner Lage und Krankheit hat, freier und lebhafter denkt, ein stärkeres Vorstellungsvermögen besitzt, ein geschwinderes, schärferes Urtheil zu haben scheint, wobei er den Einfluß äußerer Umstände feiner und stärker empfindet, welches zuweilen mit ganz eigenen Aeußerungen, besonders einer auffallenden Heiterkeit, und einem in der ganzen Physiognomie ausgedrückten Gefühl von Behaglichkeit verbunden ist. Dieser Zustand fängt gewöhnlich mit allen Zeichen einer eintretenden Schläfrigkeit, Gähnen, Dehnen und Recken der Glieder, Schwererwerden der obern Augenlieder u. s. w. an. Nun erfolgt gewöhnlich ein tiefer Seufzer; nach diesem schließen sich die Augen gänzlich, und es entsteht ein schlafähnlicher Zustand, worin der Kranke aller Empfindung und alles Bewußtseyns beraubt zu seyn scheint. Dieser Zustand geht, nach längerer oder kürzerer Dauer, mit einem abermaligen Seufzer (der vielleicht dem Leser auch einen solchen abnöthigt) in den Zustand der feineren Empfindung und des lebhafteren Bewußtseyns (im Schlafe) über, der dann auch seine gewisse gewöhnlich genau bestimmte Zeit dauert, und sich mit dem Uebergange in den schlafähnlichen Zustand, unter

Erscheinung der nämlichen Umstände, die seinen Anfang begleiteten, endigt. Bei einigen Personen hat der Somnambulismus noch das Eigene, daß er aus zweierlei Perioden zu bestehen scheint; in der ersten verhalten sich die Umstände angegebener Maßen; dieser geht aber durch einen kurzen Zwischenraum von Bewußtlosigkeit in den zweiten über, in welchem die Reizempfänglichkeit noch viel erhöhter und auf eine eigene Weise modificirt wird, in dem besonders eine auffallende Empfindlichkeit gegen einige Personen und Gegenstände herrscht, so, daß deren Gegenwart unangenehm ist, und das Gehörorgan in einer solchen Stimmung sich befindet, daß es gegen einige Töne ganz unempfindlich ist, oder davon auf eine von der gewöhnlichen abweichende Art afficirt wird. Diesen Zustand nennen die Kranken den Doppelschlaf, und haben in der ersten Periode keine Rückerinnerung aus diesem Zweiten. (Soll vielleicht umgekehrt lauten.) Zuweilen entsteht dieser Zustand schon durch Auflegung der Hand auf die Stirne oder die Herzgrube; zuweilen entsteht er auch, wenn die Kranken einigemal dareingebracht worden sind, von selbst. Auffallend ist es, daß einige in diesen Zustand schon durch Auflegung von Flaschen geriethen, in welche man bloß verschiedentlich gehaucht, und deren Flächen man gerieben hatte.

5. Eine ungewöhnliche Beschaffenheit der Augen. Die Augen pflegen nämlich in dem Somnambulismus gewöhnlich (jedoch nicht immer) geschlossen zu seyn. Die Muskeln, welche bei Schließung der Augenlieder

wirksam sind, scheinen eine so veränderte Action zu haben, daß sie das Auseinanderbringen weder durch eigene Willkühr, noch durch Gewalt erlauben; oft sieht man bei fortgesetztem Bemühen, die Augenlieder aus einander zu ziehen, convulsivische Zufälle entstehen. Gelingt es zuweilen, den Augapfel ansichtig zu werden, so ist derselbe entweder so verdreht, daß seine vordere Fläche fast ganz unter dem oberen Rande der Augenhöhle verborgen liegt, oder er scheint in einem erstarrten Zustande zu seyn; die Pupille ist erweitert, und gegen das Licht unempfindlich. Die Kranken behaupten, nichts zu sehen, und das erhöhte Gemeingefühl und geschärfte Gehör scheinen die Stelle dieses Organs eine Zeit lang zu ersetzen.

Herr Heinecke, aus dessen vorerwähnten Schrift wir diese Beschreibung des Somnambulismus genommen haben, und dem die galvanischen und electrischen Erscheinungen bekannt waren, versuchte nun auch die Metalle bei den im Somnambulismus sich befindenden Kranken anzuwenden, und erhielt folgende Resultate:

Jedes Metall zeigte zwar eine in die Augen fallende Wirkung, sowohl auf die sensible, als reizbare Faser; allein es entdeckte sich doch ein auffallender Unterschied nach Verschiedenheit der angewendeten Metalle, und die edlen Metalle schienen weniger wirksam zu seyn, und nicht so unangenehme Empfindungen hervorzubringen, als die unedlen. Die ersten Wirkungen aller Metalle waren Brennen, Stiche wie von Nadeln, und kleine Erschütterungen wie beim Electrisiren von einer schwach

geladenen Leidner Flasche. Am wenigsten wurde dieß vom Golde verspürt; bei einigen dieses Metall sogar ein behagliches Gefühl. Stärker wirkte das Silber, noch mehr Eisen, Stahl und Zinn. Am heftigsten waren die Empfindungen und Erschütterungen von Kupfer und Messing, besonders von Zink, dessen Berührung oft die Kranken gar nicht ertragen konnten. Schon das bloße Halten in der Hand brachte diese Erscheinungen hervor; sie waren hiebei nur gelinde und sanft, und verloren sich gewöhnlich, wenn ein Anderer diese so gehaltenen Metalle berührte. Am deutlichsten zeigten sie sich, wenn sie der Gegend des Herzens genähert wurden. Ein einzelnes Metall bewirkte keine so starke Erschütterung, als wenn zwei genommen, und nachdem eines an das andere auf derselben Stelle aufgesetzt war, in Verbindung gebracht wurden. Diese den electrischen ähnlichen Erschütterungen entstanden in dem Augenblicke der Verbindung, und verbreiteten sich oft durch den ganzen Körper; zuweilen schränkten sie sich nur auf den berührten Theil ein; zuweilen, jedoch selten, blieb dieser ruhig und ein gleichnamiger wurde erschüttert. Sobald die augenblickliche Erschütterung vorbei war, herrschte Ruhe auch bei fortgesetzter und lange anhaltender Berührung, und wurde nicht eher wieder gestört, als bis die Verbindung der Metalle aufgehoben war, und aufs Neue gemacht wurde. Je schneller die Metalle unter einander in Berührung kamen, je geschwinder man dieselben näherte, desto stärker war die Wirkung. Je länger man mit Fortsetzung dieser Versuche anhielt, desto schwächer wurden die Erschütterungen und hörten zuletzt

ganz auf. Nur nach einiger Ruhe stellten sie sich wieder ein. Am leichtesten und stärksten konnte die Erschütterung erregt werden, wenn man die mit einem Ende auf dem Arme stehende Metallstange, an dem andern mit einem zweiten Metalle berührte; vorzüglich wenn der, welcher die Stange mit einer Hand aufrecht hielt, mit der andern die Berührung bewirkte.

Das Herunterfahren am Arme mit einer Metall- besonders Zink-Stange, auch wenn dieselbe einige Linien davon entfernt blieb, erregte Anfangs Erschütterungen und convulsivische Bewegungen, worauf zuletzt Erstarrung und ein Zustand von Lähmung erfolgte. Bei ersterer war der Arm steif und unbiegsam, und blieb unveränderlich und unbeweglich in der Stellung, welche man ihm vorher gegeben hatte; der Kranke spürte eine unangenehme Kälte, und hatte alles Gefühl verloren. Meist ließ sich dieser Zustand durch sanftes Streichen mit der flachen Hand wieder aufheben. Bei der Lähmung waren dagegen alle Muskeln erschlafft und kraftlos; der Kranke war nicht im Stande, den Arm aufzuheben oder zu bewegen, dagegen konnte man denselben biegen, wie man wollte. Ließ man ihn los, so fiel er schlaff am Körper herunter. Das Gefühl war geschwächt, jedoch nicht gänzlich verloren; auch ging dieser Zustand von selbst vorüber. Je öfter der Kranke im Somnambulismus gewesen war, desto geschwinder und leichter erfolgten die Erstarrungen und Lähmungen, und wurden auch oft durch andere Veranlassungen hervorgebracht. Am stärksten und geschwindesten erschienen diese Zufälle, wie auch die Erschütterungen, wenn der künstliche Ma-

gnet angewendet wurde. Besonders war es, daß der durch den Magnet in Erstarrung gebrachte Arm dem Magnet in allen Richtungen folgte, und auf die auffallendste Art gekrümmt und gedreht wurde, um dessen Gang zu verfolgen. —

Dieß ist eine kurze Beschreibung der durch den thierischen Magnetismus bewirkten Erscheinungen, so wie sie in erwähnter Schrift angegeben werden; allein dieß sind nicht die einzigen; die Freunde des Magnetismus beschränken sich auf dieselben, so wunderbar sie auch seyn mögen, nicht. Die Schrift eines französischen Arztes *) enthält noch viele andere Wunderdinge, die man in der Schrift selbst nachlesen mag. Der Verfasser gesteht, daß er sich selbst oft, und von den geschicktesten Magnetisten habe magnetisiren lassen, ohne etwas zu empfinden, er hielt sich also für ein untaugliches Magnetensubject; er bemerkte, daß der Magnetismus nur auf magere, gallichte, sanguinische Personen von sehr reizbaren Nerven wirke. Von den Wunderdingen, die er erzählt, wollen wir nur Folgendes anführen:

„Wenn sich bei einer Nervenkrankheit die Reizbarkeit in dem Zustande der Crisis in größerer Quantität auf das Augenhäutchen wirft, so wird das Auge fähig

*) S. Lehrsätze des Herrn Mesmer, so wie er sie in den geheimen Versammlungen der Harmonia mitgetheilt hat, und worin man seine Grundsätze, seine Theorie, und die Mittel findet, selbst zu magnetisiren, in 344 Paragraphen; herausgegeben von Caullet de Beaumorel, Hausarzte des ältesten Herrn Bruders, Sr. königl. Majestät von Frankreich. Straßburg 1785, aus dem Französischen übersetzt.

mikroscopische Gegenstände zu bemerken, und die dickste Finsterniß hindert es am Sehen nicht. Eine der Kranken erblickte die Schweißlöcher der Haut in einer beträchtlichen Größe, sie erklärte ihren Bau, so, wie uns das Mikroscop dieselben kennen lehrt. Doch sie ging mit ihrem scharfen Blick noch weiter; diese Haut schien ihr ein Sieb zu seyn, durch welches sie das Gewebe der Muskeln unter den fleischigen Theilen, und die Verbindung der Knochen an den vom Fleische entblößten Theilen erblickte. Sie erklärte Alles auf eine sehr sinnreiche Art, und war auf den Mangel und die Unzulänglichkeit unserer Ausdrücke, ihre neuen Begriffe zu entwickeln, ungehalten. Ein sehr dünner, doch undurchsichtiger, dunkler Zwischenkörper hinderte sie nicht, sondern nur wie etwa ein unreines Glas, und sie sah durch die niedergeschlagenen Augenlieder. Worüber ich mich (sagt der Verfasser) vor Erstaunen an meinen Hauptpol schlagen muß, das war, daß eben diese Frau aus allen Poren des menschlichen Leibes einen hellen Dunst ausströmen sah; es war kein Feuer, aber es schien auf ihre Organe als Feuer zu wirken, und sie nannte es Licht. An dem Haupte Mesmers entdeckte sie leuchtende Strahlen, welche aus seinen Augen fuhren, und mit den Strahlen seiner Nase zusammen flossen, um diese zu verstärken. Von da ziehen sich sämmtliche Strahlen gegen eine nahe Spitze hin, welche man ihnen entgegen hält. Jede Spitze der Augenhaare, der Augenbraunen und der Kopfhaare gibt ein schwaches Licht von sich. Hals und Brust scheinen auch wenig zu leuchten. Eben so verfeinert die Crise das Gehör, den Ge-

ruch, Geschmack rc. Eine andere sehr verständige Frau erklärte sich, als sie ein Stückchen Brot aß, das nicht größer als eine Stecknadel war, sie habe den ganzen Mund voll von dem vortrefflichsten Geschmacke, und sie fühle den guten Geschmack von jedem einzelnen Brottheilchen besonders; das Wasser, das Mehl besonders. (Nicht auch den Sauerteig, den Schweiß des Bäckers, die Kohlensäure?) Ihre Empfindungen liefen, sagte sie, eilfertig hinter einander, und sie beklagte nur, diese fliegenden Eindrücke nicht zum Stillstande bringen, und durch Worte erklären zu können."

Von diesen und ähnlichen Wundern hatte die Untersuchungscommission nichts bemerken können. Je weiter man in der Untersuchung vorrückte, desto mehr verschwand das magnetische Luftgebäude, und so sah sich die Commission gezwungen, die physischen angeblichen Beweise von dem Daseyn eines Thiermagnetismus zu verwerfen. Sie mußte daher die andere Hälfte, die moralische, um die Ursache der wirklich an den Kranken hervorgebrachten Erscheinungen befragen. Sie beobachtete also die Leidenschaften, die vorgefaßten Begriffe der Kranken, die mit verbundenen Augen die Fragen über ihre Empfindungen, allezeit so beantworteten, wie es die Commission angelegt hatte; auf die Frage: Empfinden Sie nicht dieß und das, indem wir Sie jetzt magnetisiren? fiel die Antwort, und die wahre Wirkung jederzeit so aus, wie es die Commission wünschte, nämlich immer auf einerlei Art, man mochte sie nun wirklich magnetisiren oder nicht; es war genug, wenn es sich die Kranken nur einbildeten,

wenn sie es nur glaubten. Hier zeigte sich also die vom Magnetismus ganz unabhängige Illusion der Einbildungskraft allein thätig, und die Commission brachte sogar bei Personen von reizbaren Nerven Hitze, Schmerz und Zuckungen hervor, sobald sich diese unter der Augenbinde einbildeten, daß man sie magnetisire.

Allein dem Allen ungeachtet brach diese magnetische Schwärmerei nach der Abreise Mesmers von Paris von Neuem aus, und verbreitete sich nach der Schweiz, wo sie an dem bekannten Lavater, einen eifrigen Anhänger fand, und nach Teutschland, wo alle Wundergläubige ihr anhingen, und Bäume und Menschen (warum nicht auch Thiere?) magnetisch desorganisirten, und auch wohl curirten, denn wem ist es unbekannt, daß es auch eingebildete Krankheiten gibt, bei welchen der Glaube die beste Arznei ist. In Bremen fand der Magnetismus vorzüglich im Jahre 1799 viele Anhänger, und zwar selbst unter den Aerzten.

Aber noch genügten die angeführten und andere ähnliche thiermagnetische Wunder nicht, noch waren sie zu wenig unbegreiflich; frappantere Erscheinungen mußten also den Wunderglauben beleben, und Proseliten werben.

Die Somnambulen sprachen nun (und zwar in Teutschland) in fremden ihnen unbekannten Sprachen, sie gaben im magnetischen Schlafe ihre eigenen Krankheiten, die Ursachen derselben und die Heilmittel dagegen umständlich an; Mittel, deren Bestandtheile sie (angeblich Alles) nie nennen gehört hatten; ihre Zusammensetzung u. s. w. Auf Befragen nannten sie auch die

Krankheiten anderer gegenwärtiger ihnen unbekannter Personen, und gaben Mittel dagegen an; man legte ihnen eine Uhr auf die Herzgrube, und die Somnambule nannte die Zeit die sie zeigte, und dieß Alles mit verschlossenen Augen. Der Triumph des Thiermagnetismus war aber ein wahrhaft magisches Kunststückchen, das sich erst vor Kurzem in einer teutschen großen Stadt ereignet haben soll, und womit ein Paar Ungläubige, unter welchen sich ein Arzt befand, überzeugt werden sollten. Einer dieser magnetischen Atheisten mußte einen Brief schreiben und siegeln; dieser Brief wurde der Somnambula, einem jungen ledigen Mädchen, die sich schon in mehreren Kunststücken producirt hatte, von dem Magnetiseur (einem Arzte) auf die Herzgrube gelegt, und die Clairvoyante las den gesiegelten Brief auf der Herzgrube, das ist, sie sagte den Inhalt Wort für Wort her. — — So lauten die mündlichen Berichte; gedruckt wird man ähnliche wohl schwerlich erwarten dürfen. —

Der thierische Magnetismus ist indessen eine große Lehre, daß der Mensch ein Vermögen besitze, auf seines gleichen zu wirken, und dieses kann auch ein guter Redner, ohne Widerrede, und sogar, je nach der Individualität des Subjectes, jeder Plauderer und jede Plauderin. Aber diese Wirkung muß man nicht als physisch betrachten; sie ist ganz moralisch; sie ist bloß eine Erregung der Einbildungskraft, und zündet, wenn sie die analoge Stelle derselben trifft, wie der Bliz auf dem electrischen Leiter, wenn er vor den gesünderen Nichtleitern ohne Schaden vorbei gefahren ist.

Die Pocken.

Doctor Schaufuß behauptet, daß die Pocken oder Kinderblattern eben so wie die Lustseuche aus Indien zu uns gebracht worden sind. Aus einem indischen Mythus von der Pockengöttin beweist er, daß die Pocken schon seit langer Zeit in Indien herrschen, und aus Sonnorat zieht er den Beweis, daß sie als örtliche Krankheit daselbst zu Hause sind; denn wie dieser Reisende behauptet, bricht diese Krankheit gewöhnlich in den Monaten Februar, März und April jährlich aus, und verschwindet, wenn die Landwinde zu wehen anfangen. Von Indien sey nun diese Krankheit durch Baumwolle oder baumwollene Waaren zu uns nach Europa, oder doch zu andern in der Mitte liegenden Völkerschaften, und von da zu uns verbreitet worden. Es sey nämlich keine Waare so zur Verbreitung des Pockengiftes geeignet, als die Baumwolle, wie man auch das Beispiel habe, daß ein Student aus Upsala, durch die Wäsche, die er von seiner Blatternkrankheit ungewaschen mit auf das Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, die Blattern dadurch in der Capstadt und unter den Hottentoten verbreitete. Von Ostindien aus also seyen die Pocken unbemerkt nach Habessynien gebracht worden, wo sie sich zuerst unter der Armee des Statthalters von Yemen Abreha zeigten.

Unsere historischen Nachrichten von der Pockenkrankheit reichen bis in das Jahr 572, wo dieses Uebel in Aethiopien schon bekannt war. Hunderttausende starben seitdem jährlich an demselben; nur in denjenigen Ge-

genden Teutschlands, aus welchen man Nachrichten erhalten konnte, starben im Jahre 1798, wo doch schon die Impfung eingeführt war, genau 42,379 Personen an den Pocken.

Als ein Mittel dieser verheerenden Seuche Einhalt zu thun, fand man das Inoculiren oder Einimpfen der Blattern. Man bemerkte, daß im Durchschnitte von 3 bis 400 inoculirten Kindern eins starb, wenn dagegen das zehnte oder zwölfte Kind ein Opfer der natürlichen Blattern wurde. In Georgien, Tschirkassien, und in den Ländern am caspischen Meere, war die Einimpfung schon lange bekannt. In China soll schon im zehnten Jahrhundert geimpft worden seyn. Eine Frau aus Thessalien brachte die Kunst der Einimpfung im Jahre 1672 nach Constantinopel. Sie ließ die getrocknete Pockenmaterie gewöhnlich in Gestalt eines Pulvers in die Nase einschnupfen. Der Marquis von Chateauneuf, und die berühmte Lady Montagne waren die ersten Europäer, die geimpft wurden.

Die Aerzte und Theologen erklärten sich sehr eifrig gegen diese medizinische Ketzerei. Ein Prediger in London erklärte von öffentlicher Kanzel, die Einimpfung wäre eine Erfindung des Teufels, und der geduldige Hiob wäre durch den Teufel selbst inoculirt worden. In Frankreich erklärten die Doctoren der Sorbonne, daß die Religion den Gebrauch der Einimpfung erlaube, wenn man dabei die Absicht habe, das allgemeine Beste zu befördern. Demungeachtet brachten es die Gegner der Inoculation dahin, daß sie erst noch im Jahre 1763 von dem Pariser Parlament verboten wurde; ein

Verbot, das man bald wieder aufhob. Man erfand und trug Bänder à l' inoculation, wie man später Kleider à la vaccine trug, und von diesem Augenblicke an, gewöhnten sich selbst die delicatesten Ohren an einen Ausdruck, der vorher selbst den Aerzten ein Gräuel war.

Im Jahre 1750 wurde in Genf von dem berühmten Tronchin inoculirt. Tissot nahm sich der Inoculation mit großem Eifer an, und schrieb in einer Schrift unter dem Titel: Inoculation justifiée eine ausführliche Widerlegung der Einwürfe gegen diese neue Operation. Der große Haller impfte im Jahre 1757 seine eigene Tochter. In Zürch impften die Aerzte Schinz und Rahn im April 1764 zuerst die Blattern ein. Seit dem Jahre 1770 ist die Inoculation mehr oder minder üblich. Hufeland sagt in seinem Werke: „Wer nur Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, kann sich auf die leichteste sinnlichste Art von dem Werthe dieser wohlthätigen und göttlichen Erfindung überzeugen." Am schnellsten fand sie in England Eingang. Seit dem Jahre 1758 hatte sie daselbst keinen einzigen Gegner mehr. Ganze Gegenden wurden dort zu gewissen Zeiten im Großen geimpft: die Soldaten wurden bei den Regimentern inoculirt, wenn sie die Pocken noch nicht gehabt hatten; so wie die Kinder in den Armenanstalten, Spitälern rc.

Bei einer solchen Pockenimpfung, die Doctor Jenner von Berkley im Jahre 1795 unternahm, wurden mehrere Personen von dem eingeimpften Gifte nicht angegriffen, und zwar weil sie, wie sich es nachher zeigte, schon die Kuhpocken gehabt hatten. Dadurch wurde

Jenner auf diese Art der Pocken, die man auch Milchblattern nennt, aufmerksam, und fing an, diese statt der natürlichen einzuimpfen. Da nun diese geimpften Kuhpocken weit weniger gefährlich, als die geimpften Kinderblattern: ja fast ganz unschädlich, und zugleich als ein zuverlässiges Vorbauungsmittel gegen künftige Ansteckung von Kinderblattern befunden worden, so verbreitete sich diese Kuhpockenimpfung in verschiedenen Ländern. Die wilden amerikanischen Völkerstämme in der Nachbarschaft der vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, erhielten diese Impfungsart von der Regierung dieser Staaten, und nahmen sie zur Schande so mancher Europäer, die sich einer großen Cultur rühmen, nicht nur ohne Widerwillen, sondern mit großem Danke an.

In Genf vereinigten sich die Aerzte dieses kleinen aufgeklärten Freistaates, aus welchem so viele gelehrte Männer hervorgegangen sind, die Kuhpockenimpfung den Eltern als Gewissenspflicht in dem feierlichen Augenblicke, wo sie ihre Kinder taufen lassen, ans Herz zu legen. Zu diesem Behufe wird den Eltern bei der Taufe ein gedrucktes Blatt zugestellt, mit welchem 12 Aerzte und Wundärzte mit ihrer Namensunterschrift die Kuhpockenimpfung empfehlen, ihr eigenes Beispiel aufstellen, indem sie ihre eigenen Kinder impfen, und sich erbieten, die Impfung bei Unvermöglichen unentgeltlich zu übernehmen.

Das englische Parlament, aufgeklärter als das Pariser, hat dem Doctor Jenner für diese wichtige Erfindung Ein Hundert Tausend Pfund Sterling zur Belohnung zuerkannt.

Chronologisch geordneter Inhalt.

Seite

Belehrende
Unterhaltungen

zur Kenntniß des Interessantesten

aus dem Gebiete der Geschichte, der Künste, Wissenschaften und Erfindungen,

besonders aber

der Vorzeit.

Von

A. Tedeschi,

Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermark.

Zweiter Band.

Prag, 1825.

Gedruckt und verlegt bei v. Schönfeld.

Lebensverlängerungsmittel der Alten.

Der große Beifall, den das Hufelandische Werk über die Verlängerung des Lebens fand, kömmt wohl größtentheils auf Rechnung des großen Interesses, das unser Zeitalter an dem Gegenstande nimmt. Leben und Lebensgenuß ist die eigentliche Tendenz des Zeitalters, und die Hast, mit der jenes Werk verschlungen wurde, hat mit dem immer mehr überhand nehmenden Speculationsgeiste aller Art eine und dieselbe Quelle — mächtiges Streben und Ringen nach Leben und Lebensgenuß.

Aber auch ehemals, als noch keine so vermehrte Bevölkerung der Städte den Lebensgenuß erschwerte, als noch kein so hoch gestiegener Luxus die Genüsse und die Arbeit um dieselben vervielfacht hatte, konnte doch jeder Abentheurer gewiß seyn, Gehör zu finden, wenn er von Verlängerungsmitteln des Lebens sprach. Der Trieb zum Leben herrscht in jedem lebenden Wesen, und bei fehlenden Naturkenntnissen glaubt man leicht an geheime Kräfte. Daher waren Lebenstincturen u. dgl. immer die

Titel, unter denen schlaue Abentheurer das leichtgläubige Publicum brandschatzten. Schon in den frühesten Zeiten unter Egyptiern, Griechen und Römern war diese Idee rege. In Egypten, der Heimath so manchen Abentheuerlichen, verfiel man auf künstliche und widernatürliche Mittel zu diesem Zwecke, die zum Theil in der Localität des Landes ihre Veranlassung hatten. Man glaubte die Erhaltung des Lebens im Brechen und Schwitzen gefunden zu haben, und es ward allgemein Sitte, alle vier Wochen wenigstens ein Brechmittel zu nehmen, und statt zu fragen: Wie befindest du dich? fragte man: Wie schwitzest du?

Die Griechen verfielen auf eine vernünftigere Methode, nämlich auf eine zweckmäßige Diät und Lebensart; doch schweiften sie auch zuweilen hierin aus, besonders in der Gymnastik. Ein anderes Mittel, auf welches die griechischen Aerzte verfielen, war die sogenannte Gerokomie, oder die Methode, einen alten abgelebten Körper durch die nahe Atmosphäre aufblühender Jugend zu erfrischen und zu erhalten. Selbst in den neueren Zeiten hat man diese Methode noch mit Nutzen angewandt. Der berühmte Boerhave ließ einen alten Mann zwischen zwei jungen Leuten schlafen, und versicherte, der Alte habe dadurch sichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Die Möglichkeit dieser Wirkung wird auch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Körper eben sowohl durch Nahrungsmittel, die ihm durch die einsaugenden Gefäße der Haut, als die ihm auf den gewöhnlichen innerlichen Wegen beigebracht werden, erhalten wird, und daß der Verlust des menschli-

chen Körpers an seiner Substanz durch die Ausdünstung weit mehr beträgt, als der Abgang durch Stuhlgang und Urin. Dabei erinnere man sich, was der Lebensdunst frisch aufgeschnittener Thiere auf gelähmte Glieder, oder das Auflegen lebendiger Thiere auf schmerzhafte Uebel oft vermag.

Am fruchtbarsten an Lebensverlängerungsmitteln war aber das Zeitalter der Alchemie, wo man die Universalmedicin, den Stein der Weisen u. dgl. suchte, wo man von einer ersten Materie träumte, die man in Destillirkolben unter glücklichen Constellationen erhalten könnte. Einer der berühmtesten Lebensverlängerer dieser Zeit war Theophrastus Paracelsus, oder mit seinem ganzen Namen: Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim. Er hatte die halbe Welt durchgereist; hatte aus allen Orten und Enden Recepte und Wundermittel zusammen getragen, und besonders, was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntniß und Behandlung der Metalle gelernt. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureißen, was bis dahin gelehrt worden war, alle hohen Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich für den ersten Philosophen und Arzt der Welt auszugeben, und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sey, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte.

Er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunkeln, geheimnißvollen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darin ahndete, und zum Theil noch darin sucht, und daß es wenigstens unmöglich war, ihn zu widerlegen, weil man ihn nicht verstehen konnte.

Durch alles dieses und die auffallenden Wirkungen einiger seiner chemischen Mittel, die er zuerst in der Medicin einführte, machte er gewaltige Sensation, und sein Ruf verbreitete sich so sehr, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm kamen, und daß selbst Erasmus von Rotterdam sich entschließen konnte, ihn zu consultiren. Er starb im 50sten Jahre, ungeachtet er den unsterblich machenden Stein der Weisen (nach seiner Versicherung) besaß, den er einen vegetabilischen Schwefel nannte, der aber nichts anders war, als ein dem Hofmannischen schmerzstillenden Liquor ähnliches Präparat aus Schwefelsäure und Weingeist.

Wenn man aber auch das Leben nicht zu verlängern vermochte, so suchte man doch wenigstens seine Schicksale und den Tod vorher zu sehen. Dazu mußten die Gestirne dienen. Jeder Planet, und jede Constellation derselben konnte über die ganze Existenz des darin erzeugten Wesens entscheiden. Ein Astrolog brauchte daher nur die Stunde und Minute der Geburt zu wissen, um das Temperament, die Geistesfähigkeiten, die Schicksale, Krankheiten, Tag und Art des Todes eines Menschen angeben zu können. Nicht nur der Pöbel, auch die höheren Stände huldigten diesem Aberglauben. Berühmte Philosophen und Aerzte gaben sich mit dem Nativitätstellen ab, und man hielt sogar auf Universitäten Vorlesungen darüber. Einer der berühmtesten Nativitätssteller war Thurneyſſer. Er lebte an dem kurfürstlichen Hofe zu Berlin, und war Leibarzt, Chemiker, Nativitätssteller, Kalendermacher, Buchdrucker und Buchhändler, Alles in einer Person. Sein Ruf

in der Astrologie war so groß, daß fast in keinem angesehenen Hause in Teutschland, Pohlen, Ungarn, Dänemark, ja selbst in England ein Kind geboren wurde, wo man nicht sogleich einen Bothen mit Bestimmung der Geburtsstunde an ihn absandte. Oft kamen 8, 10 bis 12 solche Geburtsbothen auf einmal bei ihm an, und er wurde zuletzt so überhäuft, daß er sich Gehilfen zu diesem Geschäfte halten mußte. Noch befinden sich viele Bände solcher Anfragen auf der Bibliothek zu Berlin, in denen sogar Briefe von der Königin Elisabeth vorkommen. Außerdem schrieb er noch jährlich einen astrologischen Kalender, in welchem nicht nur die Jahresnatur überhaupt, sondern auch die Hauptbegebenheiten und die Tage desselben mit kurzen Worten oder Zeichen angegeben waren. Zwar lieferte er gewöhnlich die Auslegungen weislich erst das Jahr darnach; doch findet man auch Beispiele, daß er sich für Geld und gute Worte bewegen ließ, dieselben in voraus mitzutheilen. Dieser Kalender erhielt sich über 20 Jahre im Ansehen, hatte reißenden Abgang, und verschaffte dem Verfasser, nebst seinen anderen Charlatanerien, ein Vermögen von einigen hundert Tausend Gulden, was für die damalige Zeit, wenn man sie mit der unsrigen vergleicht, für eben so viele Millionen gelten konnte.

Für ein wahres Verlängerungsmittel des Lebens hielt man eine nach astrologischen Grundsätzen geordnete Diät. Man wußte, welche Stauden oder Gewächse unter dem Einflusse guter oder böser Gestirne standen, wählte jene, und vermied diese sorgfältig. An einem Tage, den eine böse Constellation bedrohte, begab man

sich in eine Gegend, über die ein freundlicheres Gestirn waltete u. s. w. Aus gleicher Ansicht der Dinge entsprangen auch die Talismane und Amulette. Weil die Metalle mit den Planeten in der genauesten Verbindung standen, so war es genug, einen Talisman an sich zu tragen, der unter gewissen Constellationen aus passenden Metallen geschmolzen, gegossen und geprägt war, um sich die ganze Kraft und Protection des damit verbundenen Planeten eigen zu machen. Man hatte nicht nur Talismane, welche die Krankheiten eines Planeten abwendeten, sondern auch Talismane für alle astralische Krankheiten, ja auch solche, die durch eine besondere Mischung verschiedener Metalle und eigene Künste bei der Schmelzung derselben die wunderbare Kraft erhielten, den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburtsstunde aufzuheben, zu Ehrenstellen zu befördern, und in Handels- und Heurathsgeschäften, die als oft sehr identisch zusammen gestellt wurden, gute Dienste zu leisten. War Mars im Zeichen des Scorpions darauf geprägt, und sie in dieser Constellation gegossen, so machten sie siegreich und unverwundbar im Kriege, und die teutschen Soldaten waren von dieser Idee so eingenommen, daß ein französischer Schriftsteller von einer Niederlage der Teutschen in Frankreich erzählt, man habe bei allen Todten und Gefangenen Amulette am Halse hängend gefunden. Aber die Bilder der Planetgottheiten durften durchaus keine antike Form, sondern mußten eine mystische, abentheuerliche Gestalt und Tracht haben. Man hat noch eines gegen die jovialische Krankheit mit dem Bildnisse Jupiters. Hier sieht Jupiter

völlig so aus, wie ein alter Wittenberger oder Basler Professor; es ist ein bärtiger Mann, in einem weiten, mit Pelz gefütterten Ueberrocke, hält in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch, und docirt mit der Rechten.

Auch in unserer Zeit wurde dieser Aberglaube von Cagliostro und seinen Genossen wieder aufgeregt, und in Lafontaine's medicinisch-chirurgischen Abhandlungen findet sich die Abbildung eines von ihm zu Warschau verfertigten Talismans, der durch einige unleserlich hingekritzelte Schriftzüge Geistererscheinung, Verwandlung der Metalle, Vergrößerung der Brillanten, den Stein der Weisen und ewige Jugend bewirken sollte.

Als Mittel zur Verlängerung des Lebens, wandte man, in neueren Zeiten, die sogenannte Transfusion an, da man das Blut eines gesunden Thieres in die Adern eines kranken Menschen füllte, und sein Blut dagegen auslaufen ließ. Man hat gegen diese Methode erinnert, daß das neue Blut doch bald sich nach den übrigen Säften des kranken Körpers umändere; allein vielleicht trug der anfängliche Reiz des neuen Blutes zu dem glücklichen Ausgange der Fälle etwas bei, in welchen diese Curart angewandt wurde. Aber, sonderbar genug, zu eben der Zeit, als die Anfüllung der Adern mit fremdem Blute gewöhnlich war, herrschte auch die Aderlaßwuth. Dem Könige Ludwig XIII. von Frankreich, ließ man in den letzten zehn Monaten seines Lebens 47mal zur Ader, und gab ihm noch überdieß 215 Purganzen, und 210 Clystire.

Späterhin brüteten neue Charlatane wieder neue Wundermittel aus: Astralische Salze; Goldtincturen;

Wunder-, Luft- und Salz-Essenzen; Grahams himmlisches Bette; Mesmers Magnetismus; Graf St. Germain, den berühmten Thee de longue vie, der ein Gemisch von Sandelholz, Sennesblättern und Fenchel war; Cagliostro, das Lebenselexir, das ein gewöhnliches, nur sehr hitziges Elexir war; und mehrere dergleichen Wunderarzneien.

Noch itzt ließt man in den Hamburger Intelligenzblättern öfter Ankündigungen verschiedener Universalmedicinen, die zwar einen Haupttitel haben, und besonders für diese oder jene Krankheiten geeignet seyn sollen, übrigens aber, wie aus den beigelegten gedruckten Blättern ersichtlich ist, eine unendliche Litanei von Krankheiten zu heilen geeignet wären.

Im Jahre 1801 erschien in Hamburg bei der Verlagsgesellschaft folgende Schrift:

„Die Kunst, sich wieder zu verjüngen."

(Ein Beitrag zur Toilette alter Matronen und Greise, von einem Verwandten des Aesculaps.)

Der Verfasser gibt folgendes Mittel an: Dem stumpfen Alter wieder frische Jugendkräfte zu verleihen, alte Mütterchen wieder zu jungen Schönen umzuschaffen, bedarf es nur eines lauwarmen Bades mit folgenden Zusätzen: 6 Loth Rosmaringeist, 4 Loth Hofmännischer Lebensbalsam, und 1 Loth Ambraessig. Der Verfasser versichert, daß dieses Mittel probat sey. Zugleich erbietet er sich, eine verjüngende Badeanstalt zu errichten, wenn ein

Hundert abgelebte Matronen, zwei Louisd'or jede pränumeriren wollen.

Wem daran gelegen ist, sich genauer von des Verfassers Vorschriften zu unterrichten, verweisen wir auf diese Schrift selbst.

Das beste Verlängerungsmittel des Lebens ist wohl eine mäßige und vernünftig geordnete Lebensart. Man lebe nicht zu geschwind, so wird man länger leben.

Alter und neuer Aberglaube.

Der Hang zum Wunderbaren ist so alt, als die Welt. Als die Physik und Naturkunde, die Scheidekunst, und die übrigen Wissenschaften theils unbekannt waren, theils noch in der Wiege lagen, war alles Wunder, und man bevölkerte den Himmel und Erde mit fabelhaften Göttern und Dämonen, welchen man dann übernatürliche Kräfte zuschrieb, und sie zu den Urhebern aller jener wunderbar scheinenden Ereignisse machte, die wir seitdem natürlich erklären gelernt haben. Ein Professor, der Physik, der damals Experimente vorgezeigt hätte, wie sie in unseren Schulen nun täglich zu sehen sind wäre als Zauberer verbannt worden.

Den Umgang mit Göttern, Dämonen und Menschen zu unterhalten, erfanden die Griechen das Wahrsagen aus den Gestirnen; Astrologie, und die Planetenleser weissagten die Schicksale des Menschen aus dem Stande der Planeten bei seiner Geburt. So lasen die Au-

spices in den Eingeweiden der geopferten Thiere die Patente der Götter. Andere weissagten aus dem Donner, Mißgeburten und anderen Anzeichen; die Auspices aus dem Vogelflug und Vogelgeschrei. Ein anderes Glücksloos ließ man durch Buchstaben auf einer Eichenrinde von einem Kinde ziehen. Die Oneiro critici, Traumdeuter, sind noch nicht ausgestorben, und unsere Traumbücher finden noch Liebhaber an den Lotteriefreunden. Die Orakel gaben dem Fragenden im Traume Antwort, wenn er auf der Haut eines geopferten Widders schlief. Unsere alten Teutschen weissagten aus dem Wiehern der heiligen Schimmel, die man in den heiligen Wäldern aufjagte. Die Necromantie beschaute die Leichen; die Skiamantie beschwor die Schatten der Verstorbenen; die Pyromantie las das Künftige im Feuer; die Aeromantie in den Lufterscheinungen (Meteoren); die Hydromantie in dem Wasser; die Geomantie aus den Rissen, die das Erdbeben in der Erde verursachte; die Chiromantie aus den Falten und Linien der Hände; die Physiognomie aus den Gesichtszügen, und Andere im geschmolzenen Blei, in Sieben, im Wachse. Erfanden die Alten neue griechische Namen zu ihren Betrügereien, so wußten die Neueren durch andere Ränke das Geld der Neugierigen abzulocken; denn wer wird wohl nicht sein künftiges Schicksal zu wissen wünschen?

Noch jetzt findet man unter den Lappen, Samojeden und anderen Nordeuropäern, und in ganz Asien und Afrika Ueberbleibsel von den närrischen Geisterlehren des grauen Alterthums.

Zu allen Arten der Krankheitsverpflanzungen verlangte man den Mumien-Magnet, d. i. ein im Frühlinge gelassenes, und im Schatten langsam getrocknetes Menschenblut von einem Gesunden; ferner den Koth und Urin von einer gesunden Person im Schatten getrocknet, und in einem verstopften Glase verwahrt. Diesen Magnet band man auf den schmerzhaften Theil, man ließ den Kranken schwitzen, und davon zog sich der gestörte Lebensgeist wieder in die Nerven hinein. Anstatt des Magneten gebrauchte man auch wohl den frischen Auswurf, die Haare, abgeschnittene Fingernägel, roh, weil sie noch mit Lebensgeistern (?) angefüllt seyn sollten. Die eine Art nannte man das Einpflanzen, wenn der Blut- oder Kothmagnet, mit frischer Gartenerde in einem Blumentopfe vermischt, mit Saamen gewisser Pflanzen vermengt und besäet, mit dem Urin des Kranken angefeuchtet wurde, wo sich dann die Krankheit in die aufkeimende Pflanze verpflanzte. Oder man setzte auch wohl die schickliche Pflanze sogleich in die magnetische Erde. Verwelkte die Pflanze im Topfe, ehe die Krankheit verging, so ward der Proceß wiederholt. Auch durch Einpfropfen heilten magische Aerzte Krankheiten, wenn sie den Magnet in einem Baume, der schnell wächst, verbohrten. Aber die sicherste Cur war das Aufessen des Magneten; so gab man ein am Fuße eines an hitzigem Fieber liegenden Patienten durchschwitztes Brot einem calecutschen Hahne, der zu der Zeit vom Schlage gerührt wurde, als der Kranke genaß! —

Kopfschmerzen vergingen, wenn man nach einer Purganz (die wohl das eigentliche Heilmittel seyn mochte),

den Magnet der Mumie an die Nase und Kranz- und Pfeilnaht aufband, oder wenn man die Krankheit in Erde, in Salbey, Päonie oder Mohn verpflanzte. Das Nasenbluten stillte man, wenn man das Blut auf ein glühendes Eisen fallen ließ (und vermuthlich den Dampf in die Nase zog), oder wenn man das Taschenkraut (bursa pastoris) in die Hand nahm. Zahnschmerzen ließen sich in Weide, Holunder- oder Haselstaude verpflanzen, wenn man nämlich den leidenden Zahn mit einem Splitter davon lüftete, hernach aber den blutigen Splitter in den Baum einschob, und mit Lehm verstrich. Nach dem Sympatetiker, dem Grafen Digby, hob man das Zahnfleisch mit einem eisernen Nagel in die Höhe, bis es blutete, und der Nagel blutig wurde, und so schlug man ihn bis an den Kopf in einen Baum ein.

Getrocknetes und gepulvertes Blut von einem stoischen Liebhaber wurde von der unerhörten Schönen, oder umgekehrt, eingenommen. Schnittwunden heilte das Holz von der Esche (fraxinus), von der Mitte des Augusts bis zur Mitte des Septembers geschnitten, durch bloßes Berühren der Wunde. Im Nagelgeschwür steckte man den Finger in das Ohr einer Katze (wie lange?), die dann davon sterben mußte (?).

Wer einen bezaubern wollte, vergrub die Haare und Kleiderlappen seines Feindes unter die Thürschwelle; wahrscheinlich ließ man es ihn erfahren, und nun machten Furcht und Glaube denjenigen wirklich krank, den es galt. Andere durchstachen sein Gemälde, oder badeten es über Kohlen.

Universalmittel gegen alle Bezauberungen waren die

Valeriana, das Farrnkraut, das Alpenkraut (abrotanum), Johanniskraut, der Päoniensaame und auch Teufelsdreck, Campher, Menschenschädel, Menschenkoth u. s. w. Bei krampfhaft verzogenen Gliedern schrieb man warme Bäder von gewissen Kräutern (Berufskräuter genannt), und das Räuchern mit Teufelsdreck vor. Alle diese Zaubercuren versteckten das wenige Vernünftige, so darin liegen konnte, in eine Menge von geheimnißvollen Gaukeleien, die dem Arzte und dem Aberglauben gewisse Kunden zubrachten.

Noch ist sie nicht versiegt, die Quelle des Wahnglaubens, vielmehr wird sie von gewissen Menschen, die dabei ihren Vortheil finden, fleißig gehegt und gepflegt. Man findet diesen Aberglauben vorzüglich auf dem Lande. Wir entlehnen aus einer Zeitschrift vom Jahre 1799 einen Beleg zu dieser Behauptung:

„Als ich neulich auf dem Lande bei meiner Tante ankam, fand ich sie nebst ihren beiden Töchtern beschäftigt, ein Hufeisen auf ihre Thürschwelle zu nageln. Die Absicht dieses Vornehmens war, die Zaubereien einer alten Hexe, welche das Haus bedroht hatte, dadurch abzuwenden. Man hatte auch zwei Strohhalme kreuzweise darüber gelegt, damit die Hexe nicht darüber gehen konnte. Meine Tante versicherte mir, daß die alte Hexe wirklich etwas über unsere Familie gemurmelt hätte; auch habe sie schon öfter eine Nadel verlangt, die man ihr aber aus kluger Vorsicht abgeschlagen habe, indem alle spitzigen Instrumente zu Hexereien vorzüglich tauglich wären. Ihre Schwester, erzählte meine Tante, wäre lange nicht von Nervenanfällen genesen, bis end-

lich ihre Mutter ein Messer nach einem alten Weibe geworfen, die nachher der Teufel geholt hätte."

„Als ich zu Bette gehen wollte, machte mir meine Tante tausend Entschuldigungen, daß sie mir nicht das beste Zimmer einräumen könne, denn es sey nicht mehr bewohnbar, seitdem eine Wäscherin darin gestorben sey. Diese käme alle Nächte, um ihre Lauge auszuwaschen. Offenbar, fuhr meine Tante fort, hat sie irgendwo Geld versteckt, und kann deßwegen nicht ruhen, bis sie ihr Geheimniß Jemanden entdeckt hat. Es kommt zwar nur auf mich an, zu erfahren, wo das Geld verborgen ist, aber ich wollte es noch nie wagen, den Geist der Wäscherin zu fragen."

„Nun erzählten mir Alle zusammen, sie hätten einen Dienstbothen gehabt, der sich aus verliebter Verzweiflung erhenkt hätte, und nachher alle Nächte im Hause herum gegangen wäre, bis er endlich vom Pastor fortgetragen, und im rothen Meere ersäuft worden wäre. Einige Tage nach meiner Ankunft begegnete uns etwas, das mich selbst frappirte. Der Haushund heulte einmal bei Nacht so entsetzlich und sonderbar, daß Jederman glaubte, es würde Jemand im Hause sterben. Meine älteste Base versicherte, eine von ihren Hühnern hätte gekrähet, wie ein Hahn, und dieß bedeute ebenfalls ein Unglück. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß einige Nächte vor dem Tode meines Onkels der Haushund ebenfalls (vielleicht aus verliebter Verzweiflung oder Hunger) so entsetzlich geheult habe, daß man kein Auge habe schließen können. Die Todtenuhr hatte ihr Tiktak geschlagen, als wenn eine Taschenuhr da ge-

wesen wäre, und die Magd, die bei ihm wachte, hätte gerade in dem Augenblicke, als seine Seele sich vom Leibe trennte, eine Uhr schlagen hören."

„Während man mir dieß erzählte, sagte eine meiner Basen ganz leise zu ihrer Schwester, daß wahrscheinlich die Mutter auch nicht mehr lange leben werde, da sie einen gewissen Geruch hätte, der...... Eine Magd im Hause starb bloß deßwegen, weil ein Leichenzug vor dem Hause Halt gemacht hatte. — Meine ältere Base hatte im Garten den Geist ihres Bruders gesehen, während er in Ostindien war. Neun Monate nachher erfuhr man, daß an dem Tage dieser Erscheinung der junge Mensch auf der Rückreise im Schiffe gestorben sey."

„Es ist zum Erstaunen, welch eine Menge von Vorbedeutungen einige Mädchen oder Weiber aus den kleinsten und gewöhnlichsten Umständen des gemeinen Lebens zu ziehen wissen. Stößt das Feuer einen Funken aus, so wissen sie, ob dieß einen Schatz oder einen Sarg bedeute. Lange vor meiner Ankunft wußten die Mädchen schon, daß ich kommen werde, denn sie hatten in der Gluth einen Fremden gesehen. Meine jüngere Base bemächtigt sich immer der Feuergabel, denn sie versteht die Kunst, das Feuer lebhaft zu machen; woraus dann folgt, daß sie einen Mann bekommen wird, der sie zärtlich liebt. Außerdem, da sie im Spiele unglücklich ist, so ist dieß ein Zeichen, daß sie mit einem Manne desto glücklicher seyn wird."

„Die beiden Mädchen sagten schon oft unglückliche Ereignisse in voraus. Ein Nachbar war einmal Abends bei ihnen zu Besuche, und sie bemerkten, daß die Kerze

einen Streif von ablaufendem Unschlitt hatte. Den andern Tag fiel der Nachbar vom Pferde und brach den Hals. — Meine Tante sah einmal deutlich im Lichte einen Brief, und am folgenden Morgen erhielt sie auch einen von ihrem Sohne. So oft die Flamme des Lichtes bläulich wird, weiß man, daß ein Geist im Zimmer ist. Einmal war die ältere Schwester außerordentlich betroffen, denn das Licht war ausgelöscht, und sie konnte es nicht wieder aufblasen; ihre Schwester kam dazu, und bließ es mit einmal auf. Daraus konnte man abnehmen, daß sie tugendhafter war, als die Andere."

„In dem Hause meiner Tante bedient man sich nie eines Barometers, denn diese Frauenzimmer wissen aus vielen Anzeigen vorher, was für Wetter einfallen wird. Wenn die Spinnen hinauf spinnen, und die Amsel sich hören läßt, so wird es den andern Tag regnen. Aber der größte Wetterprophet im Hause ist die Katze. Legt sie sich auf den Herd, den Schwanz gegen das Feuer, so ist dieß ein Zeichen, daß es bald frieren wird. Leckt die Katze ihren Schwanz, so kommt Regen. Einmal kratzte sie sich hinter den Ohren, und meine Basen begriffen sogleich, daß ein fremder Besuch kommen würde. Die Tante beklagte sich einmal über einen Anfall von Schnupfen, und die Mädchen wußten sogleich, daß der Catarrh im Hause herum gehen würde, weil die Katze dreimal nieste. Man fängt bereits an, zu glauben, diese Katze sey nichts anders, als eine Hexe, die sich verwandelt habe, denn sie hätte meine Tante neulich beinahe gekratzt, und zwar eben Abends."

„Wie Mancher oder Manche mag sich schon gewunschen haben, sich in eine Katze oder Schooßhund verwandeln zu können!“ —

„Man kann sich kaum vorstellen, aus wie viel Zeichen diese drei Frauenzimmer die Zukunft vorherzusagen wissen. Fast überall bedeutet das Umwerfen des Salzfäßchens, und über das Kreuz gelegte Messer u. s. w. Unglück. Von ihnen habe ich auch noch gelernt, daß eine Nadel, die die Spitze nach unten kehrt, und ein fremder Hund, der einem nachläuft, Vorbedeutungen vom Glücke sind. Von ihnen habe ich gelernt, daß, wenn eine Köchin den Kochkessel umschüttet, das Wasser ihren Liebhaber warm macht; und als neulich eine der beiden Mädchen zum Frühstück mit einer verkehrt aufgesetzten Haube kam, bat mich meine Tante, sie ja den Tag über nicht darauf aufmerksam zu machen, damit ihr nicht etwas Uebles begegne.“

„Vorzüglich wissen sie in dem Aeußern des Körpers Zeichen der Zukunft zu finden. Ein weißer Fleck auf dem Nagel zeigt an, daß man ein Liebchen habe. Meine ältere Base wird vor der jüngeren einen Mann bekommen, denn sie hat auf ihrer Stirne eine Falte, die die jüngere nicht hat. Dagegen aber zeigt es sich, wenn beide Schwestern mit den Fingern in die Wette schnellen, daß die jüngere es besser aushalten kann, und also mehr Kinder bekommen wird.“

„Als Neffe und Vetter vertraute man mir manches, was nicht Jedermann erfährt, und dadurch habe ich eine Menge Regeln gelernt, die mir künftig dienen können. Z. B. wenn einem der Kopf juckt, so weiß man, daß

es bald regnet; juckt die Stirne, so kommt ein Fremder; juckt das rechte Auge, so deutet dieß auf Weinen; juckt das linke, auf Lachen; juckt die Nase, so sind vier Fälle möglich: entweder macht man einen Fehler; oder man trinkt ein Glas Wein; oder man reizt einen zum Zorn; oder man kommt mit einem hübschen Frauenzimmer oder Mann zusammen. Juckt der Ellenbogen, so bekommt man einen anderen Bettkammeraden; ist es die rechte Hand, so muß man zahlen; ist es die linke, so nimmt man ein; ist es der Rücken, so wird die Butter wohlfeiler; ist es die Seite, so sucht uns Jemand; ist es der Fuß, so werden wir ihn bald in fremdes Land setzen; endlich wenn euch schauert, so geht Jemand über euer Grab."

So weit dieser Bericht.

Da in dem Vorstehenden auch die Todtenuhr vorkömmt, so glauben wir unseren Lesern auch sagen zu müssen, was unter derselben verstanden wird.

Dieses panische Schrecken unserer Groß- und Urgroßmütter bewohnt nicht bloß hölzerne Gebäude, und nicht nur den Sommer hindurch, sondern auch in geheizten Stuben läßt sich ihr Schlagen hören, welches mit dem geschwinden Schlagen einer Taschenuhr vollkommen übereinstimmt. Es ist ein kleines weißes Insect, von der Gestalt einer Kopflaus, welches im Staube hinter den Spiegel- und Bilderrahmen schnellfüßig gallopirt, und so abgesetzte Töne oder Schläge als eine Taschenuhr macht, und damit einige Secunden lang fortfährt. Es klopft mit dem Kopfe, indem es mit der Kinnlade auf den Rand eines dünnen Stabes oder Rahmen schlägt.

Das Insect hebt bei jedem Schlage den Körper dergestalt, daß die Kinnbacken gegen die Randschärfe geführt werden; und man findet während des Klopfens an den Enden ihres Gebisses, zarte abgerissene Spänchen des Holzes, die das Insect losgestoßen oder abgebissen hat.

Das Insect sucht sich diejenigen Splitter aus, die die beste Resonanz geben, und alsdann will es nicht davon weichen. Der längste Schlag währet etwa eine Minute hindurch.

Derham versichert, daß beide Geschlechter schlagen, und dieses sey eine Einladung zur Begattung; er habe die beiden Schläger sich begatten gesehen. Er sagt, das männliche Geschlecht sey kleiner und grauer; das Weibchen größer und weißer mit gelben Flecken. Der Körper ist dem einer Kopflaus ähnlich; das Insect ist sehr lebhaft, weiß; hat große hervorragende, lichtgelbe Augen, einen großen eckigen Kopf, rothen, hornartigen Mund mit Querkinnbacken, weißen Fühlhörnern, die so lange sind als das Insect, und einen rothen Streif über den Kopf.

Welches wäre nun die Ursache des Schlagens? Gewiß nicht die Anmeldung der Sterbefälle; denn man kann doch nicht voraussetzen, daß diese Insecten Astrologie studieren, sondern der Geschlechtstrieb oder der Hunger, oder auch beide zugleich. Man hört sie im Frühlinge und im Sommer, und im Winter in geheitzten Zimmern schlagen, und in allen diesen vier Jahrszeiten begatten sie sich.

Im Liegnitzer Kreise in Schlesien herrscht unter den Landleuten folgende abergläubische Meinung:

Wenn ein Mensch sich durch viele und warme Fest- oder Kirmskuchen, durch zu viele Klöße (in Kärnthen und Steyermark Knödel genannt) oder Kartoffeln den Magen verdorben hat; wenn er sich durch schnelle Erkältung vom Trinken oder der Luftveränderung Schaden gethan hat; wenn er dann den Appetit verliert, blaß, mager und matt wird, oder gleich den andern Tag nach dem Aufstehen von einer schweren Krankheit nicht wieder wie vorher essen, verdauen und handthiren kann, so heißt es: Du hast die Verzehringe (Abzehrung). Da ist denn kein besserer Rath als der, sich messen zu lassen. Man geht alsdann zu der nächsten oder accreditirtesten Messerin, deren fast jedes beträchtliche Dorf eine hat. Diese ist immer ein bejahrtes Weib, die Menschenart, die sich von jeher für den Verlust körperlicher Reize durch den Geruch und Ruf heimlicher Respect erwerbender Künste zu entschädigen gewußt hat.

Sölch eine Alte nimmt alsdann ihren magischen Faden in die dürre Hand, und mißt damit den Patienten von dem Scheitel zur Sohle, und von einer Handspitze zur andern an den ausgebreiteten Armen. Findet man nun, daß die Länge vom Kopfe bis zur Ferse kürzer, als die der Arme ist, so ist die Abzehrung da. Je weniger der Faden, der die Körperlänge enthält, an den Armen nach der Handspitze zureichen will, desto weiter ist es schon mit der Verzehringe gediehen. Reicht er gar nur noch bis zu dem Ellenbogen, dann ist keine Hilfe mehr, und nichts mehr zu machen, als Testament, Sarg und Grab.

Gewöhnlich lautet der Orakelspruch der Pythia, den

der Patient mit banger Seele erwartet, also: Der Faden geht an den Armen nur noch so und so weit; noch ist's Zeit, aber die höchste Zeit; wäret ihr länger geblieben, so wäre es mit der Hilfe vorbei gewesen. Das Wunderbarste an der Sache ist aber, daß diese Probe, dieses Criterium der Krankheit, zugleich die Cur derselben ist. Der Kranke kommt wieder, zuweilen 6- — 8mal, und wird immer wieder gemessen. Avancirt dann der Faden jedesmal nur um etwas weniger nach der Handspitze zu, bis er endlich diese mit seinen beiden Enden erreicht, dann ist die Cur vollendet, und die Verzehringe gehoben.

So eine weise Frau, die die Krankheit auf solche Art am Stricke hat, und dem Leben der Menschen eine Elle zusetzen kann, darf nach ihren Bemühungen kein Geld fordern; sondern mit imponirender geheimnißvoller Delicatesse erwartet sie schweigend, was man ihr gibt, überzeugt, daß der Genesene nirgends williger als hier den Beutel ziehen werde. Das einzige Gute bei dieser ernsthaften Posse ist, daß die messende Alte wenigstens keine schädlichen Mittel gibt, sondern der Natur zur Genesung in ihren Wirkungen freien Lauf läßt; obgleich auf der anderen Seite der Patient durch diesen Aberglauben von bessern Mitteln, vom Rathe eines verständigen Arztes, und von behutsamer Diät abgehalten wird, und die alte Parze mit dem Faden auf diese Weise doch manches Menschenleben früher abkürzen mag.

Erst im Jahre 1808 ist in Lille in Frankreich, eine alte Betrügerin eingezogen worden. Sie verkaufte Amu-

lette oder Wunderzettel, mittelst welcher die Leichtgläubigen eine gute Nummer zu ziehen hofften.

Bei unserm Verfahren, besonders im Mittelalter wurde Alles, was man aus der damals sehr beschränkten Kenntniß der Naturgesetze nicht erklären konnte, für Zauberei erklärt, und diese in die weiße und schwarze Magie, und eine Menge Klassen abgetheilt, die weiter nichts als leere Namen waren. Die weiße bediente sich der guten, die schwarze der bösen Geister, oder besser, der guten und bösen Absichten. Hieraus entstanden die Feenmährchen, die arabischen Geistergeschichten, die Gliederverdrehungen, die Kobolte, Truten, und Alraunen mit ihrem Gefolge.

Die Phantasie wirkt des Nachts und in der Dämmerung, wo man die Schatten von den Körpern nicht unterscheiden kann, zweifach lebhaft auf die Einbildungskraft. Zu dieser Zeit sind die Straßen und Kirchhöfe einsam, besonders um Mitternacht. Alle Visionen geschehen im Dunkeln, oder im Schlafe, wo man die Gegenstände nicht genau unterscheiden kann. Der Augenstern erweitert sich im Dunkeln ungemein; der Schein von einem faulen Holze wird also zu einem Riesenbilde, und wer kann im Finstern mit dem erweiterten Auge die Entfernung, von der der Schall kömmt, richtig bemessen? Des Nachts ist alles um uns stille, das Blut in der stärksten Bewegung nach dem Kopfe hin, Kraft der Summe der progressiven Herzschläge vom ganzen Tage, die Sinne abgenützt, müssig, weil uns keine sinnlichen Eindrücke stören. — Ein dumpfer Schall, und sogleich zittern alle Sinnen, Muskeln und Seelenkräfte;

die Spinnrockenhistorien der Kindheit schweben vor dem starren Auge, und phantasiren wie im Fieber. Selbst Pferde und andere Thiere beben des Nachts beim Anblick von faulem Holze, Irrwischen u. s. w., und der nicht klügere Reiter glaubt es dem Pferde nachthun zu müssen, weil Pferde (Bileams Verwandte) die Geister ehe vorsehen, als wir.

Im Hutchinsons Versuche über die Hexerei, mit Christian Thomasius Vorrede, findet sich eine ganze Chronologie der berühmtesten Zauberer, an deren Spitze der große Astronom Zoroaster steht; ihm folgen in der Reihe die Chaldäer in Assirien, die Braminen in Indien, die Magi in Persien, die Druiden in Britannien, lauter weissagende Gaukler. Jannes und Jambres sind Antagonisten des Moses, die Hexe von Endor, Numa Pompilius (der, wie wir gesehen, ein guter Physiker war), Manasses, die Orakelpriester, der Zauberer Simon, der Kaiser Nero, Apollonius, Albertus Magnus, das Mädchen von Orleans, welches der Graf Dunois zur Schwärmerin machte.

Man verbrannte 1515 zu Genf in drei Monaten 500 Menschen; selbst Päpste beschuldigte man der Zauberei; jährlich kamen fast in jedem Lande einige Hundert Menschen im Feuer um, und man findet darunter selbst Fürstinnen und andere Standespersonen. Man trug Amulette und Talismane wider allerlei Bezauberungen bei sich, wie itzt Tabakdosen und Pfeifen. Man gab Nadeln, Lumpen u. s. w. durch den Mund von sich. Von den teutschen Herren erzwang man Geständnisse,

wie man sie wünschte, indem man ihre Füsse mit siedendem Oehl betröpfelte, und unter ihre Achseln brennende Lichter setzte. Einige Tausend Menschen lebten von dem Gehalte, den sie als Zauber- und Hexeninquisitors und Aufsucher von Verdächtigen, von der Obrigkeit bezogen, und — diese Menschen bedurften Beschäftigung, denn sie wollten — leben. Welch ein weiter Wirkungskreis für Rach- und Habsucht. —

Alle schnellen Todesfälle, Ungewitter, Mißwachs, Hagelschaden, Viehseuchen, epidemische Krankheiten, Gicht, Schlagflüsse, Lähmungen u. s. w. wurden auf die Liste der Bezauberung gesetzt.

Die römischen Rechte, die in Teutschland angenommen und eingeführt wurden, schrieben eine peinliche Frage, oder die Tortur vor, und die europäischen Gerichtshöfe erleichterten sich ihre Verhöre bei den Hexen- und Zauberprozessen damit, daß sie mit derselben den Anfang machten. Nun kamen unter den Daumenschrauben die allerwidernatürlichsten Aussagen zum Vorschein, denn der Teufel war, nach dem damaligen Lehrbegriffe, jedesmal der erste Titel der Fragen. Man verging sich endlich so weit, daß man den Grundsatz festsetzte: es sey vernünftiger, unter zwei Hundert Unschuldigen einen Zauberer mit zu verbrennen, als in der Sache zweifelhaft zu bleiben. Carl des Fünften peinliche Halsgerichtsordnung verstattete 1532 die Tortur bei der geringsten Anzeige von Zauberei ebenfalls.

Nun wollen wir sehen, welche Personen sich der Zauberei oder Magie gerühmt haben; es waren egyptische

Hofzauberer, Taschenspieler, Gaukler und Marktschreier. Ihre Citirformeln waren verstümmelte hebräische Worte ohne Bedeutung, läppische Anrufungen und Beschwörungen; sie stellten den Zuschauer in einen Zauberkreis, damit man den Mechanismus seines Betruges nicht entdecken konnte; man räucherte mit narcotischen Kräutern, und betäubendem Räucherwerk; es geschah Nachts, in der Stunde der Erscheinungen; die schwache magische Lampe erlaubte nicht die Drähte und übrigen Federn und Hebel der Zaubermaschinerie zu entdecken. Die übrigen Vorbereitungen, ein Todtenschädel, das fest befohlene Schweigen, hatten schon die Einbildungskraft aus ihrer Sphäre gehoben, ehe noch die Erscheinung selbst ihren Anfang nahm, und man zitterte, ehe sich die Scene hinter den Schirmen und Vorhängen öffnete. Es ist doch bemerkenswerth, daß die Geister nie bei Tage, und nie an einem freien Orte unter vielen Menschen, z. B. auf einem Rathhause, erscheinen.

Aber wie kam es, daß sich Hexen auf ihre eigene Aussage lebendig verbrennen ließen? Entweder waren die Aussagen durch die Tortur erzwungen, oder sie g l a u b t e n selbst Hexen zu seyn. Ihre ganze Einbildung war (wie die Acten der Hexenprozesse bezeugen) von den süßen Umarmungen des Dämons, der oft s c h w a r z g e k l e i d e t, oft als J ä g e r erschien, und seiner Macht, Geld zu bringen, erhitzt; sie bestrichen sich an gewissen Stellen des Körpers mit betäubenden, schlaferregenden Salben aus narcotischen Ingredienzien bereitet, fielen auf oder bei dem Feuerherde, das Reitpferd (den Besen) zwischen sich, betäubt nieder, und

träumten bis Morgen von allem, was sie glaubten und wünschten, und mit der Morgendämmerung, nach ausgeschlafenem und ausgeträumtem Rausche kehrten sie wieder vom Blocksberge nach Hause. Die Geschichte der Hexenprozesse läßt auch ahnen, daß öfter Liebeshändel unter diesem Deckmantel verborgen lagen.

Mit der Morgenröthe der Naturlehre erwachten endlich einige muthige und uneigennützige Wahrheitsfreunde, als: Baco, Christ, Thomasius, Becker, und als Vorläufer des Thomasius schon 1563 Johann Wierus, und machten die Zaubereien als grobe oder feine Betrügereien in ihren Schriften lächerlich. Wierus Schrift de Præstigiis dæmonum, folgte Cautio criminalis circa processus contra sagas von Spre, welches den Churfürsten von Mainz, Joh. Phil. von Schönborn, bewog, die Hexenprozesse in seinem Gebiete zu verbieten, und nach seinem Beispiele löschte man die Scheiterhaufen dieser unsinnigen Molochsopfer auch im fränkischen Kreise, Würzburg u. s. w. aus, und die Hexen- und Gespenstergeschichten wurden wieder in ihre Geburtsstätte, die Spinnstuben, verwiesen.

Kirchenbegräbnisse.

Das verjährte fromme Vorurtheil, daß die geweihten Kirchen und ihre Umgebungen großen Einfluß auf die Seligkeit derjenigen haben, die in selben begraben wer-

den, hatte die Kirchen in Gottesäcker verwandelt, oder doch wenigstens mit Kirchhöfen umringt, die hievon auch ihre Benennung erhalten haben. Hier moderten Gebeine von Geschlecht zu Geschlecht, und zwar so lange man noch die Todten verbrannte, und ihre Asche und Gebeine in Urnen versenkte, ohne Nachtheil für die Lebenden. Als aber dieser Gebrauch aufhörte, und die Leichname unverbrannt in den Gruften beigesetzt wurden, bemerkte man öfter, daß bei Eröffnung derselben die Todtengräber, welche auf einer Leiter in diese Gewölbe hinab stiegen, erst Krämpfe bekamen, und endlich umfielen und todt liegen blieben. Leute, die solche Unglückliche retten wollten, und welche man noch zeitig genug heraus zog, klagten über Schwindel und Betäubung, und bekamen hierauf Convulsionen, Ohnmacht, Zittern, Herzklopfen, die durch Aderlassen und andere zweckmäßige Mittel wieder gehoben wurden. Oft behielten sie vierzehn Tage lang ein blasses Gesicht, und konnten sich kaum erholen. Die Verunglückten mußte man mit Haken hervor ziehen. Ihre Kleider stanken entsetzlich, waren feucht, und mit einer grünen, gelben und dem Roste ähnlichen Materie überzogen. Selbst wenn diese Kleider vierzehn Tage in freier Luft gehangen hatten, rochen sie noch leichenhaft, so wie die Körper der Geretteten, ob man sie gleich mit wohlriechenden Wässern wusch.

Ein Gelehrter, welcher in Frankreich den Auftrag erhielt, einen solchen Fall zu untersuchen, fand, daß aus der Gruft der Kirche ein stinkender Dampf stieg, welcher sich, nach der Temperatur der Luft, mehr oder

weniger ausbreitete; und alles Leinenzeug, wie auch gläserne Flaschen, erhielten lange Zeit in einer Weite von zwei oder drei Fuß einen Todtengeruch. Die Fackeln löschten an der Oeffnung der Gruft aus, als ob man sie in Wasser getaucht hätte. Hunde, welche man herbei brachte, litten Krämpfe, und Katzen starben in einer oder zwei Minuten. In der in Flaschen eingeschöpften Luft löschten Lichter aus, und Thiere starben darin.

Ueberhaupt geben die Todtengrüfte, besonders im Sommer, eine höchst gefährliche mephitische Luft von sich; eben so die Weinkeller, in welchen Most gähret; Orte, wo viele Lichter brennen; wo viele Menschen und Thiere sich angehäuft befinden; Stallungen, Sümpfe, Bergwerke, lange verschlossene Keller, Brunnen, Canäle; diese Dünste vergiften die Luft. Der Athem so vieler Menschen, der immerfort den Sauerstoff der Luft (Lebensluft) aufzehrt, ihre Ausdünstungen in Kirchen, Theatern, Tanzsälen, Gefängnissen, Spitälern, und die durch die Ritze des Pflasters oder andere Oeffnungen aus den unterirdischen Canälen hervor dringenden Dünste können eine ganze Gegend mit ihrer gehäuften Zusammenwirkung anstecken. Eben dieß gilt von einer Menge unbegrabener Todten, Menschen oder Thiere, von verfaulten Pflanzen, Fischen, Heuschrecken u. s. w.

Egypten nahm seinen Leichen das Gehirn, die Eingeweide und Gedärme aus, trocknete den Körper und balsamirte und füllte ihn mit Gewürzen an; ihre Mumien sind noch ohne Geruch und wie versteinert. Die

Griechen und Römer verbrannten ihre Todten. In Asien hängen die Abascier ihre Todten in hohlen Stämmen gepackt, an den Gipfeln der Bäume in die freie Luft. Ehemals war ein freies Feld, die Höhle Abrahams, eine Landstraße, ein Berg der Ort. Das römische Gesetz der zwölf Tafeln enthält ein Verbot, Todte in Rom zu verscharren oder sogar zu verbrennen. Nur die Asche der verdientesten Männer genoß diese Ehre. In der christlichen Gemeinde begrub man die Todten in dem zwölften Jahrhunderte nicht in den Kirchen. Selbst die Reliquien der Martyrer bekamen ihre Capelle auf Kirchhöfen. Der große Constantin (obschon Kaiser) wurde in der Halle oder dem Eingange der Kirche beerdigt. Man erbaute sogar keine Kirchen an Stellen, wo Jemand begraben lag; und die römischen Kaiser litten es eben so wenig, daß Begräbnisse inner den Mauern der Städte Statt finden durften. Endlich fing man an, Bischöfe und Priester von bekannter Frömmigkeit in der Kirche zu begraben; es folgten die Stifter der Kirchen, die frommen Wohlthäter. Allmählig wurden die Begräbnißstellen in den Kirchen fürs Geld feil.

Wohl uns, daß wir nicht in jenen Zeiten leben; und Dank und Heil unserm humanen Fürsten, der die gefährliche Nachbarschaft der Verwesenden mit den Lebenden aufhob, und selben Stellen anwies, wo sie, ohne Gefahr für die letzteren, ihrer Auferstehung harren können.

Heiligkeit der Eide.

Hesiod schilderte die Furien, wie sie jeden fünften Tag eines neuen Monats in der Welt die Runde machen, um die Meineidigen aufzusuchen, und zu bestrafen. Ueberhaupt ergibt es sich aus mehreren Stellen dieses Autors, daß es der allgemeine Glaube seiner Zeit war, daß die Strafe des Meineids sich bis auf die Kinder Derjenigen erstrecke, die sich solches Verbrechens schuldig machen. Wer, sagt dieser Dichter, wissentlich einen falschen Eid ablegt, zieht sich eine unausbleibliche Strafe zu, und seine Nachkommen kommen in Verfall. So schwört in Homer Agamemnon bei den Furien, welche, wie er sagt, den Meineid unter der Erde bestrafen.

Wie heilig überhaupt den Alten Eide waren, sieht man bei mehreren Gelegenheiten. So wollte Menelaus und Paris mit einander im Zweikampfe ihre Sache entscheiden, und deßhalb setzten sie unter einem Eid die Bedingung fest, die jeder dabei befolgen sollte. Man opferte und libirte Wein, und die Umstehenden riefen dabei die Götter an, daß das Gehirn Derjenigen, die ihren Eid brächen, so auf der Erde herumspritzen möge, wie der ausgegossene Wein; daß ihre Kinder dasselbe Loos treffen, und ihre Weiber die Beute der Entführer werden möchten.

Man kennt die Geschichte eines beabsichtigten Meineids beim Herodot. Ein Milesier hatte dem Glau=

kus eine Summe Geld auf Treu und Glauben, ohne allen Schein und Zeugen, übergeben. Er starb darüber, und seine Kinder forderten das Anvertraute zurück. Glaukus schwankte zwischen Pflicht und Habsucht, verzögerte die Sache, und frug das delphische Orakel um Rath. Er hoffte durch Bestechung eine günstige Antwort zu erhalten, aber der Gott antwortete ihm so: „Glaukus, du kannst deine Sache durch einen Meineid gewinnen, und so erwirbst du einen großen Vortheil für jetzt. Schwöre also falsch, denn der Tod ist sowohl die Belohnung dessen, der wahr schwört, als dessen, der falsch schwört. Wisse aber immerhin, daß es einen Sohn des Orcus gibt, der keinen Namen, keine Hände und keine Füsse hat, und dich aber doch erreichen, ergreifen, und dein ganzes Geschlecht vertilgen wird. Nicht so geht es dem, der gewissenhaft schwört: Sein Geschlecht blühet von Zeitalter zu Zeitalter."

Glaukus erschrack, und bat den Gott, ihm zu verzeihen. Aber die Priesterin sagte: „Den Gott, dem ich diene, versuchen, oder deine Unternehmung ausführen, sind zwei gleiche Verbrechen." Der unglückliche Glaukus ging nach Hause, und übergab den Kindern des Milesiers das Depositum auf der Stelle. Aber es war zu spät. Bald darauf starben er und seine Kinder, und sein Geschlecht ward von der Erde vertilgt.

Der ehrliche Herodot macht dabei folgende Nutzanwendung: „Wenn uns also Jemand Geld anvertraut hat, so müssen (sollen) wir an nichts weiter denken, als wie wir es auf das erste Gesuch Denjenigen zurückgeben, die das Recht dazu haben."

Jupiter hieß bei den Alten auch Horkios, weil er über die Heiligkeit der Eide wachte, indem es unmöglich sey, daß menschliche Strafen Verbrechen gegen die Heiligkeit der Eide zureichen. In Olympia stand eine Bildsäule desselben, und am Fußgestelle derselben eine Inschrift, daß seine Rache alle Diejenigen treffen werde, die ihn zum Zeugen falscher Betheuerungen nähmen. In einigen Staaten des Alterthums, ward der Meineid mit dem Tode bestraft. So erzählt es Diodorus von den Egyptiern, daß sie die Meineidigen mit dem Tode bestraften, weil solche Verbrechen nicht nur die Ehrfurcht gegen die Götter aus den Augen setzten, sondern auch zugleich das Vertrauen unter den Menschen aufhöben, das zum Bestehen der Staaten doch so nothwendig sey. Strabo sagt, die Scythen tödteten die Meineidigen, und die Indier schnitten ihnen die Finger ab.

So wie überhaupt die Moralität, so ist die Heiligkeit des Eides in unseren Tagen verkannt, und wie es vielfältige Beispiele beweisen, wenig geachtet. Man mag aber den Eid nach was immer für einem Glaubenssystem betrachten, so soll man doch nicht bei der Betheuerung des Glaubens an ein Göttliches, eine falsche Behauptung machen. Der Mensch, welcher falsch schwört, ist nicht werth der Hoheit menschlicher Existenz, wenn man nämlich einen Eid dazu braucht, andere in Irthum zu führen, oder darin zu lassen, der dadurch erlangte Vortheil sey auch noch so groß.

In Zeiten, in welchen die Eide nichts gelten, werden die Versprechen und Zusagen noch weniger

geachtet, und Zutrauen, Treue und Glauben schwinden daher immer mehr. Berühmt waren die alten Teutschen wegen ihrer Redlichkeit. Mehr galt, und heiliger war ihnen eine gegebene Zusage, ihr Wort, als itzt das förmlichste schriftliche Versprechen. Das alte Sprichwort: Ein Wort ein Mann, bezeichnet hinlänglich diese alte Sitte.

Die Quäker schwören nie, allein sie brechen auch nie eine Zusage. Ihr Wort gilt mehr, als bei Anderen ein Eid.

Die Massen von Gold und Silber im Alterthume.

Wenn man die ältesten Schriftsteller, d. i. unsere heiligen Bücher liest, und sie mit den Nachrichten vergleicht, welche uns Herodot, Ktesias, Philo ꝛc. hinterlassen haben, so geräth man in Erstaunen über den Reichthum an Gold, der selbst bei den rohesten Völkern in Asien und Afrika angetroffen ward. Er läßt sich mit nichts in unserem Zeitalter vergleichen. Er kann nur allenfalls mit den Vorräthen an Barren und Goldgefäßen verglichen werden, die die Cortes in Mexico und Pizarros in Peru fanden. Allein, obschon der unglückliche Ataliba seinem Henker ein ganzes Zimmer voll goldener Gefäße anzufüllen versprach, und

auch, indem er alle Vasallen dazu beitragen ließ, sein Versprechen hielt, so ist es doch immer nichts gegen das, was die Phönizier und die Perser, vorzüglich aber die ersteren, und ihre Bundesgenossen, von dergleichen hatten.

Die Phönizier, die Erfinder der Schriftsprache; hatten durch dieselbe ein großes Mittel erhalten, ihren Handel auszubreiten, und wer weiß nicht, welche Reichthümer einst Holland und Venedig durch denselben erwarben.

Hiram, der damalige König von Sidon, lieferte Salomon zum Tempelbau allein 120 Centner Gold. Rechnen wir das Gold zum Silber wie 12 : 1, so wären dieß 1440 Centner Silber, oder nach der Mark 6,336,000 Gulden nach dem Zwanzig-Guldenfuße, oder 4,224,000 Reichsthaler.

Eine eben so große Summe lieferte ihm als Geschenk die Königin von Saba. Man mag nun an den Geber, oder an den denken, der solche Goldmassen verbraucht; in jedem Falle übersteigt es alle unsere Begriffe von Goldvorrath zu einer Zeit, wo in allen Staaten Europa's das Papier dieses Metall größtentheils ersetzen muß.

Unsere Verwunderung steigt aber noch mehr, wenn wir nun weiter hören, daß Salomon, der mit Hiram die Schiffahrt nach dem räthselhaften Ophir (wahrscheinlich Südarabien) gemeinschaftlich trieb, in drei Jahren 666 Centner Gold (durch den Handel) gewann, die, immer 1 = 12 gerechnet 1,785,240 Mark, oder 17,876,535 Reichsthaler 8 gr. betragen würden.

Nimmt man nun an, daß Salomon hierbei doch höchstens nur die Hälfte des ganzen Gewinns erhielt; daß er aber wohl nicht die Hälfte bekam, weil uns Hiram als ein sehr genauer Mann geschildert wird, der für seine zum Tempelbau gelieferten Goldbarren und andere Materialien nicht einmal mit einem Landstriche zufrieden war, worin 40 Städte lagen, so setzt dieß eine Masse von Gold voraus, die damals in 10 Jahren in die Hände der Phönizier und ihren Nachbarn kommen mußte, mit der sich jetzt gar nichts vergleichen läßt.

Nun könnte man freilich einwenden, daß diese Nachrichten nicht wahr, oder daß sie übertrieben, oder daß das, was hier Centner heißt, nicht unserm Centner gleich wäre.

Allein gegen den ersten Einwurf streitet sowohl die Art der Schriften als der Charakter ihrer Verfasser. Die Chroniken der Bücher der Könige ꝛc., worin wir dieß finden, haben einen officiellen Charakter. Ueberdieß stimmen sie genau unter einander, und mit dem überein, was die Propheten späterhin im heiligen Eifer anführen, und was auch die profanen Schriftsteller mittheilen. Unwahr ist es also nicht; übertrieben könnte es nur wenig seyn, und es bliebe also nur der Einwurf übrig, daß die durch Centner bezeichnete Menge nicht nach unserem Gewichte zu berechnen sey.

Diesem Einwurfe würde man nun freilich schwer begegnen können, da ja selbst das gleichnamige Gewicht unserer Tage aller Orten abweicht; also wäre es allerdings Thorheit, gerade die Identität des hebräischen

Centners mit unserem darthun zu wollen; aber die alten Schriftsteller haben uns erzählt, was alles aus Gold gemacht wurde, und da hören wir wieder, daß in der That ungeheuere Massen vorhanden seyn mußten.

So erfahren wir, daß David, als er die Syrier schlug, goldene Schilder erbeutete. Ein andermal schlug er die Moabiter, einen Nomadenstamm, der nur phönizische Caravanen convoyirte, wie noch jetzt die Araber. und erbeutete eine Menge Armspangen und sogar Nasenringe der Kamehle von Gold. Salomon aber ließ nun gar in dem Tempel alle Gefäße von Gold verfertigen, den Fußboden mit Goldplatten belegen; die Thüren gingen in goldenen Angeln (eiserne wären zweckmäßiger gewesen). Bedenkt man die Größe dieser Gefäße, erinnert man sich daran, daß sie sehr massiv seyn mußten, da man damals es wohl nicht verstand, das Gold so dünn auszutreiben wie jetzt, was zu Fußplatten auch nicht angemessen gewesen wäre, so sieht man leicht, wie 120 Centner, die Hiram lieferte, nebst dem Geschenke der Königin von Saba, aufgehen konnten.

Als er seinen Handel nach Ophir organisirt hatte, ließ er nun gar 200 goldene Schilde von bestem Golde (1. Kön. 10. 16.), 300 andere kleinere dergleichen, einen großen Stuhl von Elfenbein mit Gold bedeckt, machen. Der Stuhl hatte sechs Stufen, und seine Lehnen ruhten auf Löwen, so wie deren auf jeder Stufe ebenfalls zwei standen. Alle seine Trinkgefäße waren von Gold. Das kann doch wohl nur

Einer haben, der große Massen von Gold besitzt, die er sonst nicht zu benützen weiß. Aber, wenn dieß noch nicht factisch bewies, welcher Reichthum an Gold da war, so bewies es allenfalls die natürliche Folge des Reichthums, daß man nämlich gar keinen Werth auf das Silber legte. „Es war dessen so viel in Jerusalem, wie die Steine," und man achtete dessen zu Salomons Zeiten für nichts.

Wenn man damit den Luxus vergleicht, den später die persischen Könige trieben, so wird die Schilderung des Salomonschen Hofes, und jeder Schluß, den man davon auf die Phönizier, welche doch erst diesen Ueberrest dahin brachten, um so klarer und gewisser, und wir wissen dann bestimmt:

1. Es gab im grauen Alterthume ungeheuere Vorräthe der edelsten Metalle bei den asiatischen handeltreibenden Völkern.
2. Diese Vorräthe waren bei denen damals cultivirten Völkern größer, als wir es uns vorstellen können.

Hieraus entspringt aber eine andere Frage:

Wo kamen diese großen Vorräthe her? Wir treffen sie vorzugsweise 1. bei den Phöniziern, und ihren natürlichen Bund= und Handelsgenossen; 2. bei den Arabern, denn jene Moabiter waren dergleichen, und die Königin von Saba kam aus dem glücklichen Arabien; späterhin 3. bei den Persern. Außerdem werden freilich von allen andern Völkern Umstände angeführt, die auf mehr oder weniger Reichthum an Gold schließen lassen.

Woher kam nun dieß Gold vorzüglich zu den Phöniziern?

Die einfachste Antwort ist: Durch den Handel. Der ganze damalige Welthandel durch ganz Afrika und Asien, lag in den Händen phönizischer Kaufleute. In Tyrus und Sidon kamen endlich die Caravanen zusammen, die von Aethiopien hinauf nach Egypten, von Fezz an quer durch die Wüsten nach Egypten, durch die syrische Wüste nach Tyrus zogen. Eben so trafen hier die zusammen, die südöstlich die ganze arabische Halbinsel durchzogen, und umgekehrt in etwas südwestlicher Richtung die Caravanen aus Persien und Indien, vorzüglich Oberindien. Alle brachten sie nach Tyrus, Gold, Specerei, Sclaven, Elfenbein ꝛc., und holten dagegen Silber, das ihnen die Phönizier aus Spanien zuführten, wo ungeheuere Silbergruben damals waren; Manufacturwaaren, Zinn, Bernstein, Pelze ꝛc., welche die Bewohner von Caucasus dahin lieferten. Wie wir sahen, segelten auch die Phönizier selbst dahin, wo Gold war, und tauschten es ein. Sie machten Reisen, wozu sie drei Jahre Zeit brauchten.

Nur würde man sich irren, wenn man den damaligen phönizischen Land- und Küstenhandel mit unserem Seehandel vergleichen wollte. Diese Größe konnte er nie erlangen. Aber man würde sich eben so sehr täuschen, wenn man ihn deßhalb auch wieder zu unbedeutend achten wollte. Angenommen, daß damals die Bevölkerung und Cultur in Afrika und Asien viel größer, oder wenigstens eben so groß war, als jetzt; (man kann sie aber sicher als höher annehmen, wenn man Egyptens und Phöniziens Zustand damaliger Zeit

mit dem der jetzigen vergleicht; wenn man weiß, wie damals Persien, das Land Canaan überall so fruchtbar war, und jetzt kaum etwas Anderes als Wüsten zeigt) so mußte nothwendig der Handel für Phönizien um so mehr Gold einbringen, da der Handel hier sich gleichsam aus der ganzen Welt concentrirte, die Phönizier die Preise willkührlich festsetzen konnten, und von den Griechen und Römern sogar enorme Summen für den damals so wichtigen Weihrauchhandel zogen; dessen Umfang in der alten Welt wir erst dann einigermassen würdigen können, wenn wir uns erinnern, daß in allen den unzähligen Tempeln damals ungeheuere Quantitäten täglich verbraucht wurden, die für Europa, bis Griechenland diesen Handel in die Hände bekam, gänzlich von Phönizien bezogen wurden.

So mußte der Handel ungeheuere Reichthümer hier anhäufen; allein noch immer sieht man nicht ein, warum eben solche Massen Goldes?

Allerdings sind deutliche Spuren da, daß in den aethiopischen, arabischen und selbst in den lybischen Bergketten des Nilthals von Egypten, der Bergbau nicht unbekannt war; auch in Klein-Asien blühte er, und es finden sich Beweise genug, daß ungemeine Quantitäten dieses Metalls, selbst aus den, Indien nördlich gelegenen Gebirgen, die die kleine Bucharei einschließen, und den Wüsten daselbst, herbei geführt wurden. Wenn man aber jetzt so wenige Goldgruben in allen diesen Gegenden findet, am wenigsten in den Flüssen und dem Sande der Wüste Kobi, die deßwegen sonst so bekannt war, so steigt deßhalb unsere Verlegenheit, wenn

wir jene Erscheinung erklären sollen, statt daß sie sich hebt, und wir müssen noch anderen Ideen Raum geben, um ins Reine zu kommen.

Wir glauben, die folgenden dürften dabei am leichtesten Eingang finden:

1. Die Phönizier, Salomon, die persischen Könige, die lydischen *) Könige, die arabischen Horden rc. lassen ungemeine Schätze von Gold wahrnehmen, weil es jene durch Handel, diese als Despoten, und die dritten durch Raub oder als Schützer der Caravanen erhielten. Es kam Alles in wenige Hände, und mußte sich also in Massen anhäufen.
2. Die Quellen (Bergwerke, wo aber nur Grubenbau getrieben wurde, Goldwäschereien rc.) waren damals viel ergiebiger als jetzt.

Im letztern mag wohl der Hauptgrund jener auffallenden Erscheinung liegen. So wie jetzt Mexico und Peru nicht zur Hälfte mehr und so leicht liefert, wie zu Pizarros Zeiten, wo man nur schürfen durfte, um auf gediegene Massen zu stossen; so mochte auch damals in Mittelasiens Bergkette das Gold fast offen da liegen, und von allen Quellen herab gespühlt werden, so, daß die Erzählung Herodots von den (nördlichen) Indiern, zu Folge der sie aus der nahen Wüste (Kobi) ganze Ladungen Goldsand holten, verglichen mit jenen Vorräthen Hirams und Salomons, nichts weniger als unwahrscheinlich ist.

---

*) Midas, Crösus, Pythius. Z. B. der letztere schenkte dem Darius nach Herodot VII. einen goldenen Ahornbaum und einen eben solchen Weinstock.

Titel der Alten.

Je mehr der Mensch noch in der Natur lebt, desto weniger erhebt er sich in Gedanken über die mit ihm und bei ihm lebenden Thiere. Gerne hat er es sogar, wenn man ihm Beinamen, von Thieren hergenommen, ertheilt. Je mehr aber der Mensch mit den Menschen lebt, und je weniger oder seltener er in Thiergesellschaft sich befindet, desto mehr erhebt er sich über die Thiere, desto weniger läßt er sich Beinamen von ihnen ertheilen.

Homers ästhetisches Gefühl fand sich daher gar nicht beleidigt, als er selbst seine Helden mit Eseln verglich. Man verachtete damals den Esel nicht. Das Bild gefiel ihm so wohl, daß er es recht sehr ausmalte. Der Esel ist ihm das Bild von einer Tapferkeit, die sich nicht zum Weichen bringen läßt. Der Titel: Esel, war also zu Homers Zeiten ein Ehrentitel, und itzt ist er ein Schimpfname; nicht einmal auf einem Aushängschilde wird er geduldet, auf welchem doch so vielerlei Thiere erscheinen, und wo sein bethlemitischer Stallconsorte sogar im Golde pranget.

Eben so wenig wollte der sterbende Jacob seinen Sohn Isaschar schimpfen, wenn er ihn einen beinernen Esel nennt. I. Buch Mos. 49. Er meinte es recht ehrlich damit. Der Esel sollte hier das Bild der Behaglichkeit seyn.

Daß er einen seiner Söhne den Löwen, den andern

den reißenden Wolf, oder den schnellen Hirsch, oder die Schlange und die Otter nennt, fällt uns weiter nicht auf, weil wir noch ähnliche Vergleichungen in unserer Sprache haben, und noch heut zu Tage viele Menschen die Namen von Thieren tragen, aber zu Ehrentiteln werden die Thiernamen nicht mehr gebraucht, mit welchen wir wahrlich keine Ehre mehr einlegen würden.

Als unsere ehrenfesten Vorfahren noch recht kriegerisch und tapfer waren, da ließen sich selbst Fürsten Namen von Thieren beilegen. Z. B. Albrecht der Bär. Damals sagte man auch alles und jedes noch ganz unverholen heraus; die conventionelle Schicklichkeit war noch nicht da; man gab sich so fleißig mit der Jagd solcher Waldungeheuer ab, daß sich wohl ein Fürst jener Zeit, durch einen solchen Beinamen, der Kraft und Stärke bezeichnete, geschmeichelt finden konnte. Vor der Erfindung des Pulvers war die Stärke eine bei Weitem mehr geschätzte Eigenschaft; seit man aber mit der Stärke des Geistes die Körperkräfte überwinden gelernt hat, hat jene den Vorzug vor dieser erlangt. Wir verschmähen es daher itzt mit Recht, jene Eigenschaften, welche so sehr im Course gefallen sind, durch Wörter, von Thieren entlehnt, ausdrücken zu lassen, denn jede gute Eigenschaft bei uns geht aus der Willensfreiheit hervor; das Thier handelt aber bloß nach einem angebornen Naturtriebe, den wir Instinct nennen.

Nur diejenigen Völker unserer Zeit, die noch auf einer tiefen Stuffe der Cultur stehen, sind in jener Einfalt verharret. Der Sultan von Darfur läßt sich noch immer von seinem Hofpoeten als einen Ochsen besingen:

„Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels,
„den Stier der Stiere, den Elephanten von gewaltiger
„Macht, den mächtigen Sultan Abdelrachman el raschid!
„Möge Gott sein Leben verlängern! O Herr! Gott stehe
„dir bei, und mache dich siegreich."

Die Ruinen von Persepolis.

Es gibt Dinge auf unserm Erdball, Producte der Kunst, wie der Natur, die Jahrtausende gealtert, darum doch nicht an Interesse verlieren, im Gegentheil immer mehr gewinnen; denn was der Mensch Großes schafft, das interessirt so lange jeden andern (gebildeten) Menschen, als es noch nicht ganz Staub geworden ist, und selbst die Trümmer, in die es nach und nach zerfällt, reizen um so mehr den Geist der Nachkommen.

So ist es auch mit den Ruinen des räthselhaften Persepolis. Zerstört von Alexander dem Großen (der durch diese Zerstörung eben keine Größe bewies) vor dritthalb Tausend Jahren, scheinen die Ueberreste davon nur mit dem Erdball untergehen zu wollen, und obschon sie nur Ueberbleibsel ehemaliger Größe sind, so geht doch kein Reisender diese Gegenden vorbei, ohne in ihnen zu verweilen, die, neben Egyptens Pyramiden, das älteste Denkmal von dem sind, was die Baukunst zu leisten vermag; die aber, nicht wie die Pyrami-

den, das Denkmal eines Troglodytenvolkes, in jeder himmelanstrebenden Säule noch laut sagen, wie hier einst ein mächtiges, kühnes, von den Gebirgen Mittelasiens herabgekommenes Volk hauste, das seinen Königen Palläste, wenn sie starben, nicht dunkle Pyramiden baute.

Die Gelehrten haben sich viele Mühe gegeben, zu entziffern, warum Persepolis so berühmt war, oder es vielmehr dadurch wurde, daß es Alexander, der alle andere Städte schonte, in Brand steckte; sie haben sich viele Mühe gegeben, die Bedeutung der unzähligen Figuren, die in Reliefs eingegraben sind, und die Inschriften, die man hier findet, zu entziffern, und das mit Recht: denn wer möchte es verkennen, daß die alte Geschichte des ganzen Menschengeschlechts mit jedem Buchstaben, den man bestimmt, gewinnen würde. Dank sey es denen Chardins, Brissons und Niebuhrs, die an Ort und Stelle alles aufzeichneten, denen, die aus ihren Abbildungen das dollmetschten, was ihnen selbst nicht eingefallen war, und so neueren künftigen Reisenden Fingerzeige gegeben haben, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten sollen.

Die Ueberbleibsel von Persepolis sind auf einem Raume zerstreut, der gegen 10 Stunden Umfang hat, und zerfallen fast von selbst in drei Theile.

So zerstört der Krieg und die Eroberer in Tagen, was der menschliche Fleiß und Anstrengung in Jahrhunderten schuf! —

Vornämlich findet man dicht am Fuße des persischen Gebirges die Ruinen eines großen herrlichen Gebäudes,

terassenförmig aus dem Marmor des Gebirges gebildet, an das es sich anlehnt, und so künstlich zusammenfügt, daß man mit der größten Mühe kaum die Fugen erkennen kann. Breite Treppen führen von einer Terasse zur andern, und sicher treibt der Führer einer Caravane seine beladenen Kamehle diese Stufen hinan. Herrliche Säulen sind noch die Reste der Portiken, so dick, daß kaum drei Männer eine umspannen können. Einzelne Gebäude stehen auf der dritten Terasse. Sie enthalten eine Menge bildliche Vorstellungen. Die Treppenwände zeigen eine Menge Figuren von Menschen, die alle verschieden gekleidet und bezeichnet sind; eben dergleichen sind auch im Innern. Hier und da Kämpfe wilder oder fabelhafter Thiere, z. B. des Löwen mit einem Einhorn.

Gleich in der Nähe findet man zwei colossale Grabmäler in den Felsen gehauen, ohne Eingang; der Leichnam des Königs scheint von oben in ihre Höhle eingesenkt worden zu seyn *).

Hierher wurden die Leichname der persischen Könige nach allen Zeugnissen gebracht; selbst dem unglücklichen Darius ließ Alexander diese Ehre anthun. Und Diodor gibt namentlich an, daß sie von oben herabgelassen wurden. Eines dieser zwei Grabmäler scheint das des Darius Hystaspes zu seyn. Auch diese Grabmäler haben merkwürdige Reliefs. In der Hauptsache sind sich beide gleich. Der König steht vor dem Altar, auf dem das heilige Feuer brennt. Man erkennt

*) Unterirdische Gänge verbanden sie mit der Stadt selbst.

ihn an seinem Bogen. Er sieht gegen eine über ihm schwebende Kugel — das Bild der Sonne, — und über ihr schwebt eine geflügelte Figur, sein Schutzgeist.

Persepolis war gleichsam die Todtenresidenz der persischen Könige. Von hier aus hatten sie ihre Eroberungen angefangen, und als sie endlich nur in Eckbatana, in Susa, in Babylon residirten, wurden doch ihre Leichname hieher gebracht, wie einst die alten teutschen Kaiser — die nicht ein anderes ausdrücklich befahlen — nach Speier. Persepolis war nicht als Residenz groß, sondern weil der Leichnam jedes Königs seine Diener, Priester, Wachen, Schätze hatte, die nun wieder vieles Raumes bedurften. Es scheint, als ob selbst das Harem derselben hierher gebracht worden wäre, denn Alexanders Soldaten nahmen gerade hier im königlichen Schlosse so viele schöne und vornehme Weiber gefangen.

Die Reliefs in dem Innern und an den Treppenwänden des vorerwähnten Pallastes, sind theils Abbildungen von Beamten, theils, wie es scheint, von Gesandtschaften der Persien unterworfenen Länder, denn alles, was sich von der eigenthümlichen Landestracht und Nationalbildung derselben aus Herodot, Ktesias und Xenophon abstrahiren läßt, findet sich selbst hier in Niebuhrs Abbildungen sehr charakteristisch, geschweige in jenen colossalen Verhältnissen. Sie bringen, nach alter Sitte, alle Geschenke, und auch hier tritt die Nationalverschiedenheit vor. Einige haben Thiere hinter sich; andere Weihrauchbüchsen, andere Pelze 2c. Ein anderes Relief scheint die Leibwache des Königs vorzustellen. Noch andere im Innern stellen den König im

Kampfe mit wilden Thieren vor, die er erlegt. Das ganze Gebäude scheint der Aufenthalt der Hofbedienten gewesen zu seyn, und die Trümmer in der Nähe möchten wohl die Reste der Königsburg selbst seyn; wenigstens findet man darin en relief den König auf seinem Stuhl, die Füsse auf einem Schemmel, in vollem Pomp, wie er einem Gesandten Gehör gibt. Ueberall, wo der König abgebildet ist, erscheint er größer, als die Anderen; der alten Sitte gemäß, die auch Saulen wegen der Größe seines Körpers zum Könige wählen machte.

Die Inschriften an diesen Ruinen sind nicht weniger interessant; in dreierlei Schriftzügen scheinen sie dasselbe in dreierlei Sprachen zu verkünden, wenigstens von zweien weiß man dieß. Glaublich ist es, daß hier nur die alte medische, die assyrische, und die babylonische Sprache zu suchen sind, die drei Hauptsprachen des alten Persiens, die in den drei Hauptstädten üblich waren. Die bisher nothdürftig entzifferten beziehen sich auf Darius und Xerxes.

Angenommen, daß Persepolis der ursprüngliche Sitz persischer Eroberer gewesen, das Heiligthum der Nation, erbauet auf väterlichem Boden, die Heimath der väterlichen Götter war; so erklärt es sich, warum gerade hier Alexander alles vernichtete. Die Welt sollte sehen, daß Persien nun in Trümmern läge; nicht auf Arbela's Gefilden, nicht an Granikus war seine Herrschaft zernichtet worden. Hier, wo sie angefangen, mußte sie auch enden, und dem Orient ward nun gezeigt, daß ein neues Gestirn aufgegangen war.

Einen Blick auf Persepolis, und schwinden muß der unbändigste Hochmuth der Eroberer.

Kriegslist der Vorzeit *).

Antigonus, der sich Athens zu bemächtigen wünschte, schloß am Ende des Herbstes Friede mit diesem Staate. Die Athenienser besäeten daher ihre Felder, und behielten nicht mehr Korn zurück, als sie bis zur nächsten Ernte gebrauchten; als diese näher kam, rückte Antigonus mit seiner Armee vor, und schloß Athen ein, welches sich ergeben mußte, weil der darin befindliche Vorrath bald aufgezehrt war, und die Ernte nicht benützt werden konnte. Redlicher als Antigonus hatten die Athenienser eine solche Treulosigkeit nicht erwartet.

Diese List des Antigonus konnte also mehr eine Arglist als Kriegslist heißen.

Als Agesilaus mit den Arcadiern Krieg führte, verlangten die Lacedemonier, daß er zur Zeit der Aussaat in ihr Land einfallen sollte, um sie daran zu hindern. Agesilaus that es aber nicht, „denn," sagte er, „um ihre Ernte zu retten, werden sie gerne einen billigen Frieden schließen, und setzen sie den Krieg fort, so „haben sie für uns ausgesäet."

*) Aus Polyänus und Frontinus.

Agesilaus zeigte, daß er ein besserer Logiker war, als die Lacedemonier.

Epaminondas wollte eine Brücke passiren *), wo ihm die Thessalier den Uebergang streitig machten, und er bewerkstelligte es durch folgende List. Er hatte bemerkt, daß immer bei Anbruch des Tages ein dicker Nebel aus dem Fluße aufstieg; er befahl jedem Soldaten zwei Bündel Holz, einen trockenen und einen nassen herbeizubringen, ließ den trockenen unter den nassen legen, und bei Anbruch des Tages anzünden. Dieß verursachte einen starken Rauch, der, vereint mit dem

*) Der Feldmarschall-Lieutenant Freyherr von Hiller, der im Jahre 1813 die österreichische Armee befehligte, welche gegen Italien zu agiren bestimmt war, wollte bei Ran in Krain (Illyrien) eine Brücke über die Sau passiren, welche von den Franzosen mit Pechkränzen besetzt, und von einem Commando Franzosen bewacht wurde, welche den Uebergang streitig machen, im Nothfalle aber die Brücke verbrennen sollten. Die Franzosen hatten alle Fahrzeuge an das jenseitige Ufer gebracht. Hiller hatte in Erfahrung gebracht, daß an einer Stelle des Flusses öfter Hornvieh Nachts heimlich auf die andere Seite hinüber gebracht wurde. Er veranstaltete nun, daß in einer Nacht eine beträchtliche Anzahl dieses Viehes an das Ufer gebracht, und die gewöhnlichen Signale gegeben wurden. Sogleich erschienen eine große Zahl Fahrzeuge, um die Ochsen aufzunehmen, und an das jenseitige Ufer zu bringen. Man landete, stieg aus, und war im Begriffe, die Ochsen in die Schiffe zu treiben, als die hinter denselben verborgenen Soldaten hervorbrachen, sich der Schiffe bemächtigten, übersetzten, und dem Corps, das die Brücke vertheidigen sollte, in den Rücken kamen. Der Uebergang ward ohne Schwertstreich bewirkt, und die Brücke gerettet, über welche dann die Armee vorrückte. Diese wahre Anekdote ist nur wenig bekannt geworden.

Nebel, die Luft gänzlich verfinsterte, so daß Epaminondas mit seiner Armee über die Brücke ging, ehe es die Thessalier gewahr würden.

Die Brücke mußte also wohl nicht bewacht gewesen seyn. In unseren Zeiten würde er mit dieser List nicht auslangen. Auch ist nicht einzusehen, warum er sich so viele Mühe machte; er hätte ja nur die Nacht benützen dürfen.

Als Epaminondas die Lacedomonier bei Tegea angreifen wollte, wünschte er einige wichtige Posten zu besetzen, die ihm jene mit Erfolg hätten streitig machen können. Er ließ daher 1600 Mann Cavallerie vorrücken, und diese in verschiedenen Wendungen sehr schnell hin und her marschiren. Dadurch erhob sich eine große Staubwolke, die den Feind an der Beobachtung seiner Armee hinderte, und unter deren Schutz er jene Posten angriff und glücklich besetzte.

Itzt vertritt oft der Pulverdampf die Staubwolken. Iscolaus hatte mit seiner Armee einen Weg zu passiren, der zwischen Abgründen und einen von den Feinden besetzten Berg hinlief, die ihm durch ihre Posten großen Schaden zufügen konnten. Da nun eben ein starker Wind ging, so ließ er ein großes Feuer anzünden, dessen Rauch die Feinde zum Theil von ihren Anhöhen vertrieb, zum Theil außer Stand setzte, ihn bei seinem Marsche auf dem gefährlichen Wege anzugreifen.

Gute Soldaten hätten sich von keinem Rauche vertreiben lassen, besonders von einem solchen, der aus der Ferne kam, also nicht sehr dicht seyn konnte, und von dem Wind ziemlich zerstreuet werden mußte.

Georgias mußte, mit einem Corps thebanischer Cavallerie, gegen Infanterie in einer Gegend fechten, wo seine Reiter hiezu kein schickliches Terrain fanden. Er wich daher vor dem Feinde, der ihn hitzig verfolgte, zurück, bis er ihn in eine Ebene gelockt hatte, wo er plötzlich anhielt, ihn umflügelte und schlug.

Was ist hier mehr zu bewundern, die Kriegslist des Georgias, die seither schon zeimlich abgenützt worden ist, oder die Unvorsichtigkeit der Feinde? Wie oft werden nicht die Fehler des Feindes einem Feldherrn zum großen Verdienst angerechnet.

Antipater hatte einst nur wenig Cavallerie bei seiner Armee, und wollte den Feind glauben machen, daß er ihm ein sehr zahlreiches Corps entgegenstellen könnte. Er ließ also die bei der Bagage in großer Anzahl vorhandenen Maulthiere und Esel in Escadronen formiren, von Soldaten besteigen, und stellte die Pferde nur in die erste Linie. Dadurch bekam er eine, dem Anscheine nach, äußerst zahlreiche Cavallerie, die er kühn (oder vielmehr unvorsichtig) dem Feinde entgegen rücken ließ, der sich, ohne den Kampf zu wagen, zurück zog.

Wie aber, wenn er nun dennoch angegriffen worden wäre?

Diese Kriegslist ist nun nicht mehr anwendbar, denn — wir haben gute Fernröhre.

Als Scipio gegen den carthaginensischen General Hanno in Schlachtordnung stand, bemerkte er, daß dieser die Spanier, als seine besten Soldaten, alle auf den rechten, die Afrikaner aber auf den linken Flügel gestellt hatte. Er zog daher seinen linken Flügel zu=

rück, um nicht zu bald mit den Spaniern zusammen zu stossen, und griff mit dem rechten, wo er seine besten Truppen zusammen gezogen hatte, die Afrikaner an, schlug sie, und warf sie auf die Spanier zurück, so daß diese in der Flucht mit fortgerissen wurden, und die Niederlage der Feinde allgemein ward.

Wären die Spanier dem zurückweichenden Flügel des Scipio nachgerückt, so würden sie den Angreifenden in die Flanke genommen haben.

Scipio Afrikanus stellte in seinem Feldzuge gegen den Asdrubal immer seine besten Truppen in die Mitte, worin ihn dieser bald nachahmte. Als Scipio dieß bemerkte, stellte er am Tage der entscheidenden Schlacht seine besten Truppen auf die beiden Flügel, und zog das Centrum weit zurück. Durch diese Anordnung traf er mit den Flügeln zuerst auf die schwächsten Truppen des Feindes, die bald wichen und ihr Centrum verließen, das nun leicht umzingelt wurde.

Die Alten scheinen keinen Begriff von unseren concentrischen Angriffen und excentrischen Rückzügen gehabt zu haben.

Als Ptolomäus mit einer schwachen Armee dem Perdicas bei einem Fluße gegenüber stand, und bemerkte, daß dieser schon einen großen Theil seiner Truppen übergesetzt hatte, ohne daß er es hätte verhindern können, so ließ er alle bei der Bagage befindlichen Ziegen, Schweine und Ochsen zusammenbringen, und jedem dieser Thiere einen Reiserbündel an den Schwanz binden; hierauf befahl er seinen Reitern, sie so schnell als möglich über die Ebene zu jagen. Dieß erregte ei-

nen schrecklichen Staub, der seine Feinde besorgt machte, daß er eine ansehnliche Verstärkung erhalten habe, und sie bewog, sich eilig und in Unordnung wieder über den Fluß zurück zu ziehen, so, daß viele umkamen oder gefangen wurden.

Bemerkte Perdicas denn nicht, daß sich der Staub entfernte, statt aus der Ferne näher zu kommen? Staub und Rauch spielen in der Geschichte der alten Kriegskunst große Rollen.

In einem Kriege, den Philipp mit den Böotiern führte, bewachten diese die engen Pässe zu dem Eingange in ihr Land, und besonders einen Hohlweg zwischen zwei hohen Bergen, mit großer Sorgfalt. Philipp griff sie auf dieser Seite nicht an, sondern ließ einige leichte Truppen auf einer entfernten Seite eindringen, und das flache Land verwüsten. Als dieß die Böotier sahen, verließen sie die engen Pässe, um ihren Städten zur Hilfe zu eilen. Philipp, der dieß voraus gesehen hatte, drang nun mit seiner vorbereiteten Armee durch die engen Pässe ein, und eroberte das ganze Land ohne beträchtlichen Verlust.

Da Philipps Truppen von einer anderen Seite in das Land der Böotier eindringen konnten, ohne der festen Pässe zu bedürfen, so ist nicht wohl einzusehen, warum nicht auch der übrige Theil der Armee eben auf jener offenen Seite eindrang.

Als Philipp Thessalien zu erobern trachtete, so kündigte er selbem den Krieg nicht an, sondern suchte die Zwistigkeiten zu benützen, die sich zwischen verschiedene Provinzen dieses Landes eingeschlichen hatten.

Durch seine Bemühungen brachen diese in einen innerlichen Krieg aus, an dem er dann Theil nahm. Er unterstützte dann die Partei, die sich an ihn gewandt hatte; wenn er aber Städte einnahm, so behandelte er die Einwohner mit der größten Gelindigkeit, und brachte sie auf seine Seite. Als nun der Krieg einige Zeit gewährt hatte, war der größte Theil des Landes desselben überdrüssig, und unterwarf sich, um demselben ein Ende zu machen, dem Philipp freiwillig; dem anderen Theile blieb nun kein anderer Ausweg übrig, als diesem Beispiele zu folgen.

Divide et impera; dieser Grundsatz ist auch in neueren Zeiten öfter, und zwar in nicht sehr fernen, immer mit gutem Erfolg angewendet worden.

Als Dyonisius von einer zweimal hundert Tausend Mann starken Armee in seinem Lande angegriffen wurde, so legte er (dann erst?) überall Festungen und Schanzen an, und versah sie mit wenigen Truppen, denen er Befehl ertheilte, mit den Carthaginensern zu unterhandeln und sich zurück zu ziehen, worauf die Carthaginenser diese Posten besetzten, wodurch die Armee derselben bis zur Hälfte zusammen schmolz. Dyonisius griff sie nun an und besiegte sie.

In unseren Zeiten würde diese Kriegslist ihren Zweck nicht erreicht haben; denn man läßt itzt die Festungen, ohne sie zu beunruhigen, liegen, und geht mit großen Armeemassen auf die Residenzen los.

Iphicrates war gewohnt, auch im Lande seiner Alliirten und Freunde sein Lager befestigen zu lassen, „denn," sagte er, „es ist traurig für einen Feldherrn,

wenn er sagen muß: Dieß vermuthete ich nicht.“ Er beschäftigte auch seine Soldaten immer mit falschen Gerüchten von Märschen und Ueberfällen, und Verstärkungen des Feindes, damit solche Begebenheiten, wenn sie sich wirklich ereigneten, der Gewohnheit wegen, weniger starken Eindruck auf sie machen sollten.

Der Rückzug der zehn Tausend Griechen.

Im Unglücke kann sich der Mensch am größten zeigen. Nirgends hat er Gelegenheit so viel Standhaftigkeit, Muth und Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer, Nachdenken, Vorsicht, Umsicht, Geistesgegenwart zu beweisen, als im Kampfe mit diesem. Gilt dieser Satz im Allgemeinen, wie viel mehr wird er von einem Feldherrn gelten, von dem das Schicksal Tausender abhängig ist!

Immerhin wird man dem Feldherrn Bewunderung zollen müssen, der vom Glücke gekrönt, die Feinde vor sich her treibt, sich eine Provinz nach der andern unterwirft, und endlich den Frieden dictiret, wie ihn sein allmächtiger Wille heischt. Immerhin möge ein solcher Günstling des Glückes groß heißen. Noch größer ist aber der, der im Unglücke der Retter eines Heeres, seines Vaterlandes werden soll, und es wird. Denn

er hat nicht wie jener, nur den Feind zu bekämpfen, der, einmal geschlagen, schon für die folgenden Male immer auch zur Hälfte geschlagen ist, weil ihm der Muth, das erste Unterpfand des Sieges fehlt. Nein, er hat auch sich selbst zu bekämpfen; er muß mit dem eigenen Heere kämpfen; mit jedem Volke streiten, das hinter seinem Rücken ist.

Mit sich selbst; denn wohl muß dem Manne das Herz pochen, wenn aller Blicke auf ihn gerichtet sind, alle nur von ihm Hilfe erwarten, und er diese nicht gleich gewähren kann; wenn von allen Seiten Berichte von neuem Verluste einlaufen, den er nicht abwehren konnte; wenn er endlich wohl einsieht, daß nicht Ehre und Ruhm im Siege, sondern nur Freiheit und Rückzug erworben werden können.

Mit seinem Heere; denn muthlos und furchtsam muß es von ihm erst dahin gebracht werden, wieder Selbstvertrauen unter Umständen zu gewinnen, die an sich geeignet sind, es zu vernichten; wer da kämpft, um dem Feinde zu entgehen, kann der wohl so frohen Muthes seyn, so freudetrunken werden, wie der Sieger, der den Feind vor sich her treibt? Und wenn der Feldherr gar einzelne Corps exponiren muß, um das Ganze zu decken, vermag er da wohl aller Zufriedenheit zu erhalten? jedem Mißvergnügen vorzubeugen? jeden dahin zu bringen, daß er gern und willig seine Pflicht, allenfalls mit des eigenen Lebens Aufopferung thut?

Mit jedem Volke hinter seinem

Rücken muß er endlich um den Preis der Selbsterhaltung streiten, wenigstens dann, wenn es ein besiegtes war, das nun, muß sich der Sieger selbst besiegt den Rückzug bahnen, gar zu gern doppelt vergilt, was bald die Noth der Umstände, bald der Uebermuth der vorwärts Eilenden über dasselbe gebracht hatten.

In der That ist auch die Geschichte nur gerecht gewesen, wenn sie unter den größten Feldherren immer die aufstellt, die im Rückzuge ihre Talente zeigten, und Retter ihres Heeres, ihres Vaterlandes wurden. So stehen Fabius der Zauderer, Friedrich der Zweite, Prinz Carl von Oesterreich, Hiller und Moreau fast größer durch ihre Rückzüge, als durch ihre Siege da.

Man sage nicht, daß die Feigheit, die Unentschlossenheit ihrer Gegner ihnen alle die Ehre verschafft hätten, die ihnen ihr Rückzug erworben hat. Schon daß sie den Gegner so imponirten, wäre Beweis für ihre Größe; denn nur ein großer Mann vermag dieses. Allein sollen wir nicht bloßen Gemüthseindruck hier annehmen, so müssen wir wohl glauben, daß ihre Anstalten ebenfalls Antheil an der Unentschlossenheit hatten, welche ihre Gegner hinderten, die schon errungenen Vortheile zu verfolgen, und erst zu wahren Vortheilen zu erhöhen. Am meisten berühmt wurden durch ihre Rückzüge in neueren Zeiten Moreau; in älteren Xenophon. Der erste führte sein Heer von der Donau nach dem Rhein zurück, von welchem er gänzlich abgeschnitten zu werden, in der größten Ge-

fahr war, da Jourdan in Franken total geschlagen war; der Letztere aber führte 10,000 Mann von der Mündung des Euphrats beinahe durch wildfremde Gegenden Vorder-Asiens wieder nach ihrem Vaterlande zurück.

So viel von diesem berühmten Rückzuge in allen gelehrten Schulen der Jugend vorgesagt wird, so wenig wird doch das genauere Detail mitgetheilt, wodurch allein solche Ereignisse Interesse erhalten. Die Geschichte, die uns Xenophon davon aufbewahrt hat (gleichsam sein militärisches Tagebuch), wird meist des Griechischen wegen gelesen. Man vergißt über die Sprache die Sache, und wenn die erstere vergessen ist, was half dann die ganze Lectüre? Um so weniger dürfte folgende Skizze unwillkommen oder uninteressant seyn.

Hundert Jahre lang hatten die Perser mit den Griechen gestritten. Nur in Vorder-Asien hatten die griechischen Städte Persiens Oberherrschaft anerkennen müssen, und zwei persische Satrapen theilten diese Küste unter sich, wobei es jedoch an manchen Empörungen nicht fehlte, obschon das persische Joch in diesen Gegenden nicht sehr unsanft gewesen zu seyn scheint.

Indessen waren die Griechen und Perser durch jene Kriege in genauere Bekanntschaft gekommen. Die Griechen, nicht mehr bedroht von Persern, die unter Xerxes zur schimpflichen Flucht genöthigt worden waren, geriethen gar oft einander in die Haare, und die Perser sahen diese innern Zerrüttungen nicht nur gerne, sondern fochten auch gar oft selbst bald als Hilfstruppen

der Athener oder Spartaner. Unzufriedene Exilirte, wie Themistokles, Alcibiades, suchten häufig am Throne zu Susa Schutz und Aufnahme, und selten fanden sie sich getäuscht; zumal wenn sie zu Plänen ihre Hand richteten, womit man dort dieß kleine Völkchen zu vernichten dachte. In jedem Betrachte hatten sich die Griechen in großes Ansehen gesetzt. Die Perser hatten die Erfahrung gemacht, daß ihre Horden von Hunderttausenden an der Disciplin und der Tapferkeit der wenig zahlreichen Phalangen scheiterten, und wie nach den Schweitzerkriegen die Schweitzer überall willkommen waren, wo sie sich anwerben ließen, so sahen es auch die persischen Satrapen, die ihrem Hofe selten treu zu bleiben dachten, im Gegentheil zu demselben fast in einem Verhältnisse standen, wie die Pascha's zum Großherrn, nur gar zu gern, wenn sie griechische Truppen in ihren Sold ziehen konnten. Diese waren, gleich den Schweitzern des Mittelalters, auch sehr geneigt dazu, die hohe Besoldung mitzumachen.

Der König Darius der Zweite, hatte seinem ältern Sohne Cyrus (zum Unterschied von Cyrus dem Stifter des persischen Reiches, der jüngere genannt) ganz Vorder-Asien als Statthalterschaft eingeräumt. Da er sich nun als Thronerbe träumte, hatte er, einer Kleinigkeit wegen *) zwei seiner Vettern hinrichten lassen. Dieß zog ihm den Unwillen seines Vaters zu. Vergebens eilte er selbst nach der Residenz, um sich mit ihm zu versöhnen. Sein jüngerer Bruder, bekannt unter

*) Sie hatten die Etiquette vernachläßigt.

dem Namen Artaxerxes Mnemon, bekam die Krone, weil er, so lautete der Grund, der Erstgezeugte im Diadem wäre.

Cyrus war in großer Gefahr, das Leben einzubüßen. Als sein Bruder den Thron bestieg, beschuldigte man ihn, diesem nach dem Leben getrachtet zu haben. Allein die Mutter rettete ihn durch ihr Bitten, und Artaxerxes ließ ihm sogar seine Statthalterschaft.

Aber vergebens hatte er gehofft, dadurch den Ehrgeitz dieses jungen Fürsten zu befriedigen, der sich von Einem begnadigt sehen mußte, der ihm, obschon Bruder, doch Unterthan seyn sollte. Er beschloß sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, und so weit entfernt vom Hofe, Herr einer Satrapie, wie Vorder-Asien war, konnte es ihm weder an Mitteln noch an Zeit fehlen, seine Absichten zur Vollziehung zu ordnen und vorzubereiten.

Die jonischen Städte in der Nähe seiner Satrapie, unterwarfen sich ihm halb gezwungen, halb freiwillig, und nun hatte er nichts Nöthigeres, als ein griechisches Hilfscorps auf die Beine zu bringen, das ihm den Weg in das Herz seines Reiches bahnen sollte.

Ein spartanischer Feldherr Klearchos, war wegen Subordinationsfehler geächtet worden, und trat in seine Dienste. 10,000 Dariken, die ihm Cyrus zahlte, lockten eine Menge griechischer Abentheurer; und bald hatte Cyrus ein kleines griechisches Heer beisammen, das durch eine spartanische Flotte unterstützt wurde.

Unter dem Vorwande, die Residier, ein räuberi-

sches Volk im Innern von Vorder-Asien, das nur wenig auf Persiens Drohungen achtete, zu Paaren zu treiben, wurde dieses griechische Heer mit einem wohl zehnmal stärkern asiatischer Barbaren, die ihm in seiner Satrapie zu Gebote standen, in Verbindung gebracht, und um von seiner Flotte Gebrauch machen zu können, setzte sich das Ganze, nach dem Süden der asiatischen Halbinsel zu, in Bewegung. Noch wußten die Griechen nicht, worauf es abgesehen wäre. Er und die griechischen Anführer fürchteten, der gemeine Krieger möchte den Muth verlieren. Als aber nun die furchtbaren Engpässe im Gebirge durch List und Verrätherei glücklich eingenommen, und auch da, wo das mittelländische Meer auf der einen, das Gebirge auf der andern Seite aber kaum einen Fußpfad übrig läßt, um in Syrien einzudringen, kein Feind hinter dem Flusse stand, der sich mit dem schmalen Pfade vereint zu haben schien, jedem Feinde den Weg zu versperren, da sahen wohl alle, daß etwas anderes im Werke war, und es gehörte allerdings List und persisches Gold dazu, den gemeinen Griechen dahin zu bringen, den ungeheuern Marsch durch ganz Vorder-Asien zu beginnen. Auch verließen zwei Heerführer heimlich das Lager, und flohen auf dem Meere nach Hause zurück.

Durch die bergige Wüste Syriens ging es nun nach dem Euphrat zu, den man durchwatete.

Noch hatte man, außer den Beschwerden, die ein Marsch durch furchtbare Gebirge, Wüsten und Steppen darbietet, nichts empfunden. Artaxerxes war hinter dem Euphrat geblieben, und seine Vorposten waren

stets theils feig, theils als Verräther zurückgewichen. Aber ganz unvermuthet stieß man endlich nahe bei der medischen Mauer, die das westliche Ufer des Tigris gegen die Steppen des unfruchtbaren Mesopotamiens zu decken im frühen Alterthume, gleich der chinesischen an den Gränzen der Tartarei, bestimmt war, auf ihn. Das Heer des Königs betrug über eine halbe Million; das des Cyrus kaum ein Fünftel. Beide Brüder commandirten den Mittelpunct. Klearchos hatte den linken Flügel desselben; ein persischer ausgesuchter Reiterhaufen deckte den rechten. Klearchos griff muthig an, und — sogleich war der rechte Flügel des Artaxerxes geschlagen. Dieser benützte seine lange Fronte, den rechten des Cyrus zu umgehen. Kaum sah es Cyrus, als er rasch auf den Mittelpunct losging, alles niederwarf, seinen Bruder selbst verwundete, aber — ob von verrätherischer Freundes Hand, oder von feindlicher, weiß Niemand, — den Tod fand; und dieß lenkte den Sieg auf Artaxerxes Seite. Als die Griechen zurückkamen, war ihr Lager geplündert. Bald erfuhren sie, daß ihr Cyrus todt sey. Artaxerxes ließ ihnen antragen, sich auf Discretion zu ergeben; sie auf ihrem Flügel Sieger, lachten, und nun suchte man sie durch Verrath zu umstricken, schloß Waffenstillstand mit ihnen, gelobte sie ruhig ziehen, von Persern geleiten, und gegen Bezahlung mit Lebensmitteln versehen zu lassen. Dieß alles geschah so lange, bis man sie über den Tigris gelockt, und ihre vornehmsten Anführer bei einer freundschaftlich seyn sollenden Zusammenkunft gefangen genommen hatte.

Ohne Feldherrn, in einem wilden fremden Lande, mehr als 350 Meilen von der Heimath entfernt, glaubte man nun das kleine Häuflein glücklich in Händen zu haben. Aber der Verrath hatte sie empört, sie sahen sich durch das Schicksal ihrer Anführer gewarnt, genöthigt, auf ihr gutes Schwert allein zu bauen, und wenn auch in der ersten Nacht die Furcht sich manchen Gemüthes bemächtigt hatte, so fand doch Xenophon bald Gründe genug, den alten Muth zu erregen.

Dieser, ein Jüngling aus Athen, (wie Moreau) für die Wissenschaften gebildet, aber wie die meisten Griechen, auch Freund des Krieges, hatte diesen Feldzug als Freiwilliger mitgemacht. Niemand hatte seiner geachtet; bis er jetzt sich von einer Seite zeigte, die ihm aller Herzen gewann.

So fehlt es dem Talente oft nur an Gelegenheit, sich in seiner ganzen Größe zu zeigen, während es, in Ermangelung einer solchen, unbemerkt im Staube verschwindet.

Bescheiden verschmähte Xenophon, wonach so viele Andere trachten; den Namen eines Oberfeldherrn, und begnügte sich, es der Sache nach zu werden. Rasch wurden alle Packwägen verbrannt, alles Gepäcke gleich vertheilt, das Unnütze vernichtet. Als der Morgen nach dem unglücklichen Tage, der die Feldherren geraubt hatte, graute, und die Perser in der Ferne hofften, das Häuflein die Waffen strecken zu sehen, eilte dasselbe schon in einem festen Viereck den sumpfigen Zabathus (jetzt Klein-Rabfluß) zu passiren, und obschon ihre Reiter und Schleuderer, die Griechen,

Griechen, die ohne dieselben und meist schwer bewaffnet waren, sehr belästigten, so diente dieß doch nur dazu, daß Xenophon, nie um Hilfsmittel verlegen, sogleich ein Corps von 200 Schleuderern organisirte, welche bleierne Kugeln doppelt so weit warfen, als die Perser ihre Steine, und mit den nur einigermassen entbehrlichen Packpferden, ein Häufchen von 50 Reitern formirte, die die Perser gar bald in Furcht und in die Flucht jagten. Der nächste Angriff, den diese machten, lief höchst unglücklich ab. Die Griechen konnten einige Tage, den Tigris in der linken Flanke, ruhig fortmarschiren, und sich des Nachts erquicken. Als endlich die Perser, die alle ihre Macht concentrirt hatten, einen Hauptangriff thaten, wurden sie so wohl empfangen, daß ihr Angriff und Rückzug fast in einem Augenblicke geschah.

Als hierauf die Griechen in eine große Ebene deployirten, als sie anfingen ein Gebirge herabzuklettern, da sahen sie sich doch so sehr von der leichten persischen Reiterei geneckt, und durch die Flammen auflodernder Dörfer in ihrer Erwartung: sich zu erquicken, so oft getäuscht, daß ihnen nicht wohl zu Muthe ward. Rechts und im Norden Gebirge, im Rücken den Paß der letztern durch die Perser verschlossen, links den tiefen Tigris, halfen sie sich auf eine kühne, entscheidende Art. Sie gingen nämlich, nachdem sie durch einen Scheinmarsch die Perser getäuscht hatten, rasch in das Gebirge der freiheitsliebenden Karduchen, der heutigen ebenfalls freien Kurden, die, geschworne Feinde der Perser, Hoffnung zu einem freien Durchzuge ließen.

Leider hatte man sich getäuscht, und die Griechen mußten den Durchzug durch diese Schluchten mit einem Verluste, wie sie ihn noch nicht gehabt hatten, erkaufen. Aber im glänzendsten Lichte zeigte sich dabei auch der Muth Aller, die Thätigkeit und Geistesgegenwart Xenophons insbesondere. Wenn unsere leicht gekleideten Krieger, wie jene Griechen, die höchsten Bergspitzen erklimmen, so kann es ihnen nie so zum Verdienste gereichen, da kein schwerer Harnisch, Helm und Schild alle ihre Bewegungen erschwert.

Die Griechen sahen sich endlich an dem Flusse Kentrites (Chabur) an der Gränze Diarbekirs.

Abends spät angekommen, rasteten sie am südlichen Ufer desselben, und staunten am Morgen nicht wenig, das nördliche, felsige hohe Gebirg von Persern besetzt zu sehen, die jeden Uebergang verwehrten, während sich die hinter ihnen liegenden Berge mit Karduchen füllten. Man sah, daß ein Einverständniß obwaltete, welches die Griechen zu vernichten drohte. Doch in der größten Verlegenheit erschienen zwei Griechen, die weiter aufwärts eine Fahrt, und das entgegengesetzte Ufer minder steil gefunden hatten. Muthig folgte man ihnen. Ein Scheinangriff an dem einen Orte führte die Perser irre, theilte ihre Kräfte. Zu Mittag war man Meister des andern Ufers; und noch ein sauerer Nachmittagsmarsch führte in eine fruchtreiche Ebene, in der man nun einige Tage ruhig fort marschirte, bis man an die Statthalterschaft des Teribazes gelangte. Ein Vertrag mit diesem gewährte freien Durchzug. Die hohen armenischen Gebirge waren mit Schnee bedeckt. Die Griechen wurden

in ihren Bivouacs in der Nacht so verschneit, daß sie sich gerne in die Dörfer einquartiert hätten, wenn die Treulosigkeit der Perser nicht wieder diesen Ausweg hätte widerrathen müssen. Denn die Perser hatten nur so lange Lust, den Vertrag zu halten, als sie noch nicht genug sich zusammen gezogen hatten; und in einem Gebirgsstriche, wo der Schnee Ellen hoch lag, wo durch die Kälte Lastthiere und Menschen getödtet, und noch mehrere krank wurden, mußten sie sich den Weg zu den Quellen des Euphrats durch manchen Kampf bahnen. Die Beschwerden waren schrecklich; der Verlust an Menschen groß. Vielen erfroren die Glieder; viele verirrten sich von Schnee geblendet, der ihnen eine unbekannte und ungewohnte Erscheinung war; viele sanken vor Hunger um. Xenophon half, wo er konnte, aber allmächtig war er freilich nicht. Immer der letzte im Nachtrabe (wohin ein Feldherr auf dem Rückzuge gehört), deckte er, sprach er Trost zu; und während die Verzweiflung sich aller Herzen bemächtigte, behielt nur er Fassung genug, den verfolgenden Feind abzuhalten, Lebensmittel beizutreiben, die Kranken zu schützen.

Als sie sich kaum etwas in einigen armenischen Dörfern erholt hatten, kamen sie an den Arares (jetzt Aras); um ihn zu passiren, mußten sie 7 Märsche machen, da es ihnen an Allem fehlte, gerade überzusetzen, und sie also seinen westlichen Quellen sich zu nähern hatten, wo er weniger breit und reißend war.

Sie näherten sich jetzt dem Caucasus, und auf dem letzten Bergrücken, den sie übersteigen mußten, um sich

dem südlichen Ufer des schwarzen Meeres zu nähern, wollten ihnen wilde Schaaren dieß verwehren. Die Chalyben waren damals so kriegerisch und frei, wie ihre heutigen Nachkommen, die Lesgier, denen Russen, Türken und Perser nichts anhaben können. Xenophon umging sie, wie die am Chabur; allein es kostete doch manchen Strauß noch, bevor man, zum unaussprechlichen Entzücken Aller, das schwarze Meer erblickte, und endlich längs seinem südlichen Ufer in Trapezus, der ersten vaterländischen Stadt, dem heutigen Trebisonde oder Tarabosan, anlangte. Nur wer solche Gefährlichkeiten erduldete, wie diese 10,000 Griechen, vermag das Glück, den heimathlichen Boden zu betreten, ganz wie jene Griechen fühlen.

Trapezus war die äußerste griechische Colonie, und freilich noch nicht Griechenland selbst; freilich kostete es noch Mühe, dahin zu gelangen, allein das Schwerste war überstanden. Man erholte sich hier. Endlich ging man längs der Küste weiter, bis endlich in Cothora (etwa das heutige Kerasun) eine Flotte das Heer aufnahm, und es nach Heraklea führte (jetzt Erekli). Mehr als irgendwo hatte Xenophon, seit der Ankunft bei seinen Landsleuten, mit Insubordination, Uebermuth, Neid, Unzufriedenheit und Ungehorsam zu kämpfen, und leicht wäre es mit den griechischen Colonien selbst zum Kampfe gekommen; so beutegierig waren die Seinigen. Daß doch der Mensch sich leichter ins Unglück als ins Glück zu finden weiß; Xenophon ward selbst angeklagt, und bedurfte eines Kriegsgerichts, um sich ehrenvoll zu rechtfertigen. Ohne ihn

hätte, so nahe am Ziele, das ohnehin geschmolzene Heer (das Drittel war aufgerieben worden, auf einem Wege, wozu sie sieben Monate gebraucht hatten, immer nur ein kleiner Verlust) noch mehrmals vernichtet werden können, nachdem es bis Kalpe (jetzt Kirp) vorwärts gedrungen war, und hier einer neuen Transportsflotte gewärtigte, die es, nach mannichfaltigen Abentheuern, endlich über die Meerenge nach Europa übersetzte. Xenophon erfuhr, wie jeder wahrhaft große Mann, von seinen Gleichzeitigen so viel Neid, Verfolgung und Kränkung, daß er froh war, mit Ehren den Schauplatz verlassen zu können. Allein die Nachwelt hat seine Verdienste besser zu würdigen verstanden.

Man vergleiche nun diesen, nur mit einem Verlust von einem Drittheil an Mannschaft erkämpften und errungenen Rückzug durch Wildnisse, unwegsame Gebirge und Steppen, ohne Wägen und Brückengeräthe, mit jenem einer Armee von nahe an 400,000 Franzosen, von welchen nur ein kleines Häuflein erübrigte, auf den viel kürzern, gebahnten und bekannten Wegen von Moskau bis Warschau; Jene geführt von einem Freiwilligen ohne Namen, Rang noch Ansehen; diese von einem hochberühmten Feldherrn und Kaiser, und gewiß wird man gerne Xenophon, der weder Pelze, noch verschlossene Wägen, noch eine heilige Legion hatte, den Preis zugestehen.

Die Strafe des Ehebruchs bei den Alten.

Der Ehebruch wurde im Alterthume streng bestraft. Die Juden ließen die Strafbaren steinigen, und ihre Nachbarn rissen ihnen die Augen aus. Die alten Sachsen verbrannten untreue Weiber, und hingen die Verführer auf. In China überliefert man sie den Elephanten, die sie mit ihren Rüsseln in die Höhe schleudern, und dann mit den Füssen zertreten.

Die Schleichgifte der Vorzeit.

Gifte, die das Leben durch Auszehrung verkürzen, kannten schon Griechen und Römer. Diese Schleichgifte waren schon zwei Hundert Jahre vor Christi Geburt in Rom gebräuchlich. Ueber anderthalb Hundert Römerinnen vom Stande hatten dieses Gift gekocht, und ihren Männern gegeben, welche davon starben. Diese alten Gifte wurden aus Schierling, Mohn und dem Meerhaasen bereitet. Mit dem Letztern vergiftete Domitian, nach dem Philostrat, seinen Bruder Titus. Im J. Linneus heißt dieser Meerhaase Aphysis depilans. Hohassch beschrieb dieses Thier unter

dem Namen Lernaea, nebst einem Kupfer im Tract: De quibusdam animalibus marinis. 1761. Unter den Mineralien kannten die Alten blos das Auripigment. Die neueren Zeiten wandten, wie man glaubt, den Arsenik in Frankreich und Italien an.

Eins der berühmtesten italienischen Schleichgifte ist die Aqua toffana. Man hat mehrere Bereitungsmittel dieses so geheim, und doch so wirksam töttenden Giftes angegeben. Der verstorbene Herr Hofrath Gmelin zu Göttingen, hielt dieses Gift für eine Arsenikauflösung, die auf einem unbekannten Wege bewerkstelligt wurde.

Dieses Gift ist klar wie das reinste Wasser, und ohne Geschmack, bewirkt ohne Zuckungen und besondere Schmerzen, ohne Fieber, ohne Erbrechen, ohne Entzündung, zwar Veränderungen, die man dem Arzte klagt, aber Anfangs ohne alle äußerliche und innerliche Anzeigen. Der Kranke klagt oft über unauslöschlichen Durst, wird vom Aderlassen schlimmer, versinkt in einen schmachtenden Zustand, und eine täglich zunehmende Ermattung. Es kömmt der Ueberdruß des Lebens, und der Abscheu vor allen Speisen hinzu. Nach und nach erschlaffen und verschmachten alle edlen Theile des Körpers; die Lungen gehen in Eiterung über, und ein gewisser Tod erwartet den Unglücklichen. Es soll gegen dieses Gift kein Gegengift geben, wenn nicht etwa Citronensaft im Uebermaß getrunken, etwas leistet. Das Schlimmste bei diesem Gifte ist, daß es sich erst bemerkbar macht, wenn die Wirkung bereits unheilbar geworden ist, was im Anfange vielleicht nicht der Fall wäre.

So beschreibt man die Wirkungen dieses wunderbaren Giftes. Die Giftmischerinnen sollen dasselbe so in ihrer Gewalt gehabt haben, daß sie schneller oder langsamer, in fünf bis zehn Tagen, in einem Monate, oder in einem Jahre damit tödten konnten. Es wirkt schon zu wenigen, zu vier bis sechs Tropfen. Man hat noch andere Bereitungsarten angegeben, und Zusätze zu dem Arsenik vermuthet, nämlich spanische Fliegen, Mohnsaft, Cymbelkraut u. s. w.; zum Glücke für die Menschheit ist es bei den Vermuthungen geblieben *).

Den Namen Aqua toffana hat dieses Gift von ihrer angeblichen Erfinderin Tophana in Neapel erhalten.

Dieses, oder ein anderes ähnliches Gift war aber schon früher in Italien und Frankreich üblich. Im Jahre 1659 wurden unter Alexander dem Sechsten zu Rom viele junge mißvergnügte Weiber plötzlich zu Wittwen. Man fand diese Giftmischerinnen unter der Aufsicht eines alten Weibes, welche den Tod dieser oder jener Person auf das genaueste vorher sagen konnte. Man forschte sie mit List durch eine Frau aus, welche ihr Vertrauen, und die Tropfen erhielt. Sie kam nebst einigen Handlangerinnen, von der Folter, an den Galgen.

*) Parkes in seinem chemischen Chatechismus versichert, daß ein Sechzehntheil eines Grans Arsenik eben so wenig schade, als ein Glas Wein. Spanische Fliegen sind in größeren Dosen, bekanntlich mit Erfolg, gegen die Wasserscheu gebraucht worden, und ohne nachherige nachtheilige Folgen.

Der Gebrauch der Freudenfeuer

ist sehr alt. Schon Paulus Aemilius, der Besieger des Perseus, Königs von Macedonien, ließ bei der Stadt Amphipolis, in Gegenwart vieler griechischen Fürsten, ein Freuden- und Siegesfeuer anzünden, um den Göttern für die Eroberung Macedoniens zu danken. Zu Rom ließ Kaiser Hadrian ein Feuer machen, in welches er die Papiere warf, auf welchen seine ausstehenden Forderungen an mehrere Provinzen verzeichnet waren.

Dieß war ein wahres Freudenfeuer für die Unterthanen.

Cleopatra und Velleda.

Man sollte wirklich öfter einzelne Theile des Alterthums betrachten, als es geschieht. Man würde die schönsten Paralellen zwischen ihnen und der heutigen Welt ziehen können.

Es gab einst eine Periode, etwa fünfzig Jahre vor Christi Geburt, wo Rom die mächtigsten Reiche der damaligen Zeit zu Provinzen gemacht hatte, und wo Egypten von dem nämlichen Schicksal bedroht wurde. Ganz Italien, Frankreich, ein Theil von Teutschland, ganz

Spanien, das heutige Ungarn und die europäische Türkei, Griechenland, Klein-Asien, Persien, Syrien, die ganze Vorderküste von Afrika und mehrere Länder waren von den herrschsüchtigen Römern bereits erobert worden, alle Könige hatten sich in Demuth vor den römischen Feldherren beugen müssen, nur Egypten erhielt sich allein zwanzig Jahre noch als ein souverainer Staat, von einer Königin regiert.

Wem es aus der Geschichte bekannt ist, daß sich herrschsüchtige Eroberer nie ein Ziel setzen, der wird es vielleicht nicht begreifen, wie sich ein Weib gegen die Römer auf dem Trone schützen konnte. Dieses Weib hatte weder die politischen Talente einer Elisabeth oder Katharina der Zweiten, noch war sie im Verhältniß gegen Rom so mächtig, wie jene Katharina oder Elisabeth gegen ihre Feinde. Aber die Idee des Weibes war in ihr vollkommen dargestellt, und so erhielt sich das Weib durch rein weibliche Künste, deren Uebergewicht über Andere sich hier, wie so oft bei anderen Gelegenheiten, offenbaret, auf dem Throne. Dieses Weib war Cleopatra.

Schon nach der Besiegung des Pompejus trat Cäsar als Schiedsrichter und Sieger von Egypten auf, als er von den Reizen und Talenten der Cleopatra gewonnen, derselben die Krone und das Reich ließ. Drei Jahre gewährte er ihr Schutz, und als er im Jahre 44 vor Christi Geburt ermordet ward, stand sie wieder ungeschützt da. Jetzt wußte sie sich kaum einige Jahre allein zu erhalten, und schon im Jahre 41 ward sie mit gänzlichem Untergang bedroht. Sie ward näm-

lich beim römischen Triumphir Antonius, der damals der Herr des Orients nach der Schlacht bei Philipi geworden war, angeklagt, daß einige ihrer Officiere den Cassius, seinen eben besiegten Feind, unterstützt haben sollten. Von Tarsus aus, der Hauptstadt Ciliciens, lud er sie darauf vor seinen — Richterstuhl, um sie wegen dieser Anklage verurtheilen zu lassen.

Hier zeigte sich das Weib. Nicht als Angeklagte reiste sie dahin, sondern als — Venus. Auf sechs besonderen Schiffen wurde ihr Hofstaat, ihre Küche, ihre Bäder, ihre Garderobe, und die zur Möblirung eines Pallastes nöthigen Geräthe nach Tarsus gebracht. Das Schiff, welches sie selbst dahin trug, war eine Art Galeere, aber solcher Art, dergleichen die Wellen nimmer getragen haben. Die Segel waren Purpur, das Tauwerk Seide, die Masten und Ruder mit Silber, und das Vordertheil mit Gold überlegt; das ganze Schiff blendete, wenn die Sonne dagegen schien. Eine Art von Verdeck auf dem Hintertheile war ein vollkommenes Meisterstück. Es war vom reichsten Stoffe gearbeitet, an allen Seiten offen, und ruhte auf zwölf schön gearbeiteten Pfeilern. In ihm stand ein Ruhebett von lauterm Golde mit kostbaren Teppichen belegt. Auf diesem ruhte Cleopatra in dem Anzuge der Göttin der Liebe, als das Schiff in die Mündung des Cydnus einlief, eines Flusses, der durch Tarsus strömt. Kleine Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, spielten um die Königin, und ihre Jungfrauen, die wie Seenymphen gekleidet waren, wickelten die Segeln und arbeiteten mit den Tauen. Die kostbarsten Wohlgerüche dufteten weit um

das Schiff herum, und eine Musik, im Schiffe verborgen, ertönte und gab den Takt zum Rudern.

Die Beschreibung dieses Einzugs kam sogleich vor Antonius. Da Könige in seinem Vorzimmer auf ihn warteten, so wollte er die Königin dadurch auszeichnen, daß er sie sich zur Tafel bitten ließ. Aber Cleopatra ließ ihm sagen, es schicke sich besser, daß e r einer Dame zuerst die Aufwartung mache, und so kam der Stolze selbst zu ihr. Wie ward sein Stolz nicht so bald in heiße Liebe verwandelt! Cleopatra war zwar keine blendende Schönheit, aber doch ein Weib von einnehmender Bildung, und sie besaß, was die Schönheit nicht nur ersetzt, sondern sie größtentheils übertrifft. Sie besaß nämlich die seltenen Talente, alle Weiblichkeiten an sich zu haben, alle Aeußerungen nur als Regungen der Grazie erscheinen zu lassen, und ohne Wielands Philosophie der Grazien studirt zu haben, durch ihre Blicke und ihr Benehmen die Herzen zu öffnen, mit melodischer Stimme die schmeichelndsten Worte zu sagen, witzig, geschmackvoll, gewandt, voll Fröhlichkeit und heitern Sinnes, und unerschöpflich in vergnügenden Erfindungen zu seyn. So mußte nun Antonius schnell die höchste Leidenschaft zu diesem Weibe fassen. Sie überwand ihn um so leichter, je schneller ihn ihr scharfer Blick durchschaut hatte. A n t o n i u s war ein Wüstling, hatte aber doch seine eigenen Seiten. Cleopatra konnte jeden Character annehmen, von dem einer Königin, einer galanten Dame, bis herunter zu dem einer Matrosen- oder Handwerksfrau; und als sie des Antonius Geschmack aus einigen rohen Soldatenspäßen kennen gelernt

hatte, so nahm sie diese seine Manier an, und übertraf ihn sogar noch in der wilden Lustigkeit eines rohen Soldaten.

So ward Antonius aus einem Richter ein Anbeter und Protector der Cleopatra, und diese wußte sich seine Gunst, und mit ihr ihr Reich zehn Jahre lang zu erhalten. Mit Antonius Tode zerfiel auch das ganze Gebäude, das weibliche Raffinerie errichtet hatte; Octavius eroberte Egypten, und Cleopatra brachte sich um.

Unstreitig hätte Cleopatra den schwelgerischen Antonius nicht so lange fesseln können, wenn ihren weiblichen Künsten nicht auch königliche Schätze zu Gebote gestanden hätten. Es ist bekannt, daß sie Perlen von einigen Tonnen Goldes an Werth in Essig warf, und aufgelöst trank, um den Antonius von ihrem Reichthum zu überzeugen. Einst bewirthete sie den Antonius mit seinen Officieren in einem Zelte, das mit Purpur ausgeschlagen, zwölf Zimmer enthielt, und wo bei der Tafel aus goldenen mit Edelsteinen besetzten Geschirren gespeiset wurde. Dem diese Pracht bewundernden Antonius schenkte sie Alles, mit der Bitte, des andern Abends wieder zu kommen. Er und seine Freunde fanden die gestrige Pracht noch übertroffen. Beim Weggehen erhielt noch jeder Gast das kostbare Küssen, auf dem er gesessen, prächtige Sessel, schöne Pferde und Sclaven zum Geschenke.

Egypten war damals noch eines der reichsten Länder. Der indische Handel ging über dasselbe nach dem üppigen Italien, und brachte alles der besiegten Welt

geraubte Gold und Silber, aus den Händen der Römer, an egyptische Kaufleute, zum abermaligen Beweise, welche große Massen der kostbaren Metalle die alte Welt besaß, und zur Bestättigung der seit dem so oft, und bis zum heutigen Tage wiederholten Erfahrung von der Wichtigkeit des Handels, die durch mehrere dadurch veranlaßte Kriege noch mehr beurkundet wird.

Auf eine andere Art machte sich Velleda in der alten Geschichte berühmt.

Die Bemerkung, daß die Geisteskräfte bei dem schönen Geschlechte früher reifen, als bei dem männlichen, ist nicht mehr neu; aber minder auffallend ist vielleicht die, daß selbst in der Culturgeschichte ganzer Zeitalter und Völker von dem schönen Geschlechte die Bildung ausgehet. Wie das Weib zur Zeit der Cultur durch Anmuth und Reichthum an gefälligen Talenten den Mann entzückt; so demüthigt sie ihn im rohen Zeitalter durch höhere Ausbildung, und weiß sich in einen geheimnißvollen Glanz zu hüllen, vor dem die rauhe Kraft des Mannes ehrerbietig zurücktritt.

Bekannt ist die Rolle, welche die Weiber bei den Teutschen in den frühesten Zeiten als Priesterinnen und Weissagerinnen spielten. Unter ihnen zeichnete sich durch einen über ihr Zeitalter erhabenen Geist Velleda aus; dem Geschichtsforscher ist sie nicht unbekannt, auch haben bereits fertige Schriftstellerhände die wenigen historischen Data, die wir von ihr haben, zu einem Romane ausgesponnen; dennoch wird unseren Lesern eine kurze und sichere Nachricht von diesem merkwürdigen Weibe nicht unwillkommen seyn.

Velleda stammte aus dem Volke der Brukteren, die in der Gegend des Harzwaldes wohnten. Sie herrschte, sagt Tacitus, weit umher; denn bei den Teutschen waren die Weiber für Prophetinnen, und sogar öfter für Göttinnen gehalten. Diese Jungfrau begründete ihr Ansehen und ihren Ruf vorzüglich dadurch, daß sie den Teutschen glückliche Schlachten und den Untergang der römischen Legionen vorhersagte. Sie war Schiedsrichterin bei Verträgen zwischen den Gesandten der Völker, und von ihr wurden sie sanctionirt. Vor ihr Angesicht *) kommen und sie anreden, durfte man nicht, damit man um so tiefere Ehrfurcht für sie fühlen sollte. Sie wohnte auf einem erhabenen Thurme, und ein Günstling, unter denen, die sie um sich hatte, überbrachte, als Mittelsperson, den Fragenden ihre Aussprüche und Vorschläge als die Antworten einer Gottheit. Der Ueberwinder brachte ihr von der Beute prächtige Geschenke, unter andern auch Sclaven. So wurde ihr Mummius Lupertus, Legat einer römischen Legion, als er zum Gefangenen gemacht wurde, verehrt.

Sie lebte zur Zeit des Kaisers Vespasian, und ihr Thurm war wahrscheinlich in der jetzigen Grafschaft Lippe, nicht ferne von der Weser. Nach ihr spielten zwei andere Jungfrauen, Aurinia und Ganna in derselben Gegend eine ähnliche Rolle.

*) Gewiß war sie nicht schön.

Pompeji und Herculanum.

Wenigen unserer Leser möchte wohl Schillers Elegie unter obiger Aufschrift unbekannt seyn; mehrere aber werden vielleicht beim Lesen des interessanten Gedichts, eine historische Notiz von diesen versunkenen Resten römischer Bau- und Bildhauerkunst vermißt haben. Hier ist sie:

Pompeji und Herculanum, zwei an dem Fuße des Vesuvs, nicht ferne von Neapel gelegene, mit den schönsten Producten römischer Baukunst gezierte Städte wurden, ungefähr um das Jahr 80 der christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung des Kaisers Titus, bei einem schrecklichen Ausbruche des Vesuvs mit Lava und anderen Ergüssen des Berges bedeckt und verschüttet. Plinius der Naturkundige, der die Erscheinung näher beobachten wollte, büßte bei dieser Gelegenheit seine Wißbegierde mit dem Leben.

Die erste Nachsuchung nach diesen verschütteten Städten (worunter auch Stabiä war) geschah im Jahre 1689. Man fand aber schon mühsam gearbeitete Gänge, die auf eine frühere Nachsuchung schließen lassen. Man grub am Fuße des Vesuvs in der Erde, zwei Meilen von der See, und fand einige römische Denkmäler. Nachher wurde in eben dem Jahre, eine Meile von der See, ein Keller gegraben, und man entdeckte Inschriften, die nachher in die Kunstkammer des Franz Pichetti kamen. Hiebei blieb es damals,

bis der Prinz Elbeuf, der im Jahre 1706 die kaiserlichen Truppen zu Neapel commandirte, weitere Nachsuchungen anstellen ließ. Diesem gefiel es in dieser Gegend so wohl, daß er zurückblieb, und sich hier im Jahre 1713 mit einer Prinzessin von Salsa verheirathete, der zu Gefallen er zu Portici ein Landhaus anlegte. An dem Orte, wo dieses Landhaus stand, wurde ein Lustschloß aufgeführt, in welchem jetzt das berühmte herculanische Museum ist, das man aber so leicht gebaut hat, daß es hin und wieder schon wandelbar wird; auch ist es so unbequem angelegt, daß die Heerstraße mitten durch den Hof geht. Der Prinz Elbeuf ließ, da er das Landhaus anlegte, nahe bei dem Garten der Augustiner einen Brunnen graben. Gleich Anfangs mußte eine Schichte Lava durchgegraben werden. Nachher kam festes Erdreich, welches eine mit Wässer vermischte Asche war, die im Herculanum alle Gebäude bedeckt und ausfüllt. In derselben fand man zuerst die drei vortrefflichen weiblichen Statuen, die unter dem Namen der drei Vestalinnen bekannt sind. Der Vicekönig eignete sich dieselben zu, schickte sie nach Rom, ließ sie ergänzen, und schenkte sie nachher dem Prinzen Eugen. Durch diesen kamen sie nach Wien, und nach seinem Tode nach Dresden an den verstorbenen König von Pohlen. Dieser Verlust schreckte den Prinzen Elbeuf nicht ab. Er fuhr im Nachsuchen glücklich fort, bis ihm die Regierung alle weitere Unternehmungen untersagte, und nun ruhte die Sache ganze 30 Jahre.

Die Nachsuchungen im Herculanum fingen nicht ehevor wieder an, als bis der König von Spanien zum

ruhigen Besitz von Neapel gelangte, und Portici zum Frühlingsaufenthalte wählte. Der ehemals gegrabene Brunnen war noch da. In denselben ging man, auf königlichen Befehl, weiter hinunter, bis sich die Spuren von Gebäuden fanden. Diese waren von dem Theater. Die Inschrift mit dem Namen Herculanum zeigte den Ort an, wo man grub, und machte Muth, weiter fortzufahren. Die Aufsicht über die Arbeit wurde einem spanischen Ingenieur, Namens Rocco Giachino Alcubierre, aufgetragen. Die Unwissenheit und Dummheit dieses Mannes veranlaßte manchen Verlust trefflicher Denkmäler. So ließ er z. B. die Buchstaben von Erz in einer großen Inschrift, ohne sie vorher abzuzeichnen, abreißen und in einen Korb unter einander werfen. Da Rocco mit der Zeit höher stieg, wurde die Unteraufsicht und das Verfahren der unterirdischen Grüfte, einem Ingenieur aus der Schweitz, Namens Carl Weber, aufgetragen. Diesem verständigen Manne hat man viele treffliche Anstalten und Entdeckungen zu danken. Man suchte weiter, und entdeckte auch die Lage von Stabiä. Man fand die großen Ueberbleibsel des Amphitheaters von Pompeji. Seitdem fingen verschiedene Große an weiter nachzugraben, wurden aber immer durch die Eifersucht des Hofes abgehalten, bis endlich die folgenden Regierungen die Nachgrabungen selbst unternahmen, und mit verschiedenen Unterbrechungen bald mit mehr, bald mit wenigerem Eifer fortsetzten.

Luxus der Vorzeit.

Wenn manche Gegenstände des Luxus in unseren Tagen zu einer sonst unbekannten Höhe gestiegen sind, so werden wir hingegen in Rücksicht anderer, von manchen Völkern der Vorzeit übertroffen.

Dieß ist vorzüglich von dem Luxus im Speisen der Fall, der von den Römern bis zur größten Ausschweifung getrieben wurde. Die Beispiele, die uns die Geschichte davon aufbewahrt hat, erregen Erstaunen. Apitius brachte die Kunst zu schmausen in eine wissenschaftliche Form, verschwendete ein Vermögen von mehr als fünf Millionen Gulden auf diese Art, und vergiftete sich dann, als er diesen Aufwand nicht mehr fortsetzen konnte. Octavius war sein Nebenbuhler in dieser Verschwendung, denn er bezahlte für eine Meerbarbe zuweilen 500 Gulden, ein Preis, der selbst Jenem zu hoch gewesen war.

Zu den Zeiten des Seneka mußte jeder Römer von Stande, wenn er eine Stelle antrat, ein großes Gastmahl geben, das gewöhnlich nicht unter 150.000 Gulden kostete. Caligula gab einst ein Gastmahl, das den Tribut von drei der größten römischen Provinzen kostete. Nero war in dieser Hinsicht eben so ausschweifend; seine Tische waren immer mit künstlichen Blumen besetzt, die mit dem kostbarsten, außerordentlich theuern Balsam benetzt wurden. Zu einem solchen Feste lud er immer alle vornehmen Römer ein, und befahl dann,

daß ihn jeder auf die nämliche Art bewirthen mußte. Einer derselben übertraf ihn, als er ihn nachher bewirthete, noch an Verschwendung, und lieferte mitten im Winter die kostbarsten Blumen, die größtentheils aus Egypten herbeigebracht wurden.

Vitellius verschwendete in wenig Monaten mehr als zwanzig Millionen Gulden allein durch Schmausereien, und rühmte sich, eine Speise erfunden zu haben, die über 30,000 Gulden kostete.

Heliogabalus suchte seine Vorgänger an Verschwendung noch zu übertreffen; er fütterte seine Hunde mit den kostbarsten und theuersten Speisen, und setzte große Prämien darauf, wer neue vorzügliche Speisen erfinden würde. Er aß beinahe immer nur solche Speisen, die aus großer Entfernung herbei gebracht wurden. Einst bewirthete er seine Gäste mit 200 Straußenköpfen, und gewöhnlich ließ er auch bei den kostbarsten Speisen zwei und zwanzig Gänge auftragen. Da er, seiner Meinung nach, durch die Speisen selbst nicht genug verschwenden konnte, so wandte er auch ungeheuere Summen auf die Speisesäle. Bei jedem neuen Gange veränderten sich die Decorationen durch künstlich angebrachte Maschinen, und stellten Gegenstände vor, die auf die aufgetragenen Gerichte Beziehung hatten; im Winter verbreiteten viele unsichtbar angebrachte Röhren eine sanfte Wärme (die Heizung mit erwärmter Luft war also den Römern nicht unbekannt), und im Sommer wurden sie durch Springbrunnen abgekühlt, während künstliche Fontainen die Gäste mit einem sanften Thau von wohlriechenden Wässern benetzten.

Die Unmäßigkeit im Trinken wurde auch auf das Höchste getrieben. Cicero's Sohn trank gewöhnlich zehn, und Torquatus fünfzehn Bouteillen Wein auf einmal, ohne daß sie dadurch belästigt wurden. Um den Durst zu erregen, machte man die heftigste Bewegung, und gebrauchte die hitzigsten und schädlichsten Specereien. Um die Gesundheit, die durch so große Ausschweifungen litt, wieder herzustellen, bediente man sich stärkender Bäder, die aus Wein, Balsam und Specereien bestanden; dieß waren aber freilich nur Palliative, denn gewöhnlich wurden solche Wollüstlinge bald das Opfer ihrer Unmäßigkeit.

Die Kochkunst der Römer.

Das Werk des Apitius Coëlius über die römische Kochkunst, ist in practischer Hinsicht noch sehr unbenützt geblieben, obgleich die Römer, in Hinsicht der Sorge für die Befriedigung des Gaumens, hinter andern Völkern nicht zurückgeblieben waren. Bei der unter verschiedenen auffallenden Titeln noch immer zunehmenden Zahl unserer Kochbücher, ist es wirklich befremdend, daß man aus dem erwähnten Werke nicht ein: Römisches Kochbuch des Apitius Coëlius hat erscheinen lassen, wobei man, wie wir sehen werden, freilich vieles weglassen, und vieles zusetzen müßte, woran sich unsere Kochbuchfabrikanten aber nicht zu kehren

hätten, weil unsere Köche und Köchinnen keine Recensionen schreiben.

Ungeachtet in dem erwähnten Werke an sechs Hundert Recepte oder Speisevorschriften enthalten sind, so fehlen gleichwohl zwei Ingredienzien (nach Campe Misch- und Mengetheile), ohne welche der teutsche Koch und die teutsche Hausfrau ihre Küche zu bestellen, verzweifeln würden — Butter und Zucker. Es ist hier der Ort nicht zu Betrachtungen über das Sprichwort: Des Unbekannten begehrt man nicht. Aber es liegt doch gewiß etwas Tröstliches in der Vorstellung, daß das üppigste Volk der Erde Jahrhunderte lang sich mit Oehl und Honig behelfen mußte.

Wenn der Mangel gewisser, nun allgemein gewordener Eßwaaren bei den Römern auffällt, so befremden andere, bei ihnen übliche und jetzt aus dem Gebrauch gekommene, beinahe noch mehr. Die Römer mästeten Heselmäuse in eigenen dazu eingerichteten Behältnissen, und verzehrten sie als köstliche Bissen. Kraniche, Störche und Strausse, waren auf ihren Tischen nichts Fremdes, und eine Rosenschüssel willkommen.

Hier folgt zur Probe das Recept, wie ein frischer Schweinsschinken zu füllen sey: Schiebe durch das Schinkengelenk ein Holz, um die Haut von dem Fleische zu sondern, damit du die Würze mittelst eines hölzernen Trichters einlassen, und den ganzen Schinken füllen mögest. Sodann stosse Pfeffer, Lorbeere und Raute. Du kannst auch, wenn es dir beliebt, Teufelsdreck (?), Makrelenlacke der besten Art, canischen Wein, und einige Tropfen grünes Oehl beimischen. Ist der Schinken

gefüllt, so binde die Oeffnung mit einem Faden zu, stecke ihn in einen Topf, und siede ihn mit jungen Lorbeersprossen und Dill im Seewasser."

Ueberhaupt hatte die römische Küche ihre Eigenthümlichkeiten so gut, als die französische, teutsche oder italienische. Nicht leicht liebte ein Volk das Aufreizende, stark und scharf Gewürzte mehr, und war für den Haut-Gout empfänglicher, als die Römer; in ihren Gerichten kommen Mischungen vor, deren Wirkungen auf einen gesunden und unverdorbenen Geschmack man kaum begreift.

Das geschätzteste Kraut bei den Römern

war der Lattich; sie bereiteten daraus eine Lieblingsspeise. Die Schüler des Pythagoras schrieben ihm die Kraft zu, das Feuer der Liebe zu stillen. Calimachus sagt in einem Gedichte, daß Venus nach dem Tode des Adonis sich auf ein Bett voll Lattich legte, um die Heftigkeit ihrer Leidenschaft zu lindern. Dieß mochte allerdings weniger unangenehm gewesen seyn, als ein Dornenbette, mit welchem es in neueren Zeiten versucht worden ist. Galen fand in diesem Kraute die Eigenschaft, den Schlaf zu befördern, und aß es jeden Abend theils roh, theils gekocht. — Der Schlaf macht allerdings alle Leidenschaften schweigen.

Das Tischgebet. *)

Das Tischgebet ist bei den Christen sehr alt. Die Mahlzeiten waren bei ihnen immer etwas feierlich. Vor dem Tischgebete wuschen sie die Hände, und wohl auch zuweilen die Füsse. Das Händewaschen vor Tische war allgemein. Nach dem Waschen beteten die Christen gegen Osten stehend mit gefalteten Händen und emporgerichteten Auge, bezeichneten sich mit dem Kreuz-Zeichen, und der Aelteste, oder ein Priester, der etwa zugegen war, betete das Gebet und segnete die Speisen ein. Das älteste Tischgebet hat uns Origines aufbehalten; es lautet also:

„Der allem Fleische Nahrung reicht, gibt auch heute seine Gnade, diese Speisen mit Segen zu genießen, wenn wir mit aufrichtigem Vertrauen zu Gott sprechen: Herr! du hast es gesagt, daß, wenn wir auch etwas Tödtliches trinken sollten, solches unter der Anrufung deines Namens uns nicht schaden würde. Kraft dieses Versprechens und deiner Macht wende von uns und aller unserer Nahrung diese böse und giftige Wirkung ab; denn wenn uns deine Barmherzigkeit nicht erhält, wie können wir den Gefahren der Speise und des Tranks entgehen, die

*) S. Historisch kritischer Versuch über das Gebet, besonders aber über das Tischgebet alter und neuerer, cultivirter und uncultivirter Völker. Ein Beitrag zur Religions- und Menschengeschichte. Von Ernst Simon 2c. Nürnberg 1799. 8.

uns oft mehr heimlich nachstellen, als boshafte und giftige Thiere.“

Während der Mahlzeit wurde gelesen, erbauliche Reden gehalten, oder auch gesungen; denn Fröhlichkeit und Freude waren gar nicht von den Mahlzeiten der ersten Christen verbannt. Nach dem Tische wurde, wie beim Anfange, der Segen so wie das Dankgebet von dem Aeltesten vorgesagt und von den Anderen wiederholt. Mehrere dergleichen Gebräuche, theils auch mit einigen Veränderungen und Zusätzen sind noch heut zu Tage bei einigen morgenländischen Christen üblich.

Die Kopten in Egypten setzen sich mit übereinander geschlagenen Füssen zur Erde um einen Tisch herum, nachdem sie allgemein gebetet haben. Ist ein Geistlicher da, so nimmt er das Brot, bricht es, denn geschnitten darf es nicht werden; segnet es, und gibt einem jeden ein Stück davon, worauf sich alle zum Essen anschicken.

Der Maronite genießt keine Speise, ohne zuvor die Hände gewaschen, die Speise gesegnet und geräuchert zu haben. Die Mingrelier machen, ehe sie essen, das Kreuz, beten ihren Tischsegen mit unbedecktem Haupte, legen im Beten die Hand an die Stirne, und machen zugleich eine tiefe Verbeugung. Ist ein Priester am Tische, so trinken sie nicht ehevor, als bis sie ihn um seinen Segen gebeten haben. So oft einer das Erstemal während dem Essen trinkt, es mag bei ihm zu Hause, oder auswärts bei seinen Freunden seyn, so grüßt er die ganze Gesellschaft einen nach dem andern, und wünscht einem jeden mit lauter Stimme Gesundheit und Glück. Hierauf ruft er Gott an, beugt den Becher

ein wenig auf die Seite, gießt etwas Wein auf die Erde oder in eine Schaale, und bringt auf diese Art ein Trankopfer. Die Römer, bei welchen dieser Gebrauch auch gewöhnlich war, nannten dieß eine Libation.

In den Klöstern waren die Mahlzeiten immer am feierlichsten. Ehe die griechischen Mönche zu Tische gehen, nimmt der Wöchner ein ganzes Brot, theilt es mit einem Messer kreuzweise von einander in vier Stücke, schneidet inwendig in der Runde herum, so daß es am Ende der größeren vier kleinere Stücke gibt; sorgt aber, daß das zerschnittene Brot nicht aus einander falle, sondern noch den ganzen zusammenhängenden Laib bilde. Dieß legt er auf einen Teller, bedeckt es und stellt es vor den Abt hin; nun wird das Zeichen zum Essen gegeben. Die Mönche erscheinen im Speisesaale, beten chorweise zusammen, und genießen ihre Mahlzeit unter dem Lesen eines geistlichen Buches. Nach der Mahlzeit stehen sie auf ein gegebenes Zeichen auf; jetzt reicht der Wöchner dem Abte das zugedeckte Brot, deckt es auf, und der Abt nimmt mit den äußersten Fingerspitzen einen kleinen Bissen und ißt ihn; alle Anwesenden folgen diesem Beispiele. Hernach nimmt der Abt einen Becher, läßt ihn füllen, trinkt einige Tropfen, und reicht ihn Jedem zum Trinken dar. Das Dankgebet wird alsdann chorweise gesungen, und jeder geht in seine Zelle oder an die ihm angewiesene Handarbeit.

Bei den abendländischen Mönchen waren die Tischceremonien nach den Orden verschieden. Ehe sie zu Tische gingen, wurden alle Thüren des Klosters verschlossen; die Mönche mußten die Tafelzeit in der Kirche unter

Psalmensingen erwarten, bei gegebenem Zeichen ohne Geräusch in den Speisesaal gehen, die Hände waschen, beim Eintritte das Haupt entblößen, und es vor dem daselbst stehenden Kreuzbilde erfurchtsvoll neigen, und sich auf beiden Seiten in eine Reihe nach dem Range des Klosteralters stellen. Nun schellte entweder der Abt, Prior, Quardian &c. mit einem auf dem Tische stehenden Glöckchen, oder der Wöchner schlug mit einem hölzernen Hammer auf ein Brett oder einen Stein einige Schläge. Nach diesem Zeichen wurde gebetet, und das Gebet mit einem Deo gratias beschlossen. Jetzt ging jeder an seinen ihm am Tische angewiesenen Ort und blieb daselbst aufrecht stehen. Sobald der Abt an seinen Sessel kam, wurde ein Korb mit Brot gefüllt von oben herab mit einem Stricke vor ihm auf den Tisch niedergelassen, zum Zeichen, daß das Brot für die Diener und Arbeiter im Weinberge des Herrn vom Himmel gesendet wurde. Der Abt segnete und brach dieß Brot, welches die dienenden Brüder vor ihm mit demüthig geneigtem Haupte und einem Deo gratias abnahmen, und dafür dem Abte die Hände küßten. Dieser Handkuß wurde ihnen von jedem Mönche erwiedert, dem sie dieses vom Abte gesegnete Brot darreichten. Hierauf wurden die gekochten und ungekochten Speisen auf die Tische getragen, welche der Abt mit den Worten segnete: Segne, o Herr! Alles was wir von diesen Speisen genießen werden; Benedic Domine! quidquid ex hinc accepturi sumus. Noch stehen die Mönche an ihren bestimmten Plätzen. Der Lector besteigt die Bühne, bittet mit den Worten: jube Domine, benedicere, um Erlaubniß, worauf

der Abt antwortet: Salvet nos Dominus, und alle Anwesenden sprechen: Amen. Sodann fängt er an einige Verse aus der Bibel oder aus einem geistlichen Buche zu lesen oder zu singen, nach welchem der Abt ein Zeichen zum Sitzen gibt. Die Mönche sprechen wieder: Deo gratias, setzen sich, küssen das Brot, den Tisch, Teller oder die Serviette, und essen, nachdem der Abt den Anfang damit gemacht hat. Ehe der Abt ißt, darf keiner einen Bissen genießen.

Bei vielen Mönchen war es Gesetz, daß man, ehe man etwas Speise zu sich nahm, ungeweihte Hostien oder weiße Oblaten auf einem Teller brachte, und Jedem zum Essen darreichte. Die Austheilenden wurden mit einem Handkuße belohnt. Das Mahl wurde unter dem größten Stillschweigen und unter beständigem Lesen gehalten. Jeder Trinkende mußte den Becher mit beiden Händen ergreifen, wenigstens mit einer Hand halten und mit dem Finger der andern unterstützen, zuvor aber allemal den vollen Becher segnen.

Niemand durfte einzeln von der Tafel aufstehen; forderte es die Noth, so kniete der Mönch, der hinaus zu gehen wünschte, in die Mitte des Saales, streckte zuerst die Hände aus, legte sie auf die Brust, neigte das Haupt und murmelte leise den Psalm: Confiteantur etc. Der Abt winkte ihm stillschweigend die Erlaubniß zu, und er betete alsdann leise das agimus und miserere, und ging in der Stille ab.

War das Mahl zu Ende, so wurden die übrig gebliebenen Stücke Brot gesammelt, und die kleinen Brosamen mit einem Wedel mit der größten Sorgfältigkeit

zusammen gekehrt, damit keines auf die Erde falle. Man fing bei dem Abte an, der sammelnde Mönch machte jedem sitzenden Mönche eine Verbeugung, und hernach wurden, mit gleicher Ceremonie, die Tische gereinigt. Die übrigen Speisen und Brotstücke wurden bei der Klosterpforte den Armen ausgetheilt.

Wie das Mahl mit Gebet begann, so mußte es auch mit Gebet geendigt werden.

Der Zweikampf.

So sehr man in unseren Zeiten den Zweikampf als eine der Moralität, der Vernunft und den Gesetzen gleich entgegen stehende Sache mit dem gegründetsten Rechte verwirft, und ihn, als ein Ueberbleibsel der barbarischen Zeiten, als eine unserer Cultur unangemessene und sie herabwürdigende Gewohnheit darstellt; so läßt sich doch aus der Geschichte beweisen, daß die Nationen, bei denen der Zweikampf Statt fand, ein ungleich feineres (oder reizbareres) Ehrgefühl, eine größere persönliche Tapferkeit, einen höheren Grad des Edelmuthes und einen stärkeren Abscheu gegen alle erniedrigende Beleidigungen besaßen, als Völker, bei denen der Zweikampf nicht bekannt war, die sich aber dagegen anderer, und zuweilen der schändlichsten und grausamsten Mittel bedienten, um empfangene Beleidigungen zu rächen, oder

die sie aus Mangel an feinem Gefühl ganz ungeahndet ließen.

Daß bei den Griechen und Römern der Zweikampf nicht eingeführt war, kann man weder aus ihrem Gehorsam gegen die Gesetze, denn er war nie Sitte gewesen und nie verboten worden, noch aus einem Mangel an persönlicher Tapferkeit herleiten, die bekanntlich genugsam erwiesen ist. Die Ursache lag vielmehr in ihren Begriffen von der Ehre. Wahrscheinlich glaubten sie, daß Worte Niemanden schlechter oder besser machen können, als er ist, und waren nicht große Männer neuerer Zeiten gleicher Meinung? Man weiß, wie gleichgültig Friedrich der Zweite gegen solche vermeintliche Beleidigungen war; das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit und eines reinen Gewissens gibt allerdings eine gewisse Geistesstärke, die sich über solche um so mehr hinaussetzen kann, als gegen wirkliche Beleidigungen ohnehin Schutz in den Gesetzen liegt. Sich über selbe hinaussetzen, heißt, sie verachten, sich selbst Recht schaffen wollen, die Gesellschaft beleidigen; und wie oft wird nicht durch den Mord des Beleidigten die Schuld des Beleidigers und die Beleidigung vergrößert. Der Richter urtheilt unbefangener und parteiloser als die Parteien selbst.

Man lese die Reden des Cicero, Demosthenes, Aeschines, Catilina und anderer berühmten Staatsmänner und Redner, die öffentlich vor dem ganzen Volke einander die größten und schändlichsten Laster vorwarfen, und sich die niedrigsten Schimpfwörter erlaubten. Dieß wurde von ihren Gegnern, die sich zu vertheidigen nicht ermangelten, erwiedert.

Obgleich die Griechen in ihren Wettspielen häufige Kämpfe eingeführt hatten, so geschahen doch diese nie mit tödtlichen Waffen, und hatten einen ganz andern Zweck, als die teutschen Zweikämpfe. Das einzige Beispiel eines Zweikampfs der letzteren Art bei den Griechen findet man in Curtius zwischen den Athleten Dioxippus und dem macedonischen Krieger Horrattas; dieser warf nämlich jenem in Gegenwart Alexanders vor, daß er ein unnützes Glied des Heeres sey und nie einen ernstlichen Kampf wage, und forderte ihn auf, am folgenden Tage mit scharfen Waffen mit ihm zu kämpfen. Dioxippus nahm es an, und erschien auf dem Kampfplatze ganz ungerüstet und nur mit einer Keule versehen, während ihn Horrattas in völliger Rüstung und mit Lanze und Schwert bewaffnet erwartete. Dioxippus vermied den Wurfspieß seines Gegners durch eine geschickte Wendung, schlug ihm den zweiten, den er auf ihn werfen wollte, aus der Hand, packte ihn, ehe er den Degen ziehen konnte, mit der Faust, warf ihn zu Boden, und hätte ihn getödtet, wenn ihm nicht Alexander seiner zu schonen befohlen hätte. In Teutschland würde man einen Kampf mit so ungleichen Waffen nie gestattet haben.

Daß die Römer nicht durch die größere Milde ihrer Gebräuche vom Zweikampfe abgehalten wurden, zeigte ihre Neigung zu den blutigen Spielen der Gladiatoren. Die Römer setzten die Zweikämpfe der Teutschen mit diesen Gefechten der Gladiatoren in eine Klasse, und hielten beide für gleich herabwürdigend. Als August vom Antonius zum Zweikampfe aufgefordert wurde,

antwortete er: Es gibt noch viele andere Arten aus der Welt zu kommen, als einen Zweikampf wie die Gladiatoren.

Cäsar erzählt in seinem gallischen Kriege ein Beispiel einer Art Wettkampfes, der der Nachahmung aller Zeitgenossen würdig ist, und unseren Zweikämpfen vorzuziehen wäre, wenn Umstände und Convenienz ihn immer gestatteten. Varenus und Pulfio, zwei Centurionen seiner Legion, hatten schon lange mit einer gewissen Eifersucht die Stelle des ersten Centurions der Legion gesucht. Als sie nun in einem verschanzten Lager dem Feinde gegenüber standen, sagte Varenus zu Pulfio: Nun haben wir die beste Gelegenheit, unsern Muth zu zeigen, und zu beweisen, welcher der Tapferer von uns ist. Als er dieß gesagt hatte, stürzte er sich in den dicksten Haufen der Feinde; Pulfio rannte ihm nach, tödtete einen der Feinde; und wurde von ihnen so umgeben, daß er das Schwert nicht ziehen konnte, als ihn Varenus befreite. Nun wandten sich die Feinde gegen den Letztern, der in eine Vertiefung fiel, und verloren gewesen wäre, wenn ihn Pulfio nicht gerettet hätte. Beide Krieger kehrten hierauf in das Lager zurück, wo der Beifall und die Achtung der ganzen Armee sie lohnte.

Es zeigt sich um so deutlicher, daß der Zweikampf den Völkern germanischer Abkunft beinahe allein eigen war, weil man selbst bei den slavischen Nationen keine Spur davon findet. In Pohlen, Rußland, Ungarn u. a. m. fallen nur selten Zweikämpfe vor, und wenn es geschieht, so ist es mehr eine Nachahmung fremder

Sitten als Landesgewohnheit. In manchen derselben, z. B. in Rußland, wurden vorhin immer selbst Männer vom hohen Stande mit körperlichen Züchtigungen bestraft, die man bei anderen Völkern als entehrend angesehen hätte, während jene sie ohne Verletzung ihrer Ehre dulden konnten. Dieß mußte freilich zur Folge haben, daß ihr Ehrgefühl abgestumpft wurde, und Beleidigungen durch Schimpfworte gar keinen, und durch Thätlichkeiten ungleich weniger Eindruck machten, als auf andere Völker. Hingegen waren auch heimliche Mordthaten bei ihnen weit häufiger, und wenn sie tief beleidigt wurden, und ihren Feind ohne Gefahr ermorden konnten, so thaten sie es auch in den meisten Fällen.

Unter den morgenländischen Völkern ahnden nur die Drusen auf dem Libanon, die Georgianer und andere Bewohner des Caucasus empfangene Beleidigungen auf der Stelle, indem sie ihre Sache mit dem Säbel sogleich auszumachen, oder das vermeintliche oder wahre Unrecht zu rächen suchen. Die übrigen Morgenländer, und auch die Türken, sind bei wörtlichen und thätlichen Beschimpfungen, wenn nur diese letzteren ihren Bart nicht betreffen, äußerst gefaßt, und äußern nicht den geringsten Zorn: aber nur zum Schein, denn über lang oder kurz, wenn es auch erst nach Jahren wäre, suchen sie ihre Feinde zu überfallen und zu ermorden.

Auch die crimmischen Tartaren befolgen diese Maxime, nur daß sie, wenn sie beleidigt worden sind, ihren Säbel öffentlich schleifen, oder ihr Gewehr laden, und laut dem Beleidiger Rache drohen. Die Verwand-

ten desselben suchen sie zu besänftigen, während die ihrigen noch mehr zur Rache aneifern; Niemand aber nimmt sich der Sache thätig an, die sich gewöhnlich mit der Ermordung des Einen oder des Andern endigt, nachdem sich der Beleidigte durch Opium zu seiner That Muth gemacht hat. Diese ahndet Niemand, und wenn man davon spricht, so geschieht es immer mit den Zeichen des Beifalls; auch wird derjenige, der zehn Beleidiger ermordete, für den größten Helden seines Quartiers angesehen, und bei allen Gelegenheiten mit vorzüglicher Achtung (oder Furcht) behandelt, weil man ihn als den Schützer seiner Familie und Verwandtschaft betrachtet.

Daß diese Art Selbsthilfe in Ländern und bei Nationen, bei welchen die Gerechtigkeitspflege schlecht bestellt ist, überhand nehmen und üblich werden mußte, ist sehr begreiflich. Wer in den Gesetzen oder ihrer Ausübung keinen Schutz zu finden gewiß ist, muß sich selben allerdings selbst zu verschaffen suchen.

Obgleich die Türken den Meuchelmord nicht strenge ahnden, so bestrafen sie doch den offenen Zweikampf und selbst Aufforderungen, wie es Beispiele beweisen.

Noch kälter bei empfangenen Beleidigungen, aber auch noch rachsüchtiger und unversöhnlicher sind die Mohren, Perser und Araber, bei welchen auf jede Beleidigung der Meuchelmord, und auf diesen die Blutrache vón den Verwandten des Ermordeten folgt. Diese achten sie für eine unverbrüchliche Pflicht, die so heilig ist, daß sie öfters in Gegenwart, und auf Aufforderung des Richters und des Volks erfolgt, in welchem Falle sie nur die Schuldigen trifft. Geschieht sie aber ohne

Zuziehung des Gerichtes, so ist sie noch schrecklicher, weil die Verwandten, die sie immer vollziehen, dann nicht den Mörder ihres Freundes, sondern das Oberhaupt oder dasjenige Mitglied seiner Familie tödten, das derselben am theuersten ist. Nur in äußerst seltenen Fällen geschieht es bei den Arabern, daß der Bluträcher einen offenen Zweikampf mit dem Mörder eingeht.

Die Hindus sind in dieser Hinsicht, wenn es möglich ist, noch rachgieriger, blutdurstiger und feiger, als die übrigen Morgenländer. Davon ist jedoch der Stamm der Rasbuten auszunehmen, die dem Meuchelmord abgeneigt sind, und ihre Händel zuweilen durch den Zweikampf schlichten. Eine Königin derselben forderte einst den Anführer der Maratten, der ihren Sohn getödtet hatte, zum Zweikampfe auf, der ihn aber unter dem Vorwande ausschlug, daß die Parthie zu ungleich sey, denn wenn er sie tödtete, so würde es ihm wenig Ehre machen, wenn sie ihn aber erlegte, so würde ihr Name dadurch unsterblich werden.

Obgleich bei den Morgenländern kriegerische Spiele, wobei mit scharfen Waffen gekämpft wird, nicht üblich sind, so machten doch die Einwohner der kanarischen Inseln eine Ausnahme, die öfters, und besonders bei großen Festen, ernstliche Zweikämpfe, zur Prüfung ihres Muthes und ihrer Standhaftigkeit, anstellten, was jedoch mit der Erlaubniß der Obrigkeit geschehen mußte. Wenn nämlich zwei muthige Männer ihre Tapferkeit gegen einander versuchen wollten, so baten sie den Rath der 12 Männer um die Erlaubniß dazu, die ihnen niemals verweigert wurde. Jeder zog dann,

von seinen Freunden und Verwandten begleitet, auf den Kampfplatz, an dessen zwei Enden zwei große platte Steine lagen. An diese stellten sich die Kämpfer, und jeder warf drei spitzige Steine auf den andern, die aber durch eine zweckmäßige Wendung des Körpers vermieden wurden. Dann gingen sie mit dem Degen auf einander los, und fochten so lange, bis der Eine eine Wunde erhielt, oder bis beide aus Ermüdung aufhören mußten.

Wenn sie sich, in diesem letztern Falle, wieder erholt hatten, setzten sie den Kampf so lange fort, bis die Richter entschieden, daß es genug sey. Zuweilen rangen sie auch.

Kein Funke von unserem Muthe, der uns dem Feinde offen entgegen treibt, findet sich in Süden von Asien. Wenn die Bewohner dieser Gegenden von Leidenschaften gereizt, und von Opium berauscht sind, so werden sie so wild, daß sie auch gegen Unschuldige, die sie antreffen, wie gegen ihre Feinde wüthen, oder auch wohl gegen sich selbst. Wenn die Malayen beleidigt sind, so berauschen sie sich mit Opium, bewaffnen sich mit zwei großen, öfters vergifteten Dolchen, rennen durch die Straßen, und stossen Alles nieder, was sie antreffen, bis sie todtgeschlagen oder geschossen werden.

Die Japanesen schneiden sich, um sich an ihrem Feinde zu rächen, den Leib auf, weil ihr Gegner dadurch genöthigt wird, das Nämliche zu thun. — Wahrlich! eine der sonderbarsten Arten von Rache, die in anderen Ländern noch keine Nachahmung gefunden hat, und auch wohl nicht finden wird. — Bei allen diesen Völkern ist der Zweikampf unbekannt.

Im ganzen östlichen und nördlichen Asien sind die Tungusen das einzige Volk, bei dem man noch zuweilen Zweikämpfe findet; auch sind sie von jenen Nationen die muthigsten.

Die Amerikaner suchten sich, so lange sie sich noch im uncivilisirten Zustande befanden, an ihren Feinden nur durch Hinterlist und Meuchelmord zu rächen, und thaten dieß, wenn es nicht sogleich geschehen konnte, öfters erst nach Jahren, denn ihre Rache vergaßen sie nie.

Die Neger sind zwar unversöhnlich, wenn sie beleidigt werden, aber zu einem offenen Angriffe zu feige, und öfters auch zu zaghaft, um ihren Feind mit dem Schwert oder Dolch zu tödten, daher sie sich gewöhnlich des Giftes dazu bedienen.

Man muß aber diesen halbwilden Nationen und Völkern es zum Ruhme nachsagen, daß sie für Wohlthaten ein eben so gutes Gedächtniß haben, als für Beleidigungen, und daß sie sich in dieser Hinsicht vor den cultivirten Europäern sehr vortheilhaft auszeichnen, bei welchen das Laster der Undankbarkeit mit der zunehmenden Selbstsucht gleichen Schritt hält. Man hat von der Dankbarkeit, besonders der Araber und Neger merkwürdige Beispiele, die einen Heroismus bezeugen, zu welchen ein Europäer sich schwerlich verstehen würde. Ein gegebenes Wort oder Handschlag ist ihnen oft heiliger als uns eine mit Zeugen und allen gerichtlichen Formen versehene Schrift. So wägen sich in der Welt Tugenden und Laster oft auf. Zu den ersteren kann man bei mehreren jener Völker auch noch eine bei uns unbekannt gewordene Gastfreiheit zählen.

Von den oft sehr sonderbaren Veranlassungen zu Zweikämpfen oder Ausforderungen neuerer Zeiten, und ihren oft noch sonderbareren Resultaten wollen wir einige Beispiele anführen, die zum Theil zur Berichtigung der Urtheile über diesen Gegenstand überhaupt dienen können.

Ein Reisender befand sich einst in einem Posthause, und wartete, nebst mehreren Personen, auf das Essen. Ein junger Mensch trat ins Zimmer, nach dem neuesten Geschmack gekleidet, geschnürt, und mit einem Schnurbarte, Sporn, einer Reitgerte und Tabakpfeife, den Rüstungen unserer Elegans (Zierbengel), versehen. Er grüßte Niemanden, machte sich seinen Cacadu vor dem Spiegel zurechte, trillerte eine Opernarie von Rossini, und untersuchte jeden Anwesenden, ob er sich neben ihn stellen dürfe. In der Ecke liest ein sehr einfach gekleideter Mann, und gibt sich die Mühe nicht, den Zierbengel nur anzusehen. Desto mehr verdrießt es diesen, und er will die Aufmerksamkeit des Reisenden schlechterdings auf sich ziehen, nähert sich, und frägt: der Herr liest?

Wie der Herr sieht!

Darf man fragen: Was?

Eine Comödie!

Und welches ist denn das interessante Stück, das uns das Vergnügen Ihrer Unterhaltung raubt?

Der unbescheidene Neugierige! antwortete der Lesende mit halbem Lächeln. Desto mehr Mühe hat die Gesellschaft, ein volles Lachen zurück zu halten.

Der Elegant erröthet, und frägt ein wenig betrof=

fen: Darf ich mir den Namen desjenigen ausbitten, der mir für diese Spötterei (mit Nachdruck) Genugthuung schuldig ist?

Ich bin der Oberste * * *; dieser Name kann Ihnen nicht unbekannt seyn, da ich bei Ihrem Vater oft Kleidungsstücke für das Regiment bestellte.

Itzt platzte die Gesellschaft in einen Choral von Lachen aus. Der Elegant schlich sich fort und vergaß auf seine Genugthuung so gänzlich, daß er kein Wörtchen mehr aufzubringen vermochte, und die Reisenden speisten so vergnügt zusammen, daß nicht leicht eine Reisegesellschaft munterer zu Mittage aß.

Doctor Young, der berühmte Verfasser der Nachtgedanken, war bekanntlich ein protestantischer Geistlicher und spielte vortrefflich auf der Flöte. Als er einmal mit einigen Damen, die er in Vauxhall führen wollte, über die Themse fuhr, fing er auch an auf der Flöte zu spielen, aber da sie deßwegen von einem andern Fahrzeuge, das voll junger Officiere war, verfolgt und immer begleitet wurden, so steckte er seine Flöte ein. Einer von jenen jungen Leuten fragte ihn hierauf: Warum hören Sie auf zu spielen? Aus eben der Ursache antwortete Young, weil ich zu spielen anfing. — Und welche war das? — Weil es mir so gefiel. — Gut denn, antwortete der Officier, nehmen Sie den Augenblick ihre Flöte wieder und spielen sie fort, oder ich werfe Sie in die Themse. Da Young sah, daß die Damen, die bei ihm waren, über den Streit in Angst geriethen, gab er den Umständen nach, und spielte während der ganzen Ueberfahrt ganz angenehm fort. Als die Gesellschaft in

Vauxhall angekommen war, verlor er seinen Beleidiger nicht aus dem Gesichte, und da er ihn Abends in einer Allee allein fand, so ging er auf ihn zu, und sagte ihm in einem festen und ruhigen Tone: Mein Herr, aus Furcht, ihre und meine Gesellschaft zu beunruhigen habe ich Ihrer Impertinenz nachgegeben; aber um Ihnen zu beweisen, daß Herzhaftigkeit eben so gut unter einem schwarzen als unter einem rothen Kleide (die englische Uniform ist roth) wohnen könne, ersuche ich Sie, sich Morgen Vormittag um 10 Uhr im Hydepark einzufinden. Secundanten brauchen wir nicht, der Streit geht bloß uns an, und es wäre unnöthig, Fremde hineinzumischen. Da wollen wir uns schlagen.

Der junge Kriegsmann nahm die Ausforderung an. Sie fanden sich beide zur bestimmten Stunde ein, und der Officier zog seinen Degen und setzte sich in Positur, Young aber setzte ihm eine Pistole auf die Brust. Wollen Sie mich morden? schrie der Officier. Nein! antwortete Young ganz kalt, aber sind Sie so gütig, ihren Degen auf der Stelle einzustecken und ein Menuet zu tanzen, oder Sie sind auf der Stelle des Todes. Der Officier machte einige Umstände, aber die Kaltblütigkeit und der Ton seines Gegners wirkten so viel, daß er gehorchte. Nach geendigtem Menuet sagte Young: Sie zwangen mich gestern, wider meinen Willen auf der Flöte zu spielen, ich habe Sie heute wider Ihren Willen tanzen machen, wir sind quitt. Sind Sie indessen noch nicht zufrieden, so will ich Ihnen alle Genugthuung geben, die Sie verlangen. Statt aller Antwort fiel ihm der Officier, den diese Lection zur Erkenntniß seines Un-

rechts gebracht hatte, um den Hals, machte Entschuldigungen und bat um seine Freundschaft, und wirklich errichteten sie einen Bund mitsammen, der nicht eher, als mit Youngs Tode aufhörte. — Young hatte das Mittel gefunden, den Officier die Macht der Wahrheit fühlen zu lehren.

Ein Officier bekam mit einem Apotheker Händel in einem Caffeehause wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit. Der Officier glaubte sich beleidigt und forderte den Apotheker auf Degen oder Pistolen, wovon er ihm die Wahl ließ. Mein Herr! sagte der Apotheker, diese Instrumente gehören zu Ihrem Handwerk; ich habe weder fechten noch schießen gelernt, müßte also nothwendiger Weise unterliegen; ich biete Ihnen aber eine andere Art von Zweikampf an: Ich bringe drei Pillen, die Sie einnehmen, und ich werde jene drei Pillen einnehmen, die Sie bringen. Ganz natürlich protestirte der Officier; der Apotheker hatte die Lacher auf seiner Seite, und die Sache war unblutig abgethan. Diese drei Anekdoten sagen mehr als eine lange Abhandlung über den Zweikampf.

Die Feldgerichte der Teutschen.

Diese wurden jährlich im Frühlinge oder Herbste unter freiem Himmel gehalten. Man nannte dieß ein Feldgericht, und die Vorsteher desselben pflegten gewöhnlich

die Zeit bekannt zu machen, wann sie abgehalten würden, und Jederman einzuladen, der bei diesem Gerichte etwas anzubringen haben möchte.

Diese Feldgerichte sind sehr alten Ursprungs, wahrscheinlich älter als die Vehmgerichte, welche dem Verfall jener ihren Ursprung, oder doch Ausbreitung zu verdanken zu haben scheinen. Sie bestanden gewöhnlich aus 16 Personen. Der Oberrichter hieß Eltergreffe, der unterste Froner oder Fronbote, die andern 14 hießen Schöppen oder Rechtssprecher. Diese 16 Personen mußten von unbescholtenem Character und ehelicher Geburt seyn. Starb einer von ihnen, so wählten damals, als die Sachsen die christliche Religion noch nicht angenommen hatten, die Priester der Irmensäule, mit Rath und Zuthun der Eltergrafen, einen andern. Die Wahl wurde unter freiem Himmel, vor des Gewählten Hause, durch siebenmaligen Ausruf angekündigt und bekannt gemacht.

Als die Sachsen unter Carl dem Großen die christliche Religion annehmen mußten, und Ludwig der Fromme das Kloster Corvey stiftete, so übergab er diesem Kloster die Direction eines freien Feldgerichtes. Dieses Corveyische Feldgericht aber war zu folgendem Endzweck errichtet: Wenn einem Hausvater an seinem Acker, Hof, Garten, Wiesen und Weide etwas Abbruch gethan ward, so konnte er seine Klage deßwegen vor dem Freigrafen und zweien Feldrichtern vorbringen.

Alsdann befahl der Freigraf im Beiseyn zweier Freirichter dem Fronboten, bei scheinender Sonne und unter

freiem Himmel, allen Freirichtern und Freien, so viel an dem Orte des Streits wohnten, zu verkündigen, daß sie am nächsten Sonnabend an dem Orte, wegen welchem geklagt wurde, vor dem ordentlichen und im alten Recht erkannten freien Königsstuhl, bei Strafe der alten anerkannten Buße, sich versammeln sollten. Die Strafe bestund in einem Pfund Wachs und neun werbeegischen Pfennigen. Der Königsstuhl war aber auf jedem Felde, das unter den District des Königsstuhls gehörte, ein viereckiger, freier grüner Platz, 16 Schuh lang und breit, und wurde auf folgende Art zum Königsstuhl eingeweiht:

Der Fronbote grub in der Mitte eine Grube eine Elle tief, dann warfen alle 16 Freirichter, ein jeder besonders, eine Hand voll Asche, einen Knollen *) und ein Stück Ziegelstein hinein, worauf es der Fronbote wieder zuscharrte. Auf diese Stelle mußte der Fronbote dem Freigrafen den Stuhl setzen, wenn Feldgericht gehalten wurde.

Wenn nun der angesetzte Gerichtstag herankam, so versammelten sich die Freirichter und Freie des Orts, wo das Gericht gehalten wurde, vor des Oberrichters Hause. Dann ging dieser heraus, und verfügte sich an den Ort, wo der Königsstuhl stand. Ihm folgten die Freirichter; die jüngsten von ihnen trugen einen Stuhl und Stange, dann kamen die freien Leute, die an dem Orte wohnten, und folgten ihm bis an den Ort, wegen welchen geklagt worden war. Niemand aber durfte in dem Kö-

*) Was dieß heißen soll, ist ungewiß. Vielleicht bedeutet es eine Erdscholle.

nigsstuhle, d. h. in dem viereckigen grünen Platz, bei Strafe, gehen. Waren sie alle zugegen, so gebot der Fronbote Stillschweigen, und sagte folgende Reime her:

Herr Greve
Met Orloeve (Urlaub, Erlaubniß)
Unde met Behage
Eck iock frage
Segget my vor Recht
Eff eck yneve Knecht
Diessen Stöl setten möge
Up den König Stöl met Orloeve.

Der Oberrichter oder Freigraf antwortete darauf mit folgenden Versen:

All Deville der Sünne (die Sonne) met Rechte
Beschynet Herrn und Knechte,
Unde alle use (unsre) Werke,
So strecke eck das Recht so starke,
Den Stoel tho setten even
Unde rachte mate (Maß) tho gewen
Den Kleger tho recht hören
Den Beklagten tho antworten.

Der Froner setzte darauf den Stuhl in den Platz des Königsstuhls, und sprach zum zweitenmale:

Herr Greve, leve (lieber) Herre
Eck vormahne yöck huwer Ehre,
Eck so yuwe Knecht
Darum segget my vor Recht,
Eff (ob) diese Matte sy gelicke (gleich)
Dem Armen also den Ricken
Tho metten (messen) Land und Standt
By yuwer Seelen Pand.

Sogleich legte der Froner die Stange vor dem Königsstuhl auf die Erde, der Oberrichter trat darauf mit seinem rechten Fuße an das Ende der Stange, und die andern 15 Freirichter, wie sie nach einander in das Amt

gekommen waren, folgten seinem Beispiele. Der Froner sprach nun zum drittenmale:

Herr Grede
Eck frage met Orloede
Eff eck moge meten
Met juwen mede Weten (Wissen)
Openpar und underholen,
Diesen freien Königs Stôl.

Der Oberrichter antwortete in folgenden Reimen:

Eck orloede (erlaube) recht
Unde vorbede (verbiete) unrecht
Bey Pann der olden erkannten Recht.

Der Königsstuhl wurde dann die quer und überquer in Aller Gegenwart gemessen, so daß er allenthalben 16 Schuh lang und breit seyn mußte; wenn etwas daran fehlte, so suchte man das Mangelnde in den daran liegenden Aeckern. Welcher Acker mehr Land hatte, als ihm gehörte, dessen Besitzer mußte die Strafe sogleich an den Königsstuhl bezahlen. Betraf es einen Freirichter, so mußte dieser doppelte Strafe erlegen, was besonders merkwürdig ist.

Der Oberrichter setzte sich nun auf den Königsstuhl, und die beiden jüngsten Froner brachten Klage und Vertheidigung vor. Darauf ermahnte er die Freirichter in Gegenwart aller Freien, Recht und Urtheil zu sprechen. Die Anrede war diese:

All Devile an düssem Dage
Met juwer allem Behage
Unter dem hellen Himmel klar
Ein fry Feldgericht openbar,
Geheget bym lechen (lichten) Sonnenschin,
Met nechtern (nüchternem) Mund kommen herin,

De Stoel oock (auch) is gesettet recht
Dat Maht (Maß) befunden upgeracht
So sprechet Recht ene Wirth und Wonne
Up Klag und Antwort, wiel schient die Sunne.

Jeder sagte darauf seine Meinung; die meisten Stimmen galten. Nach diesen sprach man das vollgütige Urtheil, von welchem nicht appelirt werden durfte.

Wenn auch auf solchen Fluren und Feldern, die unter den District des Feldgerichts gehörten, ein Mord oder Diebstahl an Vieh, Früchten, Ackergeräthe oder Anderem geschehen war, so wurde nach obiger Form gerichtet, auch nach Beschaffenheit der Umstände dem Schuldigen das Leben abgesprochen, und derselbe der Landesobrigkeit zur Bestrafung übergeben, welche dann eigentlich unter diesem Gerichte stand.

Das Verfahren dieser Gerichte war also ziemlich summarisch, ersparte aber alle Schreibereien, Stempel, Advocaten, Gerichtskosten und Zeitaufwand. Die Oeffentlichkeit derselben und die größere Zahl der Richter, in welcher Hinsicht sie einiger Maßen den englischen Geschwornen-Gerichten und den französischen Assissengerichtshöfen glich, waren große Schutzwehren des Rechtes; wozu noch folgende Einrichtung viel beitrug:

Wer unrechtmäßiger Weise klagte, dem ward zweifache Strafe zuerkannt. Wurde ein Freirichter einer schlechten Handlung überwiesen, so mußte er vierfache Strafe geben, und ward seiner Würde und Freiheit beraubt. Lezner (aus dessen Vita Caroli Magni diese Nachricht gezogen ist) schließt seine Erzählung hievon mit folgenden Worten:

„Darumb hat dieses Gericht nicht weniger als das „Vehmgericht in der Zucht gehalten das Volk, damit „sie nicht um ihre Freiheit kommen möchten. Endlich „ist dieses Feldgericht bei Herzog Heinrichs des La„noen (Löwen) Zeiten, als die Greffen so gemeinig„lich Oberrichter waren, und nunmehr zum Kriege ge„braucht wurden, in einen Mißbrauch und endlichen „Abgang gerathen, und zuletzt gar gefallen. So geht „es mit allen Dingen zu, wenn sich der Mißbrauch mit „einmengt; das Recht ist zwar an ihm selbst heilsam „und gut, aber Gunst, Geschenke, unbeschnittene Gul„den und vollwichtige Thaler machen alles Recht zu „Unrecht."

Der Verfall dieser Gerichte scheint

die Vehmgerichte

als Surrogat für jene öffentliche Rechtspflege in Aufnahme gebracht zu haben. Die von jenen abgeleiteten gleichen Namen der heimlichen oder Vehmrichter, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Der Krieg, der der Moralität des Volkes immer schädlich, und selbst ein Zustand des Unrechtes ist, hatte die Feldgerichte zur Ausartung gebracht, und dadurch verdrängt; eine Rechtspflege war noch nothwendiger geworden, als sie vorhin war, man mußte also Etwas an ihre Stelle setzen, und zwar Etwas, das durch Furcht und Schrecken herrschte, mehr imponirte und kräftiger in das bürgerliche Leben eingriff, als jene Feldgerichte, die für den

Friedensstand berechnet, einer sittlicheren Volksmasse allerdings genügen konnten.

Die Fabrikanten unserer Ritterromane und Ritter-Schau- und Trauerspiele haben dieses Institut des Mittelalters so abentheuerlich und schrecklich zugestutzt, und es so oft zur Vogelscheue für vernünftige und zugleich zur Lockspeise für schreckenliebende Leser und Zuschauer gemacht, daß man gewiß Lust bekommen mußte, das Gespenst ohne Maske zu sehen, und zu wissen, ob die heilige Vehme auch wirklich bestanden habe, und was sie gewesen sey. Diese Neugierde wollen wir durch folgende auf Urkunden und zuverlässige Nachrichten bekannter Geschichtschreiber sich gründende Darstellung befriedigen.

In Untersuchungen über den Namen Vehme wollen wir uns, unsern Lesern zu Liebe nicht einlassen; den Ursprung aber des Vehmgerichts selbst müssen wir, obgleich die Schriftsteller darüber verschiedener Meinung sind, doch näher berühren. Der erste Schriftsteller, der des Vehmgerichts deutlich und bestimmt Erwähnung thut, ist Heinrich von Herfort, der im vierzehnten Jahrhundert unter Carl dem Vierten lebte, und ein Werk: De factis illustribus ab orbe condito usque ad annum 1553 schrieb. Er sagt: Carl der Große habe in das Land jenseits der Weser, aus welchem er die alten Sachsen verjagte, ein neues Volk eingeführt, dem er das Land zum ewigen Besitz übergeben hätte, aber unter der Bedingung, daß dieses Volk das Land im Glauben an Christum und in Treue gegen den König besitzen sollte, weßwegen er sie auch dem Ge-

setze des heimlichen Gerichts, welches in ihrer Sprache Vehme heißt, unterwarf, indem er die Gegend, die ihrer häufigen Waldungen wegen zu Mord und Raub bequem und auch dadurch berüchtigt war, dadurch von Räubern und Mördern reinigen wollte. Er befahl also, daß dieses Gesetz zwischen dem Rhein und der Weser zu ewigen Zeiten sollte gehalten werden.

Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, und 1464 starb, sagt in seinem: Status Europae sub Friderico III. Imperatore, Folgendes: „Carl der Große führte mit den Einwohnern Westphalens beständig Krieg, und brachte ihnen mehrere große Niederlagen bei. Er zwang sie zur christlichen Religion, welche sie aber oft verließen und sich in ihre vorige Freiheit setzten. Damit nun Carl diese Rebellen durch Furcht vor Strafe im Schranken halten möchte, so bestellte er heimliche Richter, denen er befahl, treulose oder andere einer Uebelthat überwiesene (?) Leute auf der Stelle, wo sie dieselben anträfen, ohne vorhergehende Citation und zugelassene Vertheidigung hinzurichten. Dieß schreckte die Westphalen und erhielt sie treu, da man besonders in den Wäldern Männer aus hohen und niedern Ständen auf einem Stricke aufgehangen fand, ohne daß man vorher etwas von einer Anklage oder Verbrechen gehört hatte. Fragte man nach der Ursache hievon, so fand man, daß sie entweder eidbrüchig geworden waren, oder eine andere todeswürdige That begangen hatten. Dieses Gericht dauert noch fort, und wird Vetitum genannt."

Rovelink, welcher unter Kaiser Friedrich III. lebte und 1484 starb, schreibt in seinen Antiquitatibus Saxonum ebenfalls Carl dem Großen den Ursprung des Vehmgerichts zu.

Andere Schriftsteller führen andere Ursachen der Vehme an; so sagt z. B. Werlich in seiner Augsburgischen Chronik, sie sey errichtet worden, um den König Wittekindt zu zwingen, den christlichen Glauben, den er so oft verläugnet, nicht wieder zu verlassen. „Carl „setzte" sagt Werlich, „deßwegen das hohe und strenge Ge„richt, welches man das heimliche und heilige, die Rich„ter und Schöppen aber die Geheimen und Wissen„den genennt, bei den Sicambern oder Westphalen ein, „daß nämlich ein jeder, der vom Glauben abfiele, ohne „ferner an den nächsten Baum gehänget werden solle."

Indeß stimmen die meisten Schriftsteller darin überein, den Ursprung des heimlichen Gerichts von Carl dem Großen herzuleiten, der es der Heiden wegen eingesetzt haben soll. Wäre dieß der Fall, so hätte man in diesem Gerichte den Keim der nachherigen Inquisition, nur in einer andern Form zu suchen. Neuere Schriftsteller sind aber anderer Meinung. Nach Möser hat das Vehmgericht sein Daseyn den Carolingischen Commissarien (missis per tempora discurrentibus) zu danken. Diese bereiseten des Jahrs ein= oder zweimal die ihnen vom Kaiser Carl angewiesenen Districte, und hielten unter des Kaisers Namen, oder unter Königsbann, in denselben ihre Sitzungen, wobei jeder, der wider seine vorgesetzte Obrigkeit zu klagen, oder sonst etwas anzubringen hatte, das nur durch den Kaiser ent=

schieden werden durfte, erscheinen konnte. Diese Commissarien aber bestraften und untersuchten vorzüglich diejenigen Verbrecher, deren Bestrafung der Kaiser sich selbst vorbehalten hatte. Wie es nun überhaupt scheint, daß der ordentliche Richter nur auf Geldbuße sprechen konnte, so konnten jene Commissarien über alle Verbrechen richten, welche entweder der Kaiser für unablösbar erklärte, oder der Verbrecher selbst dadurch, daß er sich zur Genugthuung vor seinem ordentlichen Richter nicht bequemen wollte, unablöslich gemacht hatte. Die Natur dieser Anstalt forderte eine öffentliche und eine geheime Sitzung. Denn da unter den unablöslichen Verbrechen, Ketzerei, Zauberei, Kirchenraub mitbegriffen waren; so ließ sich darüber nicht vor dem ganzen Volke eine Untersuchung anstellen (?), und so ward die Commission erst mit dem versammelten Volke eröffnet, und hernach mit einem geheimen oder Stillgerichte beschlossen. Ferner erforderte sie, weil die Commissarien sich nicht lange aufhalten konnten, einen geschwinden Proceß, und dieser bestand darin, daß in jedem District zwei oder mehrere der besten und redlichsten Männer zu Eidgeschworenen angesetzt, und alle Verbrecher, die zu ihrer Bestrafung gehörten, auf deren Zeugniß gerichtet wurden. — Dieser Meinung widerspricht aber Biener in seinem Jur. Germ. und bestätigt die obige.

Dieß sey genug von dem Ursprung dieses Gerichts. Nun zu seiner Beschaffenheit und Einrichtung.

Das Gericht hieß Vehmgericht, das westphälische Gericht, des heiligen Reichs heimliches Gericht, die hemelicke (heimliche) beslottene (beschlossene) Acht, die

heilige, heimliche rechtwissende Acht, des H. R. Reichs Freigericht, Vehmgeding, Freigeding, weil es gleichsam ein außerordentliches Gericht vorstellte, das insgeheim auf die Erforschung und Ausrottung übelberüchtigter Personen bedacht war. Es stand unmittelbar unter dem Kaiser, der es mit der furchtbaren Gewalt über Leben und Tod belehnte, oder ihm die Ausübung des Königs- oder Blutbanns ertheilte. *) Es wurde gewöhnlich Dienstags (Die Martiis) gehalten, weil man bei den Heiden dem Gott Mars das Gericht über Leben und Tod zuschrieb, daher auch Dienstag Dingestag (Gerichtstag) genannt wurde.

Der Hauptsitz des Vehmgerichts war zu Dortmund in Westphalen; doch waren noch an vielen Orten Westphalens Vehmgerichte oder Freistühle. Im Jahre 1441 war ein Freistuhl zu Waltorff, 1445 in der Haespe, 1458 zu Brunyghusen, zu Bodelswingen, zu Vogelsten, zu Soest rc. In Dortmund präsidirte der Kaiser Sigismund bisweilen selbst, oder beschickte das Gericht durch Gesandte. Der Churfürst von Cölln war Vicepräsident. In dem General-Capitel, das Sigismund zu Dortmund in eigener Person hielt, war der Churfürst von Cölln und alle Stuhlherren der Vehmgerichte in Teutschland mit gegenwärtig. Die Gerichtsbarkeit dieser westphälischen Vehmgerichte erstreckte sich über ganz Teutschland, besonders über die Reichsstädte, welche damals noch keine Obrigkeit

*) Ding heißt im Altteutschen Gericht. Königsbann erklärt der Sachsenspiegel selbst durch „Gezwang und Gewalt, zu richten über Haut und Haare."

hatten, die über Leben und Tod richten konnte, und war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert am furchtbarsten. „In Dussen sulven Jahre" heißt es in Bothe's Braunschweigischer Chronik bei dem Jahre 1365, „to was to Brunsswyk ein Fedyngh „(Vehmgericht) dat deser acht woeden bepund (ver„brannt), ande (andre) gehengt."

Es waren aber nicht in Westphalen allein dergleichen Vehmgerichte; andere Länder Teutschlands waren ebenfalls mit diesen Inquisitionsgerichten reichlich versehen. In Würtemberg, Braunschweig, Frankfurt, Trier, Hessen und an mehreren Orten waren solche eingeführt. Im Jahre 1361 bekam der Erzbischof zu Utrecht ein Privilegium über ein Vehmgericht. Die Grafen von Bentheim bekamen, nach Urkunden von 1357 und 1372 ein Vehmgericht. Sechs Lausitzische Städte wurden vom Kaiser Carl IV. und von Wenzel mit dem Rechte, heimliche Gerichte zu halten, begnadigt.

Bei diesem Gerichte war ein dreifacher Grad und Würde. Die Vorsitzer, welches Fürsten aus dem weltlichen und geistlichen Stande, mitunter auch Grafen und Edelleute waren, hießen Stuhlherren, dirigirten das ganze Gericht, und hatten den ersten Rang. Im zweiten Range standen die Freigrafen, die von jedem Fürsten, in dessen Gebiet der Sitz des Vehmgerichts war, gewählt wurden, von denen allemal nur einer, bei einem solchen Gerichte, die Würde eines Freigrafen bekleidete, und keinen andern Freistuhl als den seinigen in seiner Grafschaft besitzen durfte. Sie hatten das Recht über Leben und Tod, oder Leib und Ehre;

ihre Pflicht war, das Urtheil über die, von den Freischöppen angeklagten Personen zu sprechen, und Ladungsbriefe auszufertigen. Ihr Präsidium ist in allen Urkunden so ausgedrückt: „Stet und Stul des Freien„stuls mit Urtel und gespannter Bank besitzen und be„kleiden." Ihre Person war heilig; Niemand durfte sie verletzen oder angreifen. Wer zum Freigrafen gewählt werden wollte, mußte von ehelicher Geburt seyn, und durfte in keinem übeln Rufe stehen. Der dortmundische Codex sagt: „Ein Freigraf, der über Leib und „Ehre richten will, soll echt und recht und eelich ge„boren seyn, on alle Missedat auf westphälischer Erde „geboren (d. h. in Westphalen zum Freigrafen gemacht)."

So groß aber auch die Macht und das Ansehen der Freigrafen war, so konnten sie doch in dem Freigerichte angeklagt, und vor dasselbe geladen werden. Wurde daher wider einen Freigrafen in dem Gerichte etwas angebracht, so wurde er das erstemal durch sieben Schöppen, mit angehängten Siegeln an dem Ladungsbriefe, vorgeladen. Erschien er auf die erste Vorladung nicht, so wurde er das zweitemal durch 4 Freigrafen und 14 Schöppen wieder schriftlich citirt. Das drittemal durch 6 Freigrafen und 21 Schöppen. Das viertemal geschah die Citation Ad domum Frigavii, oder wo er seinen Aufenthalt hatte. Wie es dann gehalten wurde, wenn er auch auf die vierte Ladung nicht erschien, davon — schweigen die Nachrichten gänzlich.

Den dritten Rang hatten die Schöffen, Schöppen, Freischöppen der heimlichen Acht, Scabini. Sie wurden von dem Freigrafen, aber mit Wissen und Willen

des Stuhlherrn gewählt. Dem Kaiser war es auch erlaubt, Schöppen zu machen, wenn er wissend war, d. h. wenn er sich als Mitglied des Vehmgerichts hatte aufnehmen lassen, wodurch er aller Geheimnisse desselben theilhaftig wurde. Die Freischöppen waren vom doppelten Range. Die vom ersten Range hießen: Schöffenbare Freien, Schildbodige und Rittermetige (rittermäßige) Freischöppen mit Wappen und Schild. Sie waren vom Adel, und anfänglich aus dem Soldatenstande; da so viele andere Mißbräuche hernach bei den Vehmgerichten einschlichen, konnten es auch Geistliche werden; in der Regel aber war es nicht erlaubt. Wie aber die Geistlichen nicht Mitglieder des heimlichen Gerichts werden konnten, so genossen sie auch des Rechts, vor kein Vehmgericht geladen zu werden. Man that hieran auch wirklich klug, weil die Geistlichen damals große Macht hatten, daher den Freigerichten bald den Garaus gemacht haben würden.

Die Schöppen vom zweiten Range hießen: Echte, rechte Frei-Schöppen, Vehme-Schöppen und Fronboten, und waren der ersteren Diener, und Vollzieher ihrer Aufträge. Sie mußten die Ladungsbriefe anschlagen, die Todesschuldigen ausspähen und bestrafen. Wer ein solcher Schöppe werden wollte, mußte gleich dem Freigrafen von ehelicher Geburt, unbescholtenem Charakter, und noch vor keinen Stuhl geladen worden seyn. „Sie sollen auch" sagt der dortmundische Codex „nicht Freileut noch Spilleut, noch „Scholdrer, noch offenbare Spiller seyn, sondern sie

„sollen recht und echt seyn, und die Undatt darumb sy „über den Verklagten sweren wollen, sollen sie mit iren „Augen gesehen, und mit iren Oren gehört haben.“ Darum war es auch keinem Freigrafen erlaubt, einen Unbekannten zum Schöppen zu machen. Ihre Pflicht war, durchs Land zu reisen, die im Schwunge gehenden Laster zu beobachten, und aufs härteste zu bestrafen, indem sie das ausgesprochene Urtheil des Freigrafen vollstreckten. Ihnen gebührte, nachdem einmal das Urtheil in dem Freigerichte ausgesprochen war, nicht die geringste weitere Erkenntniß, sondern der strengste Gehorsam, und wenn der Verbrecher von ihnen auch für den besten und redlichsten Mann gehalten wurde, so mußten sie ihn hängen. Wen sie gleich bei einer Missethat, nach dem damaligen Ausdruck „mit handhaftiger Dat“ ergriffen, den konnten sie auf der Stelle ohne Anklage und Anfrage an den ersten besten Baum knüpfen. Sie steckten dann ein Messer daneben, zum Zeichen, daß das heimliche Gericht ihn gerichtet hatte. Wenn ein Schöppe sich zu schwach fühlte, einen Verurtheilten zu greifen und zu hängen, so mußte er ihn so lange verfolgen, bis er mehrere Freischöppen antraf, die er bei Königsbann zu Hilfe rief, und die ihm ohne Widerrede gehorchen mußten, wenn sie nicht in Strafe verfallen wollten. Sie hängten den Verurtheilten an keinen Galgen, sondern mit der Wyd (Strick) an einen Baum an der Landstraße, um damit anzuzeigen, daß sie ein freies kaiserliches Richteramt durch das ganze Reich hatten, welches an keine herrschaftliche Gerichtsstätte gebunden war.

Das tiefste Geheimniß deckte alle ihre Handlungen, und man weiß bis jetzt noch nicht, was sie für eine Losung oder Zeichen gehabt haben, woran sie einander erkennen konnten. Die vier Buchstaben S. S. G. G., die man: Stock, Stein, Gras, Grein, ausgelegt hat, standen in einem Protocoll, das man zu Herford gefunden hat, und werden insgemein für die Worte gehalten, an denen sich die Freischöppen erkannten. Die Freischöppen mußten bei ihrer Aufnahme schwören, nichts von den Geheimnissen des lichtscheuen heimlichen Gerichts zu entdecken, Niemanden zu warnen, auch selbst der Eltern (?), Geschwister und Freunde nicht zu schonen, wenn ihnen von diesen ein Verbrechen bekannt war, das vor den Richterstuhl des heimlichen Gerichts gehörte. Wer Etwas entdeckte, oder Einen warnte, wurde 7 Fuß höher als andere Uebelthäter gehangen; sie mußten also aufhören Menschen zu seyn, und die natürlichsten sowohl als die christlichen Menschenpflichten zu erfüllen, um Freischöppen und würdige Diener eines Gerichtes zu seyn, das im Finstern, in der Nacht und im Verborgenen, über das Leben und Ehre der Menschen richtete.

Die Schöppen hatten, wie wir gesehen, sehr schwere Pflichten, aber auch sehr große Rechte, bis Kaiser Sigismund die Vehmgerichte reformirte. Minister und Magistratspersonen ließen sich unter sie aufnehmen, und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sogar auch Fürsten, z. B. der Herzog Heinrich von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Landshut, der

Burggraf Friedrich, und der Herzog Wilhelm von Sachsen.

Ihre ganze Anzahl soll sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf 100,000 belaufen haben. In Dortmund waren vor dem Stuhl, den man „den Spiegel und des heil. römischen Reichs Kammer" nannte, bisweilen über 1000 Schöppen gegenwärtig. Daher war ihrem Richterstuhl zu entfliehen eine Unmöglichkeit, und ihrem Auge konnte kein Verbrechen und kein Verbrecher entgehen. Baiern und Oesterreicher, Franken und Schwaben, wenn sie Etwas an Einem zu fordern hatten, der ihnen vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte (diese ordentlichen Richter müßten sonach wenig Gewalt gehabt haben), wendeten sich damals an ein westphälisches Gericht, und verschafften sich von demselben Ladungen und Urtheile, die sogleich der ganzen Gesellschaft der Freischöppen bekannt gemacht wurden, und folglich jene Hunderttausende in Bewegung setzten, die durch den fürchterlichsten Eid gebunden waren, weder ihrer Eltern noch ihrer besten Freunde zu schonen, und somit die Gebote der Natur und der Christuslehre zu übertreten.

Die Verbrechen, weßwegen man bei dem heimlichen Gerichte angeklagt werden konnte, waren folgende:

1. Wegen Abfall von der christlichen Religion.
2. Wegen Verletzung und Entweihung der Kirchen, der Gebäude und öffentlichen Straßen.
3. Wegen Entziehung der landesherrlichen Macht durch List.
4. Wegen schlechten Betragen gegen schwangere Weiber.

5. Wegen Diebstahl, Raub, Todtschlag und Feueranlegung.
6. Wegen schlechten Lebenswandel und Entziehung dieses Gerichts. (Welch ein Spielraum für die Willkühr!)

Einige setzen noch hinzu, wegen Ketzerei und Zauberei. —

Von der Ladung vor die Freigerichte waren Weibspersonen (wie galant!) und Juden (die also schon damals viele große Freunde haben mußten, die ihnen ein solches Privilegium gewährten) ausgenommen. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurden aber auch Juden geladen, vermuthlich, weil sie ihr Privilegium ein wenig stark mißbraucht hatten.

Vor des Kaisers Ruprechts Zeiten war in dem Vehmgerichte keine Einrichtung unter kaiserlicher Autorität gemacht worden. Ruprecht war der erste, der demselben 1404 die gehörige Einrichtung gab. Dieses erhellet aus einem Manuscripte vom Jahre 1546, das auf der Bibliothek zu Stuttgart befindlich ist. Es hat den Titel: „Der heiligen Acht Frey Grafen und Schöp„pen Westphäl. Gerichts Ordnung und Statuten, wel„ches weyland von Kaiser Carl dem Großen 772 Jahr „aufgerichtet, und durch König Ruprecht 1404 Jahr „mit seiner Ordnung zu Erhaltung der Rechtwissenden „Stuhlgerechtigkeit wiederum in vielen irrenden Stücken „erneuert und bekräftigt worden ist."

Im Jahre 1439 wurde auf Befehl Kaiser Sigismunds die Einrichtung des Vehmgerichts durch den Churfürst Dietrich zu Cölln zuerst verbessert. Nach

dieser cöllnischen Reformation (die sich wie nachher das Cöllnerwasser verbreitete) richteten sich die späteren Reformationen. Kaiser Friedrich der III. schränkte es auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahre 1442 um ein Großes ein. Maximilian gab auf dem Reichstage zu Worms 1495 noch schärfere Gesetze. Spätere Kaiser fügten noch mehrere Einschränkungen hinzu, aber alle erreichten ihren Zweck nicht, wie dieß allemal der Fall ist, wenn ein Institut organische Fehler hat.

Zu Ende des fünfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts arteten diese Gerichte, trotz aller Reformationen, immer mehr aus. Die Reichsstände klagten darüber, und bekamen von den Kaisern selbst das Recht, Vehmgerichte zu halten, oder wurden ihrer Gerichtsbarkeit entzogen und bekamen eigene Gerichte.

Das Oberhaupt und der Schiedsrichter der Vehmgerichte war der Kaiser; von diesem bekamen sie ihre Privilegien, waren von ihm mit Königs- oder Blutbann belehnt, und bezogen sich auf denselben in ihren Gesetzen und Decreten. „Darum," sagt der dortmundische Coder, „so ist das Gericht hoher und übertreffende alle weltliche „Gericht in seiner Ordnung, um das alle Freyschöppen „mit dem höchsten Kaiserlichsten Königlichsten Pann übers „Plutt, leib und Ehren zu richten von dem heiligen „Reich belehnt sind." Der Kaiser, wenn er wissend war, und ein Theil seiner Räthe, die auch Mitglieder des heimlichen Gerichts seyn mußten, wußten um die Geheimnisse. Daher ließen sich die Kaiser bei ihrer Krönung unter die Wissenden aufnehmen. War der Kaiser nicht wissend, so durften ihm auch die Schöppen nichts

entdecken, was in dem Gerichte vorging. Der Kaiser oder sein Bevollmächtigter konnten nirgends Freischöppen machen, als in Westphalen oder auf der rothen Erde (so wurde Westphalen bei dem heimlichen Gerichte genannt) an einem freien Stuhle, unter dem Beistand von 3 oder 4 anderen Schöppen als Zeugen. Der Kaiser Wenzel hatte Freischöppen außerhalb Westphalen gemacht, und als der Kaiser Ruprecht fragte, wie sich ächte Freischöppen gegen dieselben verhielten, so gab man ihm zur Antwort: „Man hängt sie von Stund an, ohne Gnade." Der Kaiser allein und kein anderer Fürst konnte einem, der in dem heimlichen Gerichte verurtheilt war, ein freies Geleit ertheilen. Carl der Große hatte sich dieß schon in den sächsischen Capitularien vorbehalten.

Conrad von Langen, ein Edelmann, hatte einem osnabruckischen Bürger, Namens Blom, drei Kühe geraubt. Dieser bekam sie mit Hilfe des osnabruckischen Gaugrafen von der Wick wieder, und Conrad mußte deßwegen flüchten. Damit man ihn aber für unschuldig halten sollte, so ließ er den osnabruckischen Bürger Blom vor das Vehmgericht zu Limburg laden. Dieses aber protestirte dawider, weil Osnabruck das Privilegium De non evocando hatte, und verklagte Conrad von Langen beim muddendorfer Vehmgerichte, von dem die Stadt Osnabruck Oberstuhlherr war. Da nun der von Langen auf dreimalige Vorladung nicht erschien, so wurde er für vervehmt erklärt. Er wendete sich nun an den Kaiser Sigismund, der dem dortmundischen Freigerichte befahl, die Sache näher

zu untersuchen. Dieses Freigericht bestätigte das Urtheil des muddendorfischen Freistuhls. Sigismund übergab nun die Untersuchung und Entscheidung der Sache dem Freistuhl zu Soest, welcher aber auch dem Urtheil des muddendorfischen Freistuhls beipflichtete. Von allen diesen Gerichten appellirte nun von Langen an das Concilium zu Basel, und Sigismund nahm ihn unter seine Diener auf, damit ihn das heimliche Gericht nicht hängen möge.

Ueber den Proceßgang und die dabei gewöhnlichen Formalitäten, gibt der dortmundische Codex folgende Auskunft:

Neben dem Freigrafen, der zu Gericht saß, lag ein Schwert, und dabei ein Stock oder Weidenzweig. Das Schwert, sagt der Codex, bedeutete „das Kreuz do „Jesus Christus gelitten hat, vnd die Gestrengigkeit des „Gerichts; die Wyd bedeutet die Straff der Bösen um „ihr Missethat." Das Gericht wurde damit eröffnet, daß sich der Freigraf auf seinen Stuhl setzte, und den Fronboten mit folgenden Worten um ein Urtheil fragte: „Ich frage dich Frohne, ob es wohl am Tage und an „der Zeit sey, in statt und in stul unsers allergnädig„sten Herrn des römischen Kaisers (oder Königs), daß „ich ein Gericht und heylick Dingk hege, zu richten un„ter Königs-Panne?" Der Frone soll weisen für recht (Soll antworten:) „Sydenmal daß er dann von der „Freigrafschaft von der stelle wegen von dem römischen „Künig vnd seine Hand leiplichen oder sonst mit Fug „empfangen hab, so möge er das tun zu rechte." Darauf sprach der Freigraf: „So tun ich als man sie gefun-

„den und geweißt hat, und hege ein Gericht und billich „Dingk vntter Künigs Panne, vnd besluß des Künigs „Pank Statt und Stull mit diesen echten rechten freien „des Künigs mit Namen N. N. (er nennt nun die sieben Freischöppen, die ihm zur Seite auf der Gerichtsbank sitzen), und fürbaß mit diesen andern Freischöppen. Als „sich das mit Recht gepürtt vntter Künigs Pann und „högster Wette (Strafe) bey der Wied (des Strangs)." Wenn nun die Sitzung auf diese Weise ihren Anfang nahm, so mußte aller Freischöppen Haupt entblößt, und ihr Gesicht unbedeckt seyn. Sie durften keine Handschuhe anhaben, und mußten ihren Mantel auf die Schultern legen.

Wenn ein Unwissender (der kein Mitglied war) sich in das Gericht einschlich, und entdeckt wurde, so wurde er, nach dem erwöhnten Codex, auf folgende Weise gestraft: „Der Fron soll ihm die Hand vornan zusammen„binden mit einem Strick bei die Füß, vnd ihn drome „hengken an den nechsten Paum, so man gehoben möge „zunächst dem Stull."

Wurde ein Freischöppe in dem Vehmgerichte verklagt, so bat er den Freigrafen um Mittheilung des Inhalts der Klage. Hatte der Freigraf diesen gesagt, und der Schöppe wußte sich unschuldig, oder er konnte nicht überwiesen werden, so legte er die zwei Vorderfinger der rechten Hand auf das Schwert, das neben dem Freigrafen lag, und schwur folgenden Eid: „Herr „Grave, die Hauptsachen und die Hauptdatt, die Ir „mir gesagt habt, und das mich der Kläger zeicht, „bin ich unschuldig als mir Gott helf und alle Heiligen."

Darauf mußte er dem Freigrafen einen Kreuzpfennig zur Urkunde des Schwurs geben.

Wer als Freischöppe aufgenommen seyn wollte, der mußte mit entblößtem Haupte niederknien, zwei Finger der rechten Hand, zunächst dem Daumen, auf des Freigrafen Schwert legen, und dem Freigrafen folgenden Eid nachsagen: „Daß ich nunmehr will die Feym bewahren, hüten und halten, für mich, für Wasser und „Feuer, vor Sonn, vor Mond, vor Stern, vor Laub, „vor allen Creaturen, und vor alle dem, das Gott „zwischen Himmel und Erde geschaffen, ja hat lassen „werden, vor Vater und Mutter, vor Schwestern und „Brüdern, vor Weib und Kindern, und vor allen Men„schen, wann an den Mann, der das Reich hütet, und „die Feymden waren hilft haten, und zu recht hand„haben, und das er woll fürbringen für diesen freien „Stull, oder für einen andern freien Stull h. a. d. k. „was er für wahr wisse, oder was er von wahrhafti„gen Leuten hör sagen, das Feym Sach sind, das er „ward gericht mit Recht oder mit Gunst gefristet mit „Willen des Klägers, und will das nicht lassen, weder „durch Leib noch durch Layd, noch umb Gold oder Sil„ber, umb Edelstein, und Vater, Mutter noch umb „Schwester, Bruder, weder um mietl noch Gab, noch „um keinerley Ding, das Gott hat lassen werden, und „will hinfüro stärken die Feym und Gericht, vnd diese „vorgenannte Puncten alle nach aller meiner Macht vnd „möge halten, das mir Gott helfe, vnd alle heiligen.“

Darauf sprach der Freigraf: „Ich frage dich Frone, „ob ich diesen Mann zu Recht gesteurtt habe des Aides

„der heimlichen Acht, vnd ob er mir auch zu recht ge„volgt habe." Der Fron antwortet: „Ja Herr Graff, „ihr hopt den Mann den Aid zu recht vorgestürt, und „er hat dem Recht nach gevolgt und gesworen." „Denn er, sagt der Codex, soll der Freigraf dem Mann, den er zum Freischöppen gemacht hat, die Losung der Heimlichkeit kund thun, vnd ihm die Bevelchen nach alten Herkommen und Gesetzen."

Senkenberg hat uns folgenden Ladungsbrief eines Vehmgerichts aufbehalten:

„An Contzin wohnhaftig zu Frangfort kam dies Brief"

„Wisse Heintze Contze shatze, wohnhaftig zu Frangfort, das du ser shwerlichen vor mich an den freien Stull zu Lichtenfels vor das heimlich Gericht gebracht bist, von ordentlicher Clage wegen Contzin von Mothusen siene vollmechtige Procurat: antreffende dinen Lip und hoeste Ere, und mir selber Procurator mit Orteil und mit Rechte abgewonnen sind, die eynen rechten Gerichts Dagh zu legen, umb das lege ich dir eynen gerechten Gerichts Dagh zu Lichtenfels unter den Linden vor das uffenbare Ding des heiligen heymlichen Gerichts, das du darkommest mit dir selbst Lybe uff den ehesten Dienstag nach St. Lamperti Dagh zu rechtl. nune tydt Daghes vnd verantwurtest den dinen Lip und deine hoeste Ere kegen den egenl. Contzin, oder synen vollmechtigen Procurator, den er alsden an sine staid dar in Gericht hatte, und gebyden dir das von kaiserlicher Gewalt von meyns Ampts wegen, vnd wer Sache, das du daz abshlugest, vnd nicht indedest, daz ich mich doch

nicht versehe, so müste ich alsden über dich richten, als sich das Geboede, daz dir den swerlichen vallin möcht, und reden dir getruwelichen das du daz darzu nicht komen lassest. Vnder meinen Insigel. Dat. feria tertia proxima post divisionem apostolor. Johann Laske, Freygreve zu Lichtenfels."

Dieser Ladungsbrief gibt nicht nur einen Begriff von der barbarischen Sprache jenes Zeitalters, sondern zugleich auch von der Ausbildung und Intelligenz seiner Zeitgenossen, indem es ein richtiger Erfahrungssatz ist: Je ärmer die Sprache eines Volks, je roher und ungebildeter sind auch seine Sitten, indem es das nothwendigste Hilfsmittel ihrer Ausbildung entbehret.

Nun wieder zur heiligen (?) Vehme zurück.

Der Ladungsbrief mußte, wie der dortmundische Codex sagt, auf „gut zeitig birment (Pergament) geschrieben seyn," mit 7 anhängenden Siegeln von 6 Freischöppen, und mit des Freigrafen Siegel; das Gerichtssiegel des Vehmgerichts war ein geharnischter Mann mit einem Schwerte.

Der gewöhnliche Termin war 6 Wochen 3 Tage, oder 14 Tage und 14 Nächte, die Ladungsbriefe mußte der Fronbothe überbringen. Sie wurden von demselben an des Beklagten Haus, oder an den nächsten Heiligen, oder an den Almosenstock, der etwa bei einem Crucifix auf dem Felde stand, angeschlagen. Da rief dann derselbe Bothe sogleich den Wächter oder den ersten Vorübergehenden, und ermahnte ihn, dem Beklagten dieses anzuzeigen. Darauf schnitt er 3 Späne von dem nächsten Baume, oder von Pfosten des Hauses, um dieselben zu

gewisser und gründlicher Urkunde (?) seiner Verrichtung mit sich zu nehmen. War der Angeklagte abwesend, oder hielt sich verborgen, so wurde an die Wegscheidung oder gegen alle vier Ecken des Landes die Vorladung angeschlagen. Die Fronbothen wurden in der Folge oft umgebracht, oder ins Gefängniß geworfen, daher mußten sie mit der Anschlagung behuthsam zu Werke gehen, und dieselbe bei Nacht verrichten! —

Wenn auf die dritte Vorladung der Beklagte sich nicht stellte, so wiederholte der Kläger die Klage und bath um Gerechtigkeit, um Gottes, des Kaisers und des Rechts willen. Der Freigraf schlug nun einen Vergleich vor, und versuchte eine vierte Citation. War beides umsonst, so that er folgenden Ausspruch:

„Eck nomme den Mann N. N. hier uff den rechten, „uht den Frieden, uht (aus) den Fryeheiten, die Kaiser „Carolus gesezet, Papst Leo confirmiret hefft, vnd fort „allen Fürsten und Herrn, Rittern, Knecht, Fryen und „Fryeschöppen gesworen und geleichtet (geleistet) heffet „in dem Land tho Sachsen, und wrege (werfe) en nie„der vom höchsten Gradt, vnd hätte eme (versetze ihn) „uht allen synen Fryeheiten, Fryden vnd Rechten in „Künigs Bahn, vnd straffe eme mit höchstem ohnfrieden „und ohngenade, vnd mache eme ohnwürdig, achtloeß, „rechtloeß, siegelloeß, redtloeß vnd ohnbequem (unfähig) „tho allen rechten, vnd verfare, vnd sette ehmen hin „nach den Sette *) (Satzung, Gesetz) de hemlichen

*) Setten heißt eigentlich setzen, Sette, was gesetzt ist. Dieses Setzen spielt in der naturphilosophischen Sprache nun eine große Rolle.

„Achte, und wiese (bestimme) synen Hals den rege (dem „Stricke) seinen Lingnamb (Leichnam) den Vogelen und „den Thieren in der Luft, tho vertheren (zu verzehren), „vnd befehle seine Sele Gott im Himmel in seine Macht „und Gewalt, vnd hiette sien Lehe, vnd Gutt den Herrn „ledig (erkläre sein Lehen für heimgefallen ihrem Herrn), „der die van the Löhne röhret (von dem sie zu Lehen, „rühren) sien Wieb, Wedewe, (seine Kinder, Waisen).“

War dieser Fluch ausgesprochen, so warf der Graf darauf einen Strick oder geflochtenen Weidenzweig vor den Gerichtsplatz hin, die Beisitzer spien aus, und billigten das Urtheil. Der Freigraf selbst nebst den Schöppen mußte nüchtern seyn, und bei der Aussprechung des Fluchs mit bloßem Haupte, ohne Handschuh und Waffen stehen. Der Kläger verlangte nun Zeugnisse von der geschehenen Verdammung, und diese gab der Freigraf, nebst den sieben Schöppen, die auf der Gerichtsbank saßen. Sie durften aber nicht bekannt gemacht werden *), und wurden zu Vollstreckung des Urtheils gebraucht. Der Beklagte war nun, nach dem Ausdrucke des Vehmgerichts, der heimlichen Acht übergeben oder verfeimt, es konnten ihn daher die ausgesandten Schöppen des westphälischen Gerichts auf der Stelle umbringen, wo sie ihn fanden (und wenn sie ihn fanden).

Die Sitzungen des Vehmgerichts waren zum Theil öffentlich, zum Theil heimlich. Oeffentlich waren sie,

*) Es ist nicht wohl einzusehen, was dem Kläger ein Zeugniß nützen konnte, wenn die Zeugen nicht bekannt gemacht werden durften.

wenn es bloß Fälle von Zahlungen oder andern Genugthuungen betraf; es eignete sich aber sodann jede Sache zum Fallgerichte, oder der heimlichen Acht, wenn man der Sentenz nicht nachkam, oder sich dem Gerichte widersetzte. Die öffentlichen Sitzungen geschahen bei Tage und unter freiem Himmel, die heimlichen aber bei Nacht in einem Walde, oder in unterirdischen, ungangbaren verborgenen Orten. Jeder Ort, sagt eine alte Nachricht, mag zur Hegung des Vehmgerichts taugen, wenn er nur heimlich und hehr ist. Bei einem solchen heimlichen Gerichte konnte freilich der Angeklagte den Ort des Gerichts nicht wissen; daher ward derselbe drei Viertel Stunden vor Mitternacht, auf den nächsten Platz, wo sich vier Wege scheiden, vorgeladen, wo sich dann ein Schöppe befand, der ihn mit verbundenen Augen vor Gericht führte *).

Letzner in seiner Histor. Carol. magn. erwähnt eine besondere Verfahrungsart eines Vehmgerichts in der ehemaligen Grafschaft Wolpe, die im Braunschweigischen lag, mit folgenden Worten: „Ein sonderlicher Gebrauch dieses heimlichen Gerichts, ist noch bei Menschengedenken **) in der Grafschaft Wolpe, und in der Vogtei zu Rottenwalde, so jetzt dem Fürsten von Braunschweig zustehen, im Brauch gewesen. Wann daselbst die heimlichen Richter in ihrem Gebiete einen gewußt, der sich nicht allzurichtig in seinem Handel und Wandel

*) Es scheint, daß diese Gerichte für ihre Sicherheit besorgt zu seyn, Ursache zu haben glaubten.

**) Letzner schrieb im Jahre 1502.

verhielte, haben sie demselben fürerst eine wohlmeinende und heimliche Warnung gegeben, nämlich ihm bei Nacht, schlafender Zeit, ein Zeichen an seine Thür gemacht, auch in Zechen und Gelagen die Kanne, Krug oder Glas, für ihn übergehen lassen. Wann er dann von seinen Unthaten nicht abgelassen, und sich nicht gebessert, und man unversehens das Gericht gehalten, haben sich alle an dem Orte des Gerichts erscheinen, und sich unter dem blauen Himmel niedersetzen müssen. Dann sind die Richter und Schöppen mit Stricken zu ihm gekommen, im Kreis dreimal herumgegangen, und alle zugleich folgende Worte gesprochen: Wer ein frommer Mann ist, der sitze still. Wer sich nun einer Mißhandlung schuldig gewußt, der hat wohl mögen aufstehen und davon gehen, und durft ihn niemand folgen. Der hat aber damit sein Gut verwirkt, welches der hohen Obrigkeit, und ein Theil an das Gericht (also zwei Obrigkeiten) gefallen. (Wie aber, wenn er kein Gut hatte?). Bleibt er sitzen (so war er ein Thor), und die Schöppen kommen zum drittenmal, so werfen sie ihm einen Strick um den Hals, strecken ihn hin, und henken ihn an den nächsten dazu verordneten Baum (fangen also den Proceß mit Execution an, und enden ihn damit zugleich), kommen wieder, und verlesen oder vermelden denen im Kreis das Urtheil, daß der, den sie jetzt heimgeführt, recht gerichtet sey. Es weiß aber niemand, wer unter den Schöppen der Nachrichter ist, drum darf und kann mans auch niemand aufrücken oder zumessen. So müssen auch Richter und Schöppen verschwiegene Leute seyn, und nichts aus dem Rathe schwatzen; anders hat man sie am Leben gestraft."

Kurz und nicht kostspielig war diese hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung allerdings.

Als die Reichsstädte nach und nach immer mehrere Privilegien erhielten, so kam die heilige ausgeartete Vehme auch immer mehr in Verfall, indem, wie wir oben gesehen haben, die Fronbothen ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und sogar ins Gefängniß gesetzt wurden; ja die Reichsstädte fügten endlich sogar dem Bürgereide die Clausel bei, sich nicht vor den heimlichen Gerichten zu stellen.

Letzner fährt in seinem Berichte von den heimlichen Gerichten folgendermassen fort:

„Dieweil aber die Rodenwalder dieses ihres gebräuchlichen haimlichen Gerichts gemißbrauchet, hat es ihnen der Durchlauchtige und Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Erich Herzog von Braunschweig und Lüneburg, zugenannt der Elter, auf Anhalten des Ehrenvesten und Hochgelahrten Justin Goblers, der Rechte Doctorn aufgehoben und niedergelegt, und haben sich an den gemeinen Landgericht müssen genügen lassen, wie andere Unterthanen desselben Landes."

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nach Einführung der peinlichen Halsgerichtsordnung, hörten endlich die Vehmgerichte ganz auf.

In den Zeiten der Vehmgerichte herrschte auch

das Faustrecht,

und würdig desselben und jener Zeiten war eine Rechtspflege wie die obenbeschriebene, die von jenem, wie wir sehen werden, auch nicht lange überlebt wurde.

Die alten Chroniken enthalten Thatsachen und Züge aus den Zeiten des sogenannten Faustrechtes, aus welchen ein großes Buch zu füllen wäre; unseren Lesern zu Gefallen, und zur Vervollständigung der Schilderung jenes Zeitalters, begnügen wir uns mit folgender Darstellung:

Man übte das Faustrecht nicht bloß gegen Feinde aus, sondern die mächtigen Burgbesitzer brauchten es auch, ohne allen rechtlichen Schein, ganz ungescheut, die benachbarten Landbebauer zu überfallen, und sie zu zwingen, sich unter ihren Schutz zu begeben, ihnen unterthänig zu werden, und ihnen Dienste und Abgaben zu leisten. Die Burgherren selbst befehdeten einander, und der Mächtigere setzte sich in Besitz der Güter des Ueberwundenen. Mehrere Burgbesitzer lebten als öffentliche Räuber, indem sie die benachbarten Heerstraßen mit ihren Reisigen besetzten, um die Vorbeiziehenden zu plündern, oder sie so lange mit in ihre Burgen zu schleppen und gefangen zu halten, bis sie sich durch ein großes Lösegeld frei gekauft hatten. Man konnte damals in Teutschland nur mit starker Bedeckung, in Caravanen, wie noch itzt im Morgenlande, mit einiger Sicherheit reisen.

Die teutschen Könige suchten zwar gleich Anfangs diesem Unwesen zu steuern; aber sie waren zu schwach, ihren Drohungen Nachdruck zu geben. Das verderbliche Faustrecht griff immer weiter um sich, vorzüglich am Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Die Burgherren trotzten in ihren damals sehr festen Burgen allen Befehlen und Verboten. Noch Heinrich

der Zweite machte eine Verordnung gegen dieses eingerissene Uebel kund.

Da es die Könige nicht unterdrücken konnten, so begnügten sie sich damit, eine sogenannte Treuge, oder einen auf göttlichen Befehl für einige Tage angeordneten Waffenstillstand bekannt zu machen. Aehnliche auf die Wiederherstellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen, welche die herrschende Anarchie und den Bürgerkrieg endigen sollten, machten auch seine Nachfolger, und namentlich Friedrich der Erste auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1187 durch seinen Friedensbrief; ferner Otto der Vierte im Jahre 1208, und Friedrich der Zweite im Jahre 1235. Obgleich nun aber auch die Landesfriedensbrecher mehrmals mit der damals gewöhnlichen schimpflichen Strafe des Hundetragens oder Hundeführens *) belegt wurden, vorzüglich unter der strengen Regierung Friedrichs des Ersten, wo sie selbst den Pfalzgrafen Herrman und andere Grafen und Ritter traf, so waren doch alle diese Bemühungen für die Befestigung des Landfriedens fruchtlos. Erst den folgenden Zeiten war es aufbehalten, durch die Verbindung der Fürsten mit einem Theil

*) Diese Strafe war vorzüglich bei den Franken, Schwaben und Sachsen gewöhnlich, und bestand darin, daß der Verbrecher einen Hund bis an ein bestimmtes Ziel tragen, oder, je nach dem Verbrechen führen mußte. Hunde werden bei uns nun auch noch geführt und getragen, es ist aber keine Strafe mehr. Geführt werden sie von den Jägern und getragen bisweilen — von dem schönen Geschlechte.

des Adels und der Städte, die deßhalb von den Königen große Privilegien und Freiheiten erhielten, dem abscheulichen Faustrechte Gränzen zu setzen, bis es am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch den allgemeinen Landfrieden, der das usurpirte Recht der Privatkriege gänzlich beseitigte, auf immer abgeschafft wurde.

Der Schatz im Schöggelberge.

Dem Hange der Menschen zum Wunderbaren haben wir die Sündfluth von Geister- und Feenmärchen, von Rittergeschichten, in welchen Geister die Hauptrollen spielen, und so vielen Spuckgeschichten zu verdanken; dahin gehören auch die Sagen von verborgenen Schätzen, und obschon die Wünschelruthe und die Schatzgräberei im Allgemeinen jetzt zu verschollenen Künsten gehören, so liest man doch noch Nachrichten solcher Art, besonders wenn sie von historischen Gründen unterstützt sind, oder einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, immer gerne.

Unter dieselben gehört die in Steyermark allgemein verbreitete und bekannte Sage von einem im Schöggelberge *) verborgenen Schatze. Ueber diese Sage heben

*) Dieser Berg, einer der höchsten nächst Grätz, wovon er nur 1 1/2 Stunde entfernt ist, und von dessen Fuß man bis zum Gipfel drei volle Stunden zu steigen hat, wird von den Grätzern, oft in großen Gesellschaften, häufig be-

wir aus dem Aufmerksamen vom Jahre 1818 Nr. 67, indem dieses Blatt außer Steyermark wenig verbreitet und bekannt ist, folgenden Bericht eines Ungenannten aus:

„In der Steyermark hörte ich sehr viel von einem Schöggelschatze, welcher an dem Berge Schöggel liegen, und dem Herrn und Grafen von Stubenberg gehören soll. Ich gab mir Mühe zu erfahren, was doch an dieser Tradition Wahres seyn mag, und erfuhr theils aus Schriften, theils aus Erzählungen würdiger Männer die Geschichte, die ich hier zur allgemeinen Kenntniß bringe."

„In der Zeit der Kreuzzüge waren zwei Brüder aus dem Geschlechte der Stubenberg. Sie wurden aus unbekannten Ursachen vom damaligen Papste in Bann gesetzt, und darum auch von den weltlichen Fürsten geächtet. Um sich vor den Verfolgungen zu sichern, zogen sie von ihrem Stammorte Kapfenberg tief in ihre Wälder, in die Gegend vom heutigen Passail, wo sie sich das Schloß Stubegg, nahe am Schöggel, bauten, und wo sich auch schon einige ihrer Knechte, Reisige und Knappen mit ihren Familien ansiedelten. Um den Fluch des Papstes von sich zu wälzen, zogen sie mit ihren Soldaten nach Palästina, um das heilige Land erobern zu helfen. Um aber in der damaligen Faustrechtszeit ihre vielen Schätze während ihrer Abwesenheit zu sichern,

---

sucht. Er ist der Wetterprophet für diese Hauptstadt, denn wenn sich auf dem Gipfel eine kleine Wolke (die man in Grätz Hut nennt) zeigt, so ist gewöhnlich böses Wetter zu erwarten.

vergruben sie selbe in eine, nur ihnen und einigen Getreuen bekannte Steinwand. Der Ort des Schatzes soll gleich die erste Steinmasse seyn, die, wenn man vom Schöggelkreuze aus, rückwärts nach dem Wege auf den Berg steigt, in die Augen fällt. Die Lage des Schatzes soll weit in der Felsenwand, und nicht leicht zu entdecken seyn. Ich besah den Felsen, und fand dort viele Irrwege und verschiedene Winkel. Die Urkunden, die über den Schöggelschatz sich noch in den Händen des Herrn Herrschaftseigenthümers von Gutenberg befinden, zeigen, daß der Ort des Schatzes mit hebräischen Buchstaben zur Erkenntniß bezeichnet war."

„Ich hatte diese Schrift in meinen Händen. Ich sah auch nach dem Orte des Schatzes mich um, weil ich selben zu entdecken glaubte; doch meine Mühe war vergebens. Wahrscheinlich hat die Länge der Zeit die Zeichen zerstört. Auch kann vielleicht der Schatz schon lange verschüttet seyn. Beide Grafen starben in Palästina. Ihre Knechte, die zurückkehrten, brachten Kunde von diesem Schatze in die Steyermark. Ungeachtet man alles anwandte die Stelle zu finden, so war doch jede Arbeit fruchtlos."

„Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts weidete ein Hirt am Schöggel, und dieser fand an einer Felsenwand zwei Schlüssel hängen. Ihrer seltenen Form wegen, und weil sie glänzten (?), trug er sie sogleich zu seinem Dienstherrn, Namens Wölfl in der Breitenau, deren Nachkömmlinge mir diese Geschichte erzählten. Sein Herr, der vieles vom Schöggelschatze hörte, vermuthete es könnten diese Schlüssel zum Schatze ge-

hören, als ihm der Hirt erzählte, daß er selbe am Schöggel an einer Wand gefunden habe. Er ließ sich die Stelle, wo die Schlüssel lagen, vom Hirten zeigen. Der Bauer war glücklich und fand den Schatz. Niemanden entdeckte er diesen Fund; er aber holte aus dem Schatze allezeit Geld, wenn er welches, und so viel er brauchte. Am Todtenbette gab er die Schlüssel seinem Sohne, entdeckte ihm den Ort und Weg dazu, belehrte ihn, wie er es machen soll, damit er nicht entdeckt werde, und immer Geld haben könne. Aber nach dessen Tode wollte einmal der Sohn sich des Schatzes bedienen, jedoch er fand ihn nicht mehr, und seit dieser Zeit weiß Niemand mehr die Stelle genau zu bezeichnen oder anzudeuten. Der Sohn machte nun hieraus kein Geheimniß mehr, erzählte dieß in der Gegend, und so kam es im Jahre 1507 zur Kenntniß der Herrschaft Stubegg. Damals wurde sie von einem gewissen Pfleger Joseph Wieband verwaltet, der, nach seinen hinterlassenen Schriften zu urtheilen, ein sehr geschickter Beamter gewesen seyn mußte."

„Diesem Pfleger wurde die Geschichte entdeckt, und so kamen die Schlüssel zur Herrschaft Stubegg, welche sie noch immer besitzt. Ich habe sie gesehen. Das Alterthum und die seltene Form hat mich so sehr begeistert (!), daß ich sie über eine Stunde in Händen hielt, und betrachtete. Sie sind von Metall (von welchem ?), ein größerer und ein kleiner. Der große öffnete die Thüre der Felsenwand, der kleinere die Geldtruhe. Sie werden von einem jeweiligen Eigenthümer der Herrschaft besessen, und als eine Familiensache sorgfältig aufbe-

wahrt, liegen in einem Beutel beisammen, mit der Schrift: Daß diese Schlüssel von Schöggelschatze seyen, und der Stubenbergschen Familie mit selben viel verheißen sey; daher sie sorgfältig aufbewahrt, und von einem Stubenberg dem andern treu übergeben werden sollen."

„Diese Geschichte habe ich theils aus Schriften, größtentheils aber aus der Erzählung des Wölfls, welcher in der Breitenau, im Bezirke Gutenberg lebt, und der achte Nachkömmling jenes Wölfls ist, welcher den Schatz benützte. Er ist bei 70 Jahre alt, ein ehrwürdiger Greis."

„Stubenbergische Memorabilien über den Schöggelschatz."

„Wir glauben es interessant (sagt der Erzähler), der vorstehenden Sage, die in den Stubenbergischen Urkunden befindliche alte Schrift, hierüber wörtlich anzuschließen *)."

„Ein Stubenbergischer Unterthan, Georg Geßgrueber, in gschaidt wohnhaft, gieng den 19ten Xber 1319 seine schulden einzufordern, noch vor Tags über den Schögl, vnterwegs Begegnet ihm Ein Khleiner Bueb von 14 Jahren anzusechen, der Redete den Pauern an wo Er hingienge (alß er ihme geandtwortet) Er wehre gesunen schulden Einzubringen, der Bueb gab ihme zur andtworth, Er Thet vnweißlich, daß Er Einen so weithen weeg gehen wollte, vnd sich also bemihen, Er solt mit ihm gehen, Er wolte ihm Einen andern nutzen weißen,

*) Die aber mit der vorstehenden Erzählung nicht übereinstimmt.

auf welches sich der Pauer anfangs gescheicht, weillen der Bueb ganz liechte Augen hatte, vnd in der Tunkhlheit ganz feurig auß sah, als der Bueb dieß MerKhte, namb Er den Pauern bey der handt, vnd Sprach, förchte dich nicht, gehe mit mir. Es wirdt dier nichts Leydts widerfaren, führete ihn darauf zu Einer Wachholder Stauden, aldorthen sah der Pauer Eine große Eissene Thüer, zu welcher ihm der Bueb 2 Schlüßl zeigte, mit Befelch Er solte auffspören, auf welches der Pauer Andtwortet Er sache nichts, alß Baldt namb der Bueb Ein falhl auß der Steinen Wandt, und Leichtete den Pauern, alß aber der Pauer diesen Kholl Schwarzen Bueben Ersechen fürchtet Er sich noch Mehrers, doch spöret Er auf, und Khamb seiner Beschreibung nach in Ein großes Gewölb, gleich Einen Saal, alwo nichts alß zwey grosse Khollhaufen waren, weithers führte er ihm in Ein anders Gewölb, welches Khleiner doch auch zwei Khollhaufen waren, Entlich führte Er ihm in das dritte, welches dem Mittlern gleich ware, darinnen Süben grosse Eysene Trühen Stundten, auf der mittlern aber lage Ein sehr grosser Schwarzer hundt, der Bueb fragte ihm, ob er dieses gesehen, sagte Er solte von dem Mittlern gewölb zwey handtuoll Khollen in sein Sakh shieben, vnd alß Ers gethan, gieng Er mit ihm hinaus, so balt sie hinaus Komben, fragte der Bueb was Er in Sakh geshoben, alß der Pauer sehen wolte, was Es vor Khollen waren, findet Er fünf Proeckhen goldt, so Er leben würde, solte Er alle Tage zwey handtuoll von dem Mittlern, doch Kheinem andern gewölb nemben. Doch dergestalten, daß Er soliches Nie-

mandt sagen solte, sonsten wurde Er selbsten noch der Andere Etwas mehr daruon haben, wan Er aber Ja solches sagen solte, so solte Er düsse Schlüssl sambt dem daran hangendten Zötelein, die mit gottischen Buechstaben auf Pargament geschrieben seiner obrigkeit Einhendigen, darauf der geist verschwunden, der Pauer aber solches 18 Monath dergestalten Practiciert, daß Er Weingärtten, häuser und dergleichen guetter vmb Etlich 1000 fl. zusammen Kaufft, daß sich alle Leith darüber verwundert, die Rödt auf ihm gemein auß Kommen, alß ob Er Ein Zauberer wehre, auf welches ihm sein Herrschaft, alß Vlrich herr von stubenberg *) zu sich foderte, zum offtern ihm mit guetten und Bössen worthen nichts aus ihm Bringen Khönen, lötztlich alß man ihm vollgetrunkhen und so lang zugesezt daß Entlich der Pauer mit diesen worthen heraus gefahren, herr, Bitt Thueth mich nicht zu dissen antreiben, dan ich still soliches nicht, Bekhums auch nicht vnEhrlich, darff euch nicht sagen, wo ichs Bekhumb, damit ihr aber auch dauon geniesset, will ich Euch alle Tag Ein handtvoll goldt Bringen, aber weither fragt mich nicht, wo ichs Nimb, und fündt, Alß Nun der Bauer den andern Tag mit drey grossen Brogkhen goldt Khumben, ließ sein herr soliches in der Neustadt Probieren, und alß Er solches vor guettes Goldt Befunden, war er den Pauern abermahl überlestig, Bis Endtlich der Pauer versprochen, Er wolle ihm solches zeigen, aber sage im vorauß, daß sye alle

*) Die Grafen Stubenberg nennen sich Herren von Stubenberg, und die Frauen, Herrinnen. Ihr Ahnherr soll Edelknabe bei Pontius Pilatus gewesen seyn.

Beede nichts mer Bekumbhen werden, führete ihn auch dahin, der Herr und Pauer aber fand Kheinen Eingang Mehr, sondern nur die Waldtholderstauden allein, vnter welcher der Pauer Jederzeit die Schlüssl verborgen hatte, Erzelte seinen Herrn den ganzen verlauff, und übergab ihm die Schlüssl sambt den Zötelein, welcher dieses inhals von worth zu Wordt ist, diesen Zödl sollen die von Stubenberg Behuetsam aufhöben, dan ihnen dardurch Ein grosses glükh Beshaffen ist. Zu seiner Zeit dise zwey Schlüssl seint noch zu Khapfenberg vorhandten, welche zu disen Schatz am Schoggl Berg gehören, der Eine Ein wenig lenger alß Ein finger vorn ganz shmall, wie ein Wein Pippen gefurmbt, von Einen liechten Metall, und Einen Khleinen Barth, daran gottishe Buechstaben zu sehen, der andere ist eines Khlieneren fingers Lang, und mit Einen grössern Barth, auch mit solchen Buechstaben gezeichnet."

Wir überlassen es unsern Lesern den Inhalt dieses Documents (?) mit der vorstehenden Erzählung zu vergleichen, die schon allein in der Zeit um ein Paar Jahrhunderte differiren, das aber zum Maßstabe der Glaubwürdigkeit der Traditionen aus jenen finstern Zeiten dienen kann.

Die Kreuzzüge.

Unter allen Verirrungen des menschlichen Verstandes, die aber für das ganze Menschengeschlecht eine reiche Ernte

wohlthätiger Früchte brachten, stehen gewiß die **Kreuzzüge** oben an. Daß nicht Hunderte, nicht Tausende, nein, Hunderttausende sich unter den größten Beschwerden des Hungers, des Durstes; bedroht von Ungaren, Bulgaren, Avaren, ehevor sie an Constantinopels Meerenge kamen, niedergemetzelt zu werden, von Griechen mit Lebensmitteln vergiftet zu werden, nach Asien stürzten, daß sie, wohlhabend in Europa, Alles für ein Spottgeld verkaufen, um bald als Bettler in Asiens Wüsten herumzuirren, daß sich solche Heere nicht **einmal**, sondern fast **zwei Jahrhunderte hindurch** dahin ergossen, das muß uns, die wir nur diese ungeheuere Wirkungen, vielweniger aber die Ursachen hievon vor Augen haben, allerdings in Erstaunen setzen. Aber eben darum kann es nicht uninteressant seyn, **bei dem** einige Augenblicke zu verweilen, **was die Kreuzzüge hervorbrachte**, und Alles so hin nach Palästina riß, daß es schien, als wollte die Völkerwanderung des fünften Jahrhunderts wieder anfangen.

In jenen Jahrhunderten war die Wanderung nach Jerusalem eine Buße, der sich so mancher Geringe und Reiche, so mancher Fromme und so mancher Heuchler unterwarf. Was keine andere Buße löschte, das machte die Pilgerschaft nach dem gelobten Lande gut, und einzeln und im Verein von Hunderten und Tausenden zogen aus christlichen Ländern die Schaaren der Pilger bald durch Ungarn, die Bulgarei, Constantinopel, Syrien, bald durch Italien übers Meer nach Jerusalem, um da zu beichten, zu beten, und dann in Europa nach der Rückkehr verehrt zu werden.

So lange Palästina den Arabern gehörte, war ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt worden. Sie mußten höchstens eine mäßige Steuer entrichten, und fanden übrigens Schutz und Sicherheit. Aber die Araber mußten den wilden Seldschuken — Türken — weichen, und bald empfanden nun auch die Pilgrimme den Trotz, den Uebermuth dieser rohen Sieger; bald erschollen ihre Klagen in Europa allenthalben, und vermischten sich mit jenen des griechischen Kaisers, der durch die Normänner aus Apulien verjagt, sich nun auch in Asien gänzlich von diesen rohen Horden vertrieben sah: Bitte um Hilfe, Aufruf zur Rache an den Feinden des Glaubens war allgemein. Peters des Einsiedlers Predigten bewegten überall; Papst Urbans Kreuzpredigt in Clermont bei der Kirchenversammlung vollendete den Eindruck, und der erste Kreuzzug kam zu Stande. So war in der That Enthusiasmus für die Religion, Begierde, Feinde des Christenthums von dem Gott geheiligten Boden zu vertreiben, eine wesentliche Ursache, daß Kreuzzüge zu Stande kamen, aber man irret, wenn man glaubt, daß sie allein dieß hätten bewirken können, so groß auch immer ihr Antheil war.

Im Gegentheil waren gewiß auch die andern Ursachen tief und eben so tief im Geiste der damaligen Zeit gegründet, und ohne sie wäre allenfalls das erste Heer unter Peters des Einsiedlers Anführung abgegangen, allein das Schicksal, das dieses in Ungarn und in der Bulgarei fand, hätte vielleicht schon allein den Feuereifer abgekühlt.

Nein, ohne Zweifel hatte das ganz eigene Verhält-

niß, in welchem dazumal die Kirche und alle Staaten, und in diesen wieder Fürst, Vasallen und Unterthanen zu einander standen, eben so vielen Antheil daran.

In Europa gab es damals, wie wir gesehen haben, fast nichts als Herren und Knechte; kaum daß ein Bürgerstand sich zu bilden anfing. Wenn nun ein großer Theil der Knechte ihren Herren folgen mußte, so eilte ein anderer freiwillig bewaffnet, wie er es seyn konnte, unter die Banner eines Abentheurers nach dem gelobten Lande. Da ihn Niemand daran hindern und halten konnte, wo er nichts verlor, und die Aussicht bekam, oder hoffte, durch Beute reich zu werden, und die Gewißheit hatte, sich rein von aller Sündenschuld zu waschen. An das Elend, das seiner auf dem ungeheuern Wege dahin wartete, konnte er kaum denken. Zu spät, wenn es ihm unter die Augen trat, umzukehren, ward er seine Beute; überglücklich wenn er wieder nach tausendfachen Beschwerden zurück kam, vermochte er nur auf wenige seiner Bekannten zu wirken, um sie von gleicher Thorheit abzuhalten; so werden selbst in unseren Tagen Tausende das Opfer ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie als Colonisten nach Rußland ꝛc. ꝛc. wandern, obschon unzählige Tageblätter Nachrichten von dort her verbreiten; um wie viel weniger konnte man wohl damals im Allgemeinen nähere Kunde von den Schicksalen derer haben, die sich den Kreuzherren anschlossen.

Auch die wiederbelebte Idee des tausendjährigen Reiches (wie wir in den: Folgen der Sündfluth, in der Einleitung zum ersten Bande gesehen haben) mußte das ihrige dazu beitragen, die Kreuzzüge zu fördern. Tau-

send Jahre waren vorbei, daß Christus auf Erden gewandelt war. Alle Tage, glaubte man, werde er kommen, dieselben zu richten und zu triumphiren. Wo sollte er lieber erscheinen, als in jenen Gegenden, die er sich zum Schauplatze seiner Wunder erkohren hatte, und die jetzt von Ungläubigen entweiht waren? Glücklich, wer dort sich seiner Ankunft freuen, glücklich, wer dort wenigstens im Grabe schlummern konnte, bis der Engel des Gerichts seine Trompete schmettern ließ.

Judenverfolgungen.

So drückend auch noch die Lage der Juden hin und wieder seyn mag, und so wenig von der andern Seite ihre Nationalität ein freies Aufleben unter Christen gestattet, so verbessert sich doch ihr Verhältniß zu den Christen immer mehr. Man erblickt je mehr und mehr nur Menschen, und weniger Ungläubige und Widersacher des Christenthums in ihnen, vernichtet drückende und herabwürdigende Belästigungen derselben (z. B. den Judenleibzoll), und würde sie vielleicht jetzt den Christen überall ganz gleich setzen, wären ihre Köpfe nur nicht (in der Regel) mit so vielen angebornen Vorurtheilen erfüllt.

Bei dem allen sollte man aber doch nicht erwarten, daß es sonst Judenverfolgungen gegeben habe, wo man

diese Nation nicht nur aus dem Lande vertrieb, sondern auch plünderte, quälte und ermordete. Eine schöne Sammlung solcher Geschichten findet man in des Herrn von Aretin Geschichte der Juden in Baiern. Die erste Veranlassung zu dieser Verfolgung war die Ermordung eines Christenkindes, welches die Juden von einem alten Weibe käuflich an sich gebracht haben sollten. Wo das wüthende Volk einen Juden traf, wurde er auf das grausamste hingerichtet. Die meisten flüchteten sich in die Synagogen, und verschlossen sich daselbst. Der ergrimmte Pöbel schleppte daher Feuermaterialien aus allen Gegenden der Stadt zusammen, und verbrannte die 183 Juden sammt der Synagoge. Solche Scenen ereigneten sich damals sehr oft, so wie auch die, daß man jedermann aller Schulden gegen die Juden entband. So sprach z. B. der Kaiser Wenzel den Herzog Friedrich von Baiern im Jahre 1390 von allen Juden-Schulden frei, doch mußte er dem Kaiser 15 Procente davon entrichten. Im nämlichen Jahre erhielten alle baierischen Grafen, Ritter, Herren, Knechte, Bürger und andere Unterthanen eine gleiche Lossprechung von allen Capitalien und Zinsen, die sie den Juden schuldig waren. — Arme Juden! das war ein schlechter Schacher.

Unter allen Beispielen der Judenverfolgung in früheren Zeiten ist keine aus größerem Fanatismus erfolgt, als die bekannte zu Deckendorf in Baiern, im Jahre 1337. Sie ist bis jetzt noch verewigt geblieben. Zu Deckendorf ist noch ein altes Gemälde über dem Stadtthore vorhanden, das sich auf diese Verfolgung bezieht, und erst in diesem Jahrhundert renovirt wurde; auch

hat man noch erst im Jahre 1800 die Comödie zu Regen aufgeführt, die die Judenermordung mit allen Vorgängen schildert. Zu ihrer Verewigung ist auch im Jahre 1337 eine Kirche erbauet worden, zu der noch im Jahre 1785 bei 50,000 Wallfahrer kamen. Nach Angabe der alten Chroniken ist die Geschichte folgende:

Die Juden zu Deckendorf wußten sich im Jahre 1337 durch eine Christin eine Hostie zu verschaffen, um an derselben ihren blinden Haß gegen das Christenthum auszulassen. Diese Hostie durchstachen sie zuerst mit einer Schusterahle, bis das Blut (?) hervorspritzte, sodann zerkratzten sie selbe mit scharfen Dornen, worauf ihnen ein schönes Knäbchen erschien. Damit noch nicht zufrieden, warfen sie die Hostie in einen Backofen, aber auch hier konnten sie ihre Vertilgung so wenig bewirken, daß sie dieser Mißhandlung ungeachtet schöner wurde, als eine neugebackene. Zuletzt legten sie selbe auf einen Amboß, und schlugen mit Schmiedehämmern darauf, und als auch dieses nichts half, bemühten sie sich, selbe zu essen, was ihnen aber auch nicht gelang.

So heimlich dieses alles getrieben wurde, so kam es doch an den Tag. Die Nachtwächter hörten nämlich des Nachts, bei den Wohnungen der Juden, eine Stimme, welche sie für die der Mutter Gottes hielten, bitterlich jammern und weinen. Sie zeigten es dem Stadtkämmerer an, welcher sich sogleich mit einigen Rathsgliedern an Ort und Stelle verfügte, und nebst seiner Gesellschaft nicht nur die jammernde Stimme hörte, sondern noch überdieß einen schönen Glanz in der Luft erblickte.

Die Rathsherren von Deckendorf beschlossen darauf, über die Juden herzufallen, und sie sämmtlch aus dem Wege zu räumen. Weil sie aber Bedenken trugen, ihre Berathschlagungen in der Stadt selbst zu halten, so begaben sie sich mit den vornehmsten Bürgern nach Schäching, einem nahe gelegenen Dorfe, wo sie in der Kirche, auf ein vorgelegtes Crucifix, einen Eid schwuren, sich gegenseitig in ihrem Vorhaben zu unterstützen. Zur größeren Sicherheit zogen sie den Ritter Hartmann von Degenberg mit in ihr Interesse, der in dem herzoglichen Schlosse zu Natternberg wohnte, und sich mit ihnen verabredete, an dem bestimmten Tage, sobald in der Martinskirche das Zeichen mit der Glocke gegeben würde, mit seinen Knechten in die Stadt einzuziehen. Alles geschah nach der Verabredung, und Bürger und Knechte fielen plötzlich über die Juden her, und brachten sie unter den grausamsten Martern ums Leben.

Dieser Vorgang gefiel dem Herzog Heinrich von Landshut so wohl, daß er den Deckendorfer Bürgern eine Urkunde ausstellte, worin er ihnen „seine und seines Landes Huld gar und gänzlich gibt, darum, daß sie seine Juden zu Deckendorf verbrannt und verderbt haben," und ihnen noch überdieß Alles, was sie diesen Juden öffentlich oder heimlich abgenommen, oder was sie denselben schuldig waren, als Eigenthum zusichert.

Die Hostje wird noch heutigen Tags gezeigt, und die Schusterahle ist ebenfalls in Crystall gefaßt noch zu sehen. Zu gewissen Zeiten wurden diese Reliquien in öffentlicher Procession herumgetragen; auch wurde jährlich eine Litaney über diesen Gegenstand, die voll von

Beschimpfungen gegen die Juden war, in Deckendorf gehalten. Der Pfarrer Gölling, der sie abschaffen wollte, wurde darüber unglücklich gemacht.

In Steyermark gab es schon im zehnten Jahrhundert Juden. Der sogenannte Judenzins war im eilften und zwölften Jahrhundert bereits eine ausgiebige Quelle für die landesfürstlichen Einkünfte. Die Juden scheinen schon damals sich nur mit dem Handel beschäftigt, ja sogar ihn fast allein in Händen gehabt zu haben. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren, wie wir aus der Geschichte wissen, zu Grätz, Judenburg, Marburg, Radkersburg und Fürstenfeld bereits zahlreiche Judengemeinden. Ihre Bewerbsamkeit und Industrie erregten bald die Mißgunst, und ihre Habgierde und Betrügerei den Unwillen der übrigen Landesbewohner, und es kam oft zu blutigen Auftritten zwischen Juden und Christen, welche, wie leicht zu begreifen, sich stets zum Nachtheil der ersteren endigten; letztere versäumten auch nicht, eine Religionssache daraus zu machen. Unter Friedrichs des Dritten Regierung, im Jahre 1312 plünderten, vertrieben und ermordeten die Einwohner von Fürstenfeld und Judenburg, die dortigen jüdischen Gemeinden. Diese letztere Stadt soll ihren dermaligen Namen von den Juden haben.

Es war im Jahre 1312, als die Einwohner dieser Stadt die heiligste aller Nächte durch Plünderung und Ermordung ihrer jüdischen Mitbürger, unter dem Vorwande, daß jene von diesen in eben der Christnacht hätten ermordet werden sollen, entweiheten.

Die Verfolgung der Juden im dreizehnten und vier-

zehnten Jahrhundert ging so weit, daß die Päpste durch Bullen verbieten mußten, sie zu berauben oder zu tödten. Herzog Albert der Zweite widersetzte sich vorzüglich diesem Verfahren, und man gab zu seiner Zeit deshalb spottweise den Namen eines Judendulders.

Die Juden verloren unterdessen bei allen den Drangsalen, die sie erdulden mußten, jene Thätigkeit nicht, die sie von jeher auszeichnete. Ihre Anzahl war im fünfzehnten Jahrhundert, selbst in den Städten, aus welchen sie früher vertrieben wurden, wieder sehr beträchtlich. Friedrich der Vierte nahm die Juden, während sie in Oesterreich verfolgt und vertrieben wurden, in der Steyermark in seinen Schutz. Sein Sohn Maximilian hingegen war ihr fürchterlichster Feind. Im dritten Jahre nach Antritt seiner Regierung, nämlich im Jahre 1496, gab er auf dringendes Bitten der Stände seiner Staaten, die ihm die schrecklichsten Greuelthaten von ihnen zu Gemüthe führten, ein Edict heraus, wodurch er sie aus seinen sämmtlichen Ländern verbannte, so daß am Dreifaltigkeitssonntage des darauf folgenden Jahres, kein Jude mehr sich in denselben bei Todesstrafe durfte sehen lassen. Weil jedoch der Landesfürst durch Vertreibung der Juden in seinen Einkünften beträchtlich geschmälert werden mußte, so nahmen es die Stände der verschiedenen Länder auf sich, den Judenzins durch angebotene Summen zu ersetzen, und die steyermärkischen Landstände versprachen 38,000 Gulden zu bezahlen. Während in der Folge die Juden in den meisten übrigen österreichischen Provinzen nach und nach wieder Zutritt erhielten, waren in der Steyermark

durch 285 Jahre keine zu sehen, bis ihnen Joseph der Zweite erlaubte, die zwei Grätzermärkte zu besuchen, welche Erlaubniß sie seitdem auch fleißig benützen. Ansässige Juden werden aber in Steyermark keine gefunden.

Ursprung der Gewohnheit „Helf Gott" zu sagen

rührt von einer epidemischen Krankheit her, die unter Papst Gregor in Rom wüthete. Da sich diese Krankheit gewöhnlich zuerst durch häufiges Niesen äußerte, so befahl der Papst diesen frommen Wunsch zu äußern, der itzt auch zu Menschen geäußert wird, die nicht nießen, nämlich zu den Bettlern.

Ceremoniel bei Ertheilung der Ritterwürde.

Bekanntlich wurde das Ritterwesen im Mittelalter eingeführt. Zur Schilderung desselben gehört vorzüglich das Ceremoniel, das bei Ertheilung der Ritterwürde beobachtet wurde, und in Folgendem bestand:

Der Candidat, dem die Ritterwürde ertheilt werden sollte, mußte vorher weiße Kleider anziehen, Bäder nehmen (als ein Symbol der in diesem Stande erforderli-

chen Reinheit), strenge Fasten halten, Buße thun und die begangenen Fehltritte seines Lebens aufrichtig bekennen; mit einem Priester und Taufpathen ganze Nächte in Kirchen oder Capellen mit Gebetsübungen zubringen, und endlich das heilige Abendmahl empfangen und die Predigten mit aller Aufmerksamkeit anhören. Darauf mußte er in der Kirche mit einem Ritterschwerte, das durch eine Querbinde an seinem Halse befestigt war, zu dem Altar treten, und solches dem Priester überreichen, der es einsegnete. Dann legte ihm der Priester dasselbe wieder um den Hals. Nun mußte der Noviz in einer Kirche oder Capelle, oft auch in dem Saale oder Hofe eines Pallastes, oder auch sogar auf freiem Felde, sich mit gefalteten Händen auf die Knie zu den Füssen desjenigen werfen, welcher ihm die Waffen ertheilen sollte. Der Herr, dem er das Schwert überreichte, fragte ihn dann, warum er in diesen Orden zu treten wünsche, und solchen und die Religion auf alle Weise ehren und beschützen wolle? Der Noviz mußte diese Fragen gehörig beantworten, worauf ihm der Herr den Eid abnahm. Von diesem Augenblick an überreichte man ihm die ritterliche Rüstung, die Sporne, das Panzerhemd, den Küraß, die Armbleche und die Panzerhandschuhe, und endlich gürtete man ihm das Schwert um. In dieser Rüstung mußte er sich in tiefster Demuth abermals auf die Knie werfen. Dann erhob sich der Herr, der ihm die Ritterwürde ertheilte, von seinem Thron oder Armstuhl, und gab ihm den Ritterschlag (Accolade), dieß waren gewöhnlich drei Schläge mit dem bloßen Schwerte auf die Schulter oder den Hals; oft war es

auch ein Backenstreich mit der flachen Hand. Dadurch wollte man ihn zugleich auf eine geduldige und standhafte Ertragung aller mit diesem ehrenvollen Stande verknüpften Beschwerden hinweisen. Endlich sprach der Herr folgende oder ähnliche Worte: Im Namen Gottes, des heiligen Michaels und des heiligen Georgs mache ich dich zum Ritter; sey tapfer, unverzagt und getreu! — dann überreichte man ihm noch den Helm, den Schild und die Lanze, und so war er in seinem ganzen ritterlichen Ornate. Darauf mußte er sich ohne Steigbügel auf ein Pferd setzen und in seiner neuen Würde seine (vorher einstudirte und geübte) Geschicklichkeit sehen lassen, indem er das Pferd herumtummelte, und mit seinem Schwerte und seiner Lanze allerlei Uebungen vornahm. Gleich nachher mußte er sich auf einem öffentlichen Platze in diesem Aufzuge zeigen; denn es war schicklich, daß auch das Volk den kennen lernte, der vermög seines neuen Standes dessen Beschützer und Richter werden sollte. Ja das Volk scheint zugleich den Ritterschlag durch seine Freudensbezeugungen gefeiert zu haben, indem es dabei um den neuen Ritter herumtanzte.

Die Ritterpflichten,

welche dem neuen Ritter auferlegt und anempfohlen wurden, bestanden im Folgenden:

Der Candidat des Ritterstandes, oder der angehende neue Ritter, mußte vor allem Andern zuerst geloben, die katholische Religion, ihre Diener und Tempel zu beschützen, und seine Pflicht gegen den Fürsten und das Vaterland treu zu erfüllen. Er mußte die Witwen und Waisen, und alle Diejenigen, welche über widerrechtliche Unterdrückungen seinen Schutz anflehten, nicht nur mit seinem Arme, sondern auch mit Aufopferung seines Blutes und Lebens vertheidigen. Sich dieser heiligen Pflicht entziehen, hieß sich für seine ganze übrige Lebenszeit ehrlos machen. Nebst der Pflicht der Liebe gegen Gott und die Religion, hatte er auch Liebe gegen das schöne Geschlecht mit aller Gewissenhaftigkeit zu beobachten. Er mußte gegen die Damen nicht nur sehr galant, sondern auch zu ihrer Vertheidigung stets in Bereitschaft seyn, wenn ihre Ehre auf die eine oder andere Art gekränkt wurde. Auch war es eine der gröbsten und unverzeihlichsten Vergehungen, wenn er der Gemahlin seines Lehnherrns nach der Ehre strebte; denn Einem das Herz seiner Gemahlin rauben, war in jenen Zeiten so viel, als ihm das Leben rauben.

Ferner mußte er vor jeder Lüge und Betrug den größten Abscheu haben; dagegen der Wahrheit jederzeit folgen, und sein gegebenes Versprechen stets halten; denn Etwas im Namen seiner Ritterehre versprechen, galt für den heiligsten aller Eidschwüre. Sogar Regenten hielten sich durch diesen Schwur für eben so sehr gebunden, als wenn sie bei ihrer Krone geschworen hätten. So hatte z. B. der römische König, Ludwig von Baiern seinen Gegenkönig Friedrich von Oester=

reich bei Mühldorf überwunden und gefangen. Nach einiger Zeit erhielt dieser von jenem unter gewissen Bedingungen die Freiheit, und versprach in sein Gefängniß zurück zu kommen, im Falle er die Bedingungen nicht erfüllen konnte. Dieser Fall trat wirklich ein; sein mächtiger Anhang erlaubte ihm nicht, das Bedungene zu erfüllen. Friedrich nahm keinen Anstand, lieber sein Schicksal in die Hände seines Nebenbuhlers zu übergeben, als sein Wort zu brechen; und Ludwig dachte edel genug, ihn von der Zeit an wie seinen vertrautesten Freund zu behandeln, ja ihm sogar die Vertheidigung von Baiern aufzutragen, während er zu Felde zog.

Der neue Ritter mußte überdieß vor Stolz und Grobheit, vor Geiz, Trunkenheit und Schwelgerei, vor Unzucht und Ungerechtigkeit sich bewahren, und dagegen artig, gefällig, freigebig, gastfrei, nüchtern, enthaltsam und gerecht sich beweisen. Er mußte Tourniere besuchen, auch Ritterübungen zum Dienste seiner Geliebten vornehmen, Gerichte halten und Gerechtigkeit pflegen.

Endlich mußte er von allen seinen glücklichen und rühmlichen, oder unglücklichen und beschämenden Thaten, die sämmtlich in die Berichte der Herolde oder Wappen-Officiere eingerückt wurden, richtige und genaue Rechenschaft ablegen. Die Erzählung des glücklichen Fortganges seiner Unternehmung feuerte den Muth anderer Ritter an; die Erzählung mißlungener Anschläge tröstete im Voraus diejenigen, welchen dasselbe Schicksal begegnen konnte, und lehrte sie, den Muth nie ganz sinken zu lassen. Zugleich war dieß ein treffliches Mittel, in den

Herzen der Ritter Wahrheitsliebe zu erhalten und bewährt zu machen.

Wer wollte nicht wünschen, daß ein solcher Orden wiederkehren, und mit vorerwähnter Pflichtenerfüllung auf der ganzen Erde sich ausbreiten und so allgemein als möglich werden möge. Wie viele unnütze Schreibereien, Advocaten, Processe, Eidschwüre, und andere, itzt leider! nothwendige kostbare Anstalten, um den Menschen Leben und Eigenthum zu sichern, würden nicht entbehrlich werden. Das Reich Asträens würde wiederkehren, und Menschenliebe und Tugend keine bloßen Namen mehr seyn. —

Wir haben oben gesehen, was die Ritter geloben mußten; in der Folge werden wir lesen, wie sie ihre Zusagen erfüllten; indessen gewährt es ein eigenes Vergnügen, in die von der unsrigen so ganz verschiedenen Lebens- und Handlungsweise unserer Vorfahren zurück zu blicken. Zur selben gehören auch

die gerichtlichen Zweikämpfe im Mittelalter.

Nach dem sächsischen Landrechte war es beiden Kämpfern erlaubt, Leder und leinenes Zeug anzuziehen, so viel sie wollten. Haupt und Füsse mußten vorne bloß seyn, und an den Händen sollten sie nichts als dünne Handschuhe, über der Rüstung aber einen Rock ohne Aermeln anhaben. In der rechten Hand mußte jeder ein bloßes Schwert haben; auch durfte er nach Belieben noch eins oder zwei

umgürten. Der Ort des Zweikampfes wurde von dem Richter bestimmt, und mit Pallisaden oder sonst einem Zaun umgeben, um das Zudringen des Volkes abzuhalten. Der Kampfplatz war ovalrund, und hieß in der altteutschen Sprache Kreyt oder Grais. An dem zu einem solchen Duell bestimmten Tage begab sich dann der Richter nebst einigen Kampfrichtern, die meistens alte verdiente Ritter waren, auf einen an dem Schranken des Kampfplatzes für sie besonders zugerichteten Balkon. In die Ecken des Kampfplatzes wurde für jeden Kämpfer eine Todtenbahre mit allem Zugehör gesetzt, zum Zeichen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft werde, der Besiegte jedoch ein anständiges Begräbniß erhalten sollte.

Nun erschienen die Kämpfer, jeder von seinem Beichtvater, seinen Verwandten und anderem Gefolge begleitet, vor den Schranken. Sie gingen zu dem Richter, und baten nochmals um die Erlaubniß, ihre Sache durch den Kampf auszumachen. Der Kläger schwor, daß seine Beschuldigung wahr und gegründet sey; der Beklagte, er sey unschuldig angeklagt worden *). Beide baten Gott ihnen bei ihrem Kampfe zu helfen. Dieser gesetzliche Kampfeid wurde auf die Reliquien von Heiligen geleistet. Nach Ablegung des Eides reichte der Beichtvater Beiden das heilige Abendmahl. Dann traten sie auf den Kampfplatz, jeder von einem oder zwei Graiswärteln begleitet. Diese hatten lange Stangen

*) Dieß hieß offenbar einen falschen Eidschwur begünstigen, denn beide Partheien konnten unmöglich Recht haben und gültig schwören. Bei unserer Rechtspflege wird deßhalb immer nur eine Parthei zum Eide gelassen.

oder Bäume in der Hand, und mußten den Kämpfern assistiren. Fiel nämlich einer der Kämpfer zur Erde, oder wurde er verwundet, so mußten sie mit Erlaubniß oder auf Geheiß des Richters die Kämpfer trennen, und dem Verwundeten beistehen. Ueberhaupt mußten die Graiswärtel darauf sehen, daß bei dem Kampfe alles ohne Trug und List zuging; daß Sonne und Wind, Licht und Schatten ganz genau und gleich getheilt wurden, damit keiner einen sichtbaren Vortheil über den andern hätte. Der Richter oder Herold gebot der umstehenden Menge Stillschweigen, und drohte dem sogar mit der Todesstrafe, der sich unterfangen würde zu schreien, oder sonst ein Geräusch zu machen. Nun erfolgte eine allgemeine Todesstille, und alles harrte voll banger Erwartung des Ausganges, dann rief der Herold dreimal laut, oder gab ein dreimaliges Signal mit der Trompete, und beim drittenmale gingen die Kämpfer auf einander los. Man hörte nichts als den dumpfen Schall der Helme und Rüstungen, und das Klappen der an einander schlagenden Streitkolben. Lange schlug man sich mit diesen herum, ohne sich zu beschädigen. Jetzt warf man sie weg, und es ertönten die blinkenden Schwerter. Endlich fiel einer von beiden todt zur Erde, oder er erkannte, schwer verwundet, den andern für den Sieger. War es der Beklagte, so wurde über ihn nach den Rechten gerichtet, die das schuldgegebene Verbrechen mit sich brachten; war es der Kläger, so ward der Beklagte von der Anklage und Beschuldigung vollkommen frei gesprochen, jener aber zur Bezahlung des Gewettes und der Buße verdammt. Ueberdieß hieng

auch die Endigung des Duells von dem Befehl des Richters ab; dieß nannte man den Kampf aufnehmen, indem er solches durch die Graiswärtel bekannt machen, und durch sie den Ueberwinder mit großen Feierlichkeiten vor sich führen ließ. Uebrigens wurde derjenige, welcher sich verwundet seinem Gegner ergab und um Gnade bat, für ehr- und rechtlos erklärt. Er verlor Amt und Ehre, durfte keine Waffen und Rüstung, noch andere Ritterzeichen mehr tragen, kein Pferd mehr besteigen, und sich nicht den Bart scheeren. Dieß geschah aber höchst selten.

Derjenige, welcher todt auf dem Kampfplatze blieb, wurde ehrlich und anständig zur Erde bestattet. Gewöhnlich sorgte der Sieger selbst für das anständige Begräbniß seines überwundenen Gegners.

Der Zweikampf zwischen Mann und Frau.

In welchem ganz außerordentlichen Ansehen das Kampfrecht bei unsern Vorfahren gewesen sey, beweiset die selbst den Weibern ertheilte Freiheit, ihre Unschuld durch den Zweikampf, nur auf eine andere und zwar sehr seltsame Art, an den Tag zu legen. Thomasius beschreibt ihn, in einem alten Manuscript, mit folgenden Worten:

„Der Mann steht in einer runden, etwas weiten Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frau schlägt; er darf aber nicht herausgehen, noch der Frau nachlaufen, auch nicht einmal mit der freien Hand sich an die Grube anhalten, bei Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleier in der Hand, in welchem vorne ein Stein von einigen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Manne schlägt. Wenn die Frau dem Mann hinter den Rücken kommen kann, bemühet sie sich dessen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen, und ihn zu würgen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleier mit dem Kolben aus, so umwickelt sich der Schleier um den Kolben, und erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben (oder der Mann der Frau den Schleier) zu entreißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem linken und freien Arme aus, so wickelt sich der Schleier um den Arm, und hat der Mann also Gelegenheit die Frau zu sich an die Grube zu ziehen, da er dann trachtet, die Frau in der Mitte des Leibes zu fassen, und sie in die Grube zu ziehen."

In einem andern alten Manuscripte von Ephraim Gerhard, wird von diesem Duell Folgendes erinnert:

„Der Mann steht in einer, mitten im Kreise gemachten, drei Schuh weiten Grube bis an den Nabel; die Frau aber steht zehn Schuhe weit davon. Jedes hat drei Stäbe. Die des Mannes sind ungefähr eine Elle lang, und zwei Zoll dick im Durchmesser; die der Frau sind von gleicher Länge und Dicke, vorne aber ist an jedem derselben ein gewöhnlich drei Pfund schwerer

Stein gebunden. Mit diesen Waffen greifen die Kämpfer einander an. Schlägt der Mann nach der Frau, versieht es aber dabei, und greift mit der Hand an den Rand der Grube, worin er steht, so verliert er einen von seinen Stöcken. Uebereilt sich aber die Frau und schlägt nach ihm, indem der Mann sich auf eben gedachte Art vergeht, so verliert sie ebenfalls einen von ihren Stöcken. Wer nun auf diese Art seine drei Stäbe zuerst einbüßt, der ist überwunden, und wird für schuldig gehalten." Ein Beispiel hat hievon Johann Stumpf in seiner Schweitzer Chronik gegeben, wo es heißt:

„Darnach im jar des Herren 1288 am 5 Tag Januarij geschah zu Bern an der Matten ein Kampff zwischend einen man und einem Weyb. Das weyb lag ob, und gewann den Kampf."

Wäre es nicht kürzer und wohl eben so sicher und verläßlich gewesen; die Entscheidung solcher Fälle den — Würfeln anzuvertrauen? —

Indessen ist es gewiß, daß die sogenannten

Gottesurtheile

bei jedem Volke von selbst entstanden sind, wenn es sich noch auf einer tiefen Stufe der Cultur befand, und mehrere uncultivirte Völker haben sie noch heut zu Tage, nur wurden und werden sie verschieden geübt. Ein Beispiel geben hievon die Neger. Wie Herr Winterbottom berichtet, bedienen sich die Neger der Feuer- und Wasserproben. Wird der Angeklagte vom glühen-

den Eisen oder dem siedenden Oehle versengt, so wird er sogleich mit allem dem Eifer hingerichtet, den der feste Glaube an die Untrüglichkeit eines solchen Gottesurtheiles erzeugt. Versteht er es aber, sich gegen die Einwirkung derselben (durch Mittel, die bei uns in Europa kein Geheimniß mehr sind) zu sichern, so ist er unschuldig.

Bei einer nicht weit von Sierra=Leone wohnenden Negernation besteht eine eigene seltsame Art solcher Gottesurtheile: Eine Purganz. Man nimmt die Rinde eines gewissen Baumes, die purgirt oder ein Brechen bewirkt, und macht eine starke Abkochung davon, wovon der Angeklagte sechs ausgehöhlte Kürbisse voll trinken muß. Dieser Trank hat, nach der Meinung der Neger die Eigenschaft, den Strafbaren zu entdecken: denn geht er oberwärts wieder fort, so ist der Angeklagte unschuldig; operirt er aber nach unten, und will er auf eine ungebührliche Art aus dem Bösewicht entwischen, so wird dieser gleich bei der Gurgel gepackt und erdrosselt, denn nun mußte er — schuldig seyn.

Lage und Bau der Rittervesten.

In den unruhigen und unsicheren Zeiten des Faustrechtes, mußten sich die Ritter vor Gewaltthätigkeiten auf alle mögliche Weise zu sichern suchen. Befehdungen un=

ruhiger Nachbarn konnte jeder ausgesetzt seyn, und jeder mußte daher in diesem Zeitalter seinem Rittersitze alle denkbare Festigkeit geben. Viele Rittersitze waren aber auch schreckliche Räuberhöhlen in Wüsteneien, auf felsigen Bergen, oder umringt mit Wassergräben, welche den Reisenden die sorgfältigste Behuthsamkeit, List oder eine starke Bedeckung nothwendig machten, um nicht seiner Güter, seiner Freiheit, oder wohl gar seines Lebens beraubt zu werden *).

Man kann die alten Schlösser in Bergvesten und Wasservesten (oder Wasserburgen) eintheilen, wozu noch die Burgställe oder Burgwohnungen kommen. Die Wasserburgen lagen in Thälern, und wurden außer ihren dicken Mauern, Thürmen, Basteien und Brustwehren, durch Wassergräben gesichert, über welche eine Aufziehbrücke den führte, welchen man einzulassen für gut fand. Die Bergvesten lagen nicht immer auf einem höchsten Gipfel eines Berges oder einer Bergkette. Den höchsten Platz felsiger Berge, auf dem Fichtelgebirge, nahmen bloß die Schlösser Waldstein, Rudolphstein und Epprechtstein ein, wozu man allenfalls noch die Vesten Thierstein und Hohenberg rechnen kann. Die meisten andern lagen entweder auf einem niederen Theile, Abhang oder felsigem Kopfe eines hohen Berges, welchen Kopf der höhere Gipfel deckte, oder auf einem niedern Berge mit einem schroffen Abhang, welchen herumliegende höhere Berge und Hügel deckten; oder sie waren an einem Ge-

*) S. Ruinen, Alterthümer, und noch stehende Schlösser rc. Hof bei Grau 1795. 8. Mit Kupfern.

birgseck, welches auf zwei Seiten freie Aussicht verstattete, oder auf einem steilen felsigen Ende eines sich in die Länge ziehenden Bergrückens; oder am vordersten steilen Abhang, wovon sie das Eck machten, umringt von höheren Bergen, angebracht, doch so, daß man von einem hohen Thurme, oder der obersten Etage des Schlosses zum Theil über die Berge weg, oder mitten durch sie hin, durch ein Thal, auf die Straßen sehen konnte. Die Kunst vollendete, zuweilen mit erstaunungswürdiger Kühnheit, was die Natur in Ansehung der Vesten und sichern Lage unvollendet gelassen zu haben schien. Die meisten verrathen in ihrer Anlage die Absicht, über eine gewisse Gegend zu dominiren, dann verborgen zu liegen. Wartthürme auf den höchsten Höhen in einer Gegend, von welchen man viele Straßen übersehen konnte, dienten alsdann zur Speculation, und um von da aus Signale geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend zu melden, wenn es Zeit sey, zur Vertheidigung gegen Feinde, oder zur Flucht sich anzuschicken.

In Ansehung der Bauart verrathen die Ruinen einiger Schlösser, daß sie lange vor den Kreuzzügen entstanden seyn müssen. Um jene Zeit erhielt zuerst die Bauart der Teutschen, zumal in den nördlichen Ländern, eine bessere Form. Die teutschen Leviten in Italien, Griechenland und Asien, haben die bessere Baukunst kennen gelehrt. Sie ahmten aber freilich nicht sowohl die geschmackvolle antike, als die schnörkelhafte gothische nach. Doch erhielten die Gebäude mehrere Schönheit und Symmetrie als vorhin, und wurden in

der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber das Schloß ist, desto weniger zeigt sich Ebenmaß, desto weniger hat es Fenster, desto dickere Mauern, desto weniger äußere Zugänge. Vielleicht hätte man manche Veste wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die egyptischen Pyramiden dafür annahmen.

Ueberhaupt aber war den Rittern, bei Anlegung ihrer Burgen, nicht so viel an Ebenmaß, Raum, Helle, Bequemlichkeit und Schönheit gelegen, als an dem damals Nothwendigsten: Festigkeit. Der ganze Plan ging dahin, sich Sicherheit zu verschaffen, welcher Rücksicht alles Uebrige nachstehen mußte. Meistens richtete man sich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß stehen sollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzustecken. Diesen Bergrücken oder niedern Platz des Berges befestigte man rings umher mit starken Mauern. Auf der Seite, wo sich der Berg noch weiter fortsetzte, legte man mehrere starke Wälle, und zuweilen einen doppelten und dreifachen Graben an. Wenn es der Platz verstattete, zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken, und einen oder mehrere Gräben, welche meistens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bei steilen Abhängen auf einer oder mehreren Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigstens so weit man konnte, den Boden ab, senkte bei der Einfahrt über diesen Graben eine Zugbrücke, und umschloß den Schloßhof oder Zwinger durch eine dicke feste Mauer mit Schießscharten,

welche oben eine Brustwehre hatte. Vor dem Graben war meistens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oefters war auch an den alten Schlössern vor dem Hauptthore eine Burghuth oder feste Wohnung derer, welche das Schloß beschützen sollten (Vasalli castrenses). Den Mauern gab man vermuthlich dadurch die große Festigkeit, die wir nach Jahrhunderten in den Trümmern noch bewundern, daß man vornehmlich den Kalk noch warm, nämlich frisch gelöscht verarbeitete (oder vielmehr, weil man keine Gebäude mit Accord errichtete, oder zum verkaufen baute), daher mehr Kalk und weniger und zwar reinen Sand, ohne Erde, zum Bau gebrauchte.

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte, bestand entweder aus einem Thorhause, auf welchem der Thorwächter die Aufsicht hatte, oder aus einer bloßen starken Mauer mit einem Thore, über welchem das Wappen des ritterlichen Geschlechts in Stein gehauen war. An diesem Portale zog man die Aufziehbrücke empor, wovon man noch bei vielen Pforten die Oeffnungen in den steinernen Thorpfosten sieht, in welchen die Flaschen oder Wellen angebracht waren. Der Pforte zur Seite finden sich zuweilen hervorstehende gemauerte Basteien oder kleine runde Thürme mit Schießscharten, zuweilen deckten dieses Thor bloß die höher liegenden und mit einer Brustwehre versehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des innern Hofraums richteten sich nach der Form des Berges oder nach den herumliegenden Felsen, und bildeten gerade Linien, oder

krümmten sich zu einem Felsen, wie es der Lage angemessen war. Die Ecken wurden jedesmal durch hervorstehende Basteien oder Defensionsthürmchen gesichert, aus welchen man eine Linie bestreichen konnte, nämlich die ganze Länge von einer Ecke oder Thurm bis zum andern. Das Thor am Hofraum scheint niemals der Pforte am Hauptgebäude gegenüber, sondern, selbst wenn es nicht nöthig gewesen wäre, immer in schiefer oder umgekehrter Richtung angebracht gewesen zu seyn. In dem innern Hofraume lagen, wie bei den neuern Rittersitzen, die Neben- und Wirthschaftsgebäude; zuweilen eine Capelle, welche auch an manchen Orten in einiger Entfernung außerhalb der Veste lag; dann die Wohnungen für den Capellan (Burgpfaffen), Stallmeister, Haus- oder Burgvogt, die Knappen und andere Diener, unter welchen sich die Ställe für die Gäule der Ritter und Knappen befanden. Auch waren entweder am Thorhause oder an andern Orten des Hofraums, Gefängnisse angebracht. Das Hauptgebäude oder die eigentliche Burg, war ebenfalls nicht immer ein regelmäßiges Viereck. Wenige Schlösser waren geräumig. Bei vielen leitete ein sehr enger Eingang, durch welchen nicht zwei Menschen mit einander kommen konnten, und welcher nicht unten am Erdboden, sondern in einiger Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelassene Treppe führte, dem traurigen Dunkel zu, das in den meisten Schlössern herrschte; denn einige Schlösser umzog, wenigstens von der Seite, welcher die Natur die wenigste Festigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, welche zuweilen mit dem Hauptgebäude einerlei Höhe hatte. Die ältesten Bur-

gen hatten sehr wenige und enge Fenster, wenig weiter als Schießscharten. Erst an jenen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte erblickt man einige Symmetrie und Schönheit. Unten hatten diese Gebäude 6 bis 8 Fuß dicke Mauern, welche sich nach oben zu in etwas abschrägten, und von innen erweiterten. Bei einigen waren mehrere Etagen, bei anderen nur das Erdgeschoß gewölbt. Der untere Theil mag nicht nur zu Vorrathskammern gedient, sondern auch zuweilen die Stelle der Casematten vertreten haben. Im obern Theile waren Säle, Speise-, Gast-, Wohn- und Schlafzimmer, Waffenbehältnisse und dergleichen. Ueber der Thüre am Hauptgebäude oder neben derselben im zweiten Geschoße befand sich zuweilen ein Balcon, von welchem herab man sich zeigte oder Befehle gab, oder durch einen Herold etwas bekannt machte; so wie am Thorhause meistens über dem Thore eine größere Oeffnung war, von welcher herab man etwa fragte, welcher edle Ritter, Herold oder Knappe eingelassen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch welche man unbemerkt aus dem Schlosse kommen konnte.

Manche Ausgänge aus dem Hauptgebäude befanden sich in der Höhe, von welcher man eine kleine Brücke, Treppe oder Strickleiter herabließ, auf einer am meisten gedeckten Seite des Schlosses. Man hatte ferner mehrere und sehr tiefe Keller und unterirdische Gänge, wovon manche auf eine halbe Stunde weit unter der Erde hinwegführten; entweder in ein anderes Schloß oder zu einem Ausgange im Walde, oder sonst an einen nicht

leicht bemerklichen Ort, wo man unvermutheten Ueberfällen leicht entfliehen konnte.

Einige Schlösser lagen innerhalb sehr hoher Felsen, welche zum Einschluß des Hofraums mit benützt wurden. Die Zwischenräume, wo die Felsen nicht ganz zusammenschlossen, füllte man dann mit Mauern oder kleinen Thürmen aus.

Ueber alle niedere Gebäude und kleinere Thürme, wodurch die Linien der Außenwerke gedeckt wurden, ragte meistens ein hoher, runder oder viereckiger Thurm empor, von welchem aus man über die ganze Gegend freie Aussicht hatte. Dieser Thurm hatte unten keinen Eingang, sondern erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Von dem Hauptgebäude ließ man wahrscheinlich eine Fallbrücke hinüber an diesen Thurm fallen, wenn man hinein wollte. Dieser Thurm hatte Gewölb auf Gewölb, ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölb hatte in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man sich oder einen Gefangenen hinabließ. Der unterste Raum war das grauenvolle Burgverließ, worin unglückliche Gefangene der gemeinsten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinsten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnsucht nach Freiheit oder nach dem Ende ihrer Qualen schmachteten. Dieses Burgverließ ging meistens weit unter die Erde hinab, und hat in unseren Ritterromanen, nebst den Humpen und Gespenstern eine große Rolle gespielt. Der oberste Theil des Thurmes diente zur Beobachtung der Gegend und zu Signalen.

Man wählte zu diesen Schlössern endlich auch solche Plätze, wo man erstens genüglich Wasser bekommen konnte (meistens findet man innerhalb der Ringmauern noch den Platz des Brunnens); zweitens, wo man auch einigen Getreidebau, wenigstens einige Grasung für die Pferde haben konnte.

Uebrigens sieht man es den meisten dieser Schlösser an, daß sie noch vor Erfindung des Schießpulvers, oder dem Gebrauche des groben Geschützes und der dadurch veränderten Kriegskunst entstanden sind.

Eine der merkwürdigsten alten Ritterburgen ist die Veste Rickersburg, welche größtentheils in dem alten Zustande von ihren Besitzern, dem nun ausgestorbenen Geschlechte der Grafen Burgstall, erhalten wurde. Sie liegt ganz isolirt im Raabthale auf einem sehr hohen Felsen. Von einer Seite, wo nämlich das Schloß hingebaut ist, ist selber steil und unersteiglich; von der andern verflächt sich der Berg zur Ebene, so daß man auf einem breiten gepflasterten Wege bis zur Burg fahren kann. Eine zweifache feste, starke, mit Thürmen versehene Mauer umfaßt den zugänglichen Raum, in welchem eine Maierei mit vielem Rindvieh, Brunnen, Wirthschaftsgebäuden und Ställen befindlich ist. Der Zugang zur Burg selbst ist durch zwei in Felsen gehauene Gruben, innerhalb welchen sich ein Garten befindet, gesichert. In der Burg selbst oder besser am Eingange ist ein Zeughaus vorhanden, wo man noch viele alte Waffen findet. In den Felsen ist in die Tiefe gegraben eine geräumige, mit Oefen zum Beheitzen versehene Casematte, und noch tiefer ein ebenfalls in Felsen gehauenes Be-

hältniß für das Pulver zu sehen. Es befanden sich noch viele Lunten daselbst. Im Schlosse sind die noch conservirten vielen Zimmer zum Theil mit vergoldeten Ledertapeten, Thüren mit vielem Schnitzwerke und vergoldeten Schlössern, Gemälden u. s. w. ziemlich erhalten, die Fenster sind zum Theil mit kleinen runden Glasscheiben und vergoldetem Blei eingefaßt, überaus große Betten, Armstühle ꝛc. sind noch vorhanden. Merkwürdig ist der sehr große Rittersaal mit einer gemauerten großen Altane. An einer Fensterscheibe stand mit einem Demant eingeschnitten: 16, (die übrigen Zahlen waren etwas unleserlich), hat hier das Saufen (hier war der Tag bezeichnet) angefangen, und hat 14 Tage gedauert. Die Handschrift ist so, wie man sie auf alten Schriften erblickt. Viele Reisende besuchen diese merkwürdige Veste, in der in einem zweiten Saale sämmtliche Familienportraits der Vorfahren aufgestellt sind.

Alte Grabschriften.

In Dobberau befinden sich folgende alte drollige Grabschriften:

Auf Peter Wiese.

Hier Peter Wiese
Tumba riequiescit in ista
Gott gew em spiese,
Coelestem quique legista

Bidde vor sine Seele
Precibus brevibus genitorem
Vör Döget veele
Perpetuum sibi det ut honorem.
Een Fründ am Liefe
Nostrae fuit iste cohortis,
Dat heft he vive bewiset,
Tempore mortis.
He heft gestiftet
Dules tres perpetuales
Da uns an nöget
Res dedit atque speciales
Darüm schall bliefen
Js nostra sub prece vere
Und willen em schrieven
David in solio residere.

Auf den Ritter Molken.

Der ist 1500 von hinnen geritten
Thut ja vor ihm doch fleißig bitten.

Auf den Herzog Magnus.

Jn dieser Welt hab ich meine Lüst,
Allein mit kalten Schalen gebüßt.
Hilf mir Herr in den Freudensaal,
Und gib mir die ewige Kalteschahl *).

Auf Herrn Bargen.

Hier liegt Klaus Barg begraben ohne Leid,
Jn vollkommener Gesundheit.
Und hat sein Leben zugebracht bei guten Tagen
Mit Sorgen und Plagen.
Jst von allen seinen Freunden gezogen,
Und vor allen seinen Feinden geflogen,

*) Kalte Schaale oder Kaltschaal, ist eine in Franken bekannte Art von Getränk, aus Bier und Honig oder Zucker.

Hat alle Freunde bedacht,
Und alle seine Feinde verlacht.
Ist ins Jammerthal gesprungen 1581
Und ins Freudenthal gesunken 1609
Ist gewesen von 28 Jahren
Eh er ist in den Himmel gefahren.
Der Leser wird hier sehr gebeten
Auf dieses Grab ja nicht zu treten.

Auf Frau Potten.

Hier ruhet Ahlke Ahlke Pott
Bewahr my leve Herre Gott,
Als ik di wull bewahren,
Wenn du wärst Ahlke Ahlke Pott
Und ick wehr leve Herre Gott.

Auf den Koch Peter Klahr.

Hier rauet Peter Klahr
Er kaakte selten gahr,
Daht to gantz unflüdig,
Gott sy siener Seelen gnädig.

In der Bülowschen Capelle an der Wand.

Wiek düfel wiek wiet van my,
Ick scheer mie nig een Hafer um dir
Ick bün ein Meckelbörgsch Edelmann
Wat geit die Düfel mien Supen an.
Ick sup mit mienem Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig döften müst,
Und drink met öm een söete Kolleschal,
Wenn du sitzt in der Höllen quahl.
Drünn rahd ick wieck, loop, rönn und gah
Efft by dem Düfel ick to schlaf.

Friedrich der Gestrenge, Landgraf in Thüringen, geboren den 6. October 1331, gestorben den 26. Mai 1381

zu Altenburg, liegt im Kloster Altenzelle begraben, und hat folgende Grabschrift:

Hye lygt ein Fürste löbelich
Quem fulgus flebile plangit,
Den Mitel Markgraf Friederich
Cujus insignia pangit,
Clerus, Claustralis, Laicus
Den Fürsten leidelichen klagen,
Dives, inops, altus, infimus
Fürstl. Werk von Ihm sagen,
Wahrhaftig, weise, tugendlich,
Affabilis atque benignus
In Gottes furchte stetiglich.
Fuit hic laudae vir dignus;
Da veniam Christe
Laß Uns Gnaden finden,
Los werden von sinnen Sünden.

Katharina von Henneberg war die Gemahlin des Land- und Markgrafen Friedrichs des Strengen. Sie brachte ihm die Pflege Koburg als Heirathsgut mit, daher er zu sagen pflegte: Seine Henne habe ihm ein gut Ey gelegt. Sie starb 1397, und liegt im Kloster Altenzelle begraben. Ueber ihrem Grabe steht:

Als man schrieb in der Gnaden Jahr
Milleno et ter centeno
Dorzu sieben und neunzig zwar
Die Julii ter quino
Von Hennebergk Fraw Katherin
Misnensis Marchionissa
Des Landes Eyrheit, der Tugend Schryn
Tumba conditur in ista
Herr Jesu Christ, wir bitten dich
Cum cordis devotione

Du wolst ir Sele behüten
Ab inferni voragine
Daß wir würdig werden mit ihr
Verum assequi Solamen
So wir scheiden von danne schir
Te Semper laudare. Amen.

Auf dem Steine steht:

Drenzehnhundert Jahre nach Christi Gebortt
Sieben und neunzig schrieb man vortt
Im aller Aposteln teylung
Begrub man dyß Landes Tzyrung
Von Hennebergk Fraw Katherin
Zu Meissen eyne Markgrafin
Gott laß sie rugen ewiclich
Das bitten wir Alle inniclich.

*

* *

In dem sogenannten alten Gottesacker zu Leipzig, ist noch jetzt ein Leichenstein befindlich, auf welchem folgender Wechselbrief zu lesen ist:

Anno 1669 den 2ten April in Scheibenberg Auf C. A. Blechschmidts bestimmten Sterbetag.

Anno 1700 den 2ten October gelobe ich Jesus Christus Selbstbürge zu bezahlen diesen meinen Sola-Wechselbrief an denselben, den Werth habe ich selbst verdient, bin mit seinem Glauben und Leben vergnügt, schenke ihm daher die ewige Seligkeit aus Gnaden

Jesus Christus

Capital Conto

Für des Christus unschätzbares Lösegeld und Ranzion

Conto 10,000

Gewinn und Verluest.

An glückseligem Sterbegewinn, wohlgestorben ist der beste Gewinn. 100,000.

Der Hahnenkampf
der Böhmen und Mährer.

Mit diesem Thiergefechte nährten sich mehrere Böhmen und Mährer bis zum vierzehnten Jahrhundert auf eine ganz eigene Art im Auslande. Sie hielten in ihren Wohnhäusern eigene Hahnenzuchten mit einer besonderen Fütterung, wodurch diese Thiere eine ungewöhnliche Größe und Stärke bekamen; man reizte sie zum Zorne und leitete sie zum Streiten an, wobei man ihnen eigene Waffen, gleich einem Sporn mit Stacheln, an die Füsse band, womit sie den Streit so lange fortsetzten, bis sie entweder ihre Wärter durch einen lauten Ruf oder Schlag an ein Brett zur Ruhe brachten, oder aber, bis einer der Streitenden erlag. Die Schiffsregister von der ältesten Zeit geben uns den Beweis, daß man dergleichen streitbare Hähne in großer Anzahl auf der Elbe versandte, auch zogen die Slaven damit in alle Theile der Welt, wie die Tyroler mit ihren Kanarienvögeln, und suchten durch eigene Spectakel, die sie in Städten und Dörfern gaben, sich zu nähren; so kamen sie auch nach England, wo dieser Hahnenkampf um so mehr großen Beifall fand, da er den Engländern eine gewünschte Gelegenheit zu den beliebten Wetten gab, und wo er

noch heut zu Tage geübt wird. „Schade," sagt unsere alte Nachricht „daß man diesen durch geringen Aufwand „leicht einführbaren Sonntagsunterhalt nicht wieder „erneuert, und eine so arme brotlose Familie in Nah= „rung zu setzen sucht. Der alte Hahnentrank, welcher „aus Haber mit etwas Wein oder Bier gesotten wird, „ist ja kein Geheimniß mehr für uns."

Die Studentensitze.

Im Jahre 1366 gab Papst Urban eine Verordnung für die Universität zu Paris, worin befohlen ward, daß die Studenten vor den Lehrern nicht auf Bänken oder Stühlen, sondern auf der Erde sitzen sollten (etwa wie die Türken?) „damit nicht Stolz in den Jünglingen erwache." Sie durften sich höchstens auf ein wenig Stroh setzen. — Daher erhielt die Straße, wo man das Stroh dazu verkaufte, den Namen rue de Fouare, Strohstraße, von dem alten Worte Feure — in der gemeinen Volkssprache Fouare, welches Stroh bedeutet. —

Les extremes se touchent! Welcher Abstand zwischen ehehin und nachher! Zwischen auf der Erde oder auf Stroh Sitzen — und Scharren, Auspfeifen, Pereat, Fenstereinwerfen ꝛc. — War dieß etwa Vorbereitung zum Noviziate?

Ob sich an dem entgegengesetzten Pole der Studenten, damals oder nachher mehr Stroh befand? —

Die verheerenden Seuchen.

In den alten Chroniken, wie sie noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin geschrieben wurden, findet man die schauerlichsten Beispiele der Verheerungen, welche epidemische Krankheiten angestellt haben, verzeichnet. Alle diese Krankheiten nannte man die Pest, obgleich die wahre orientalische Pest nur selten dabei gewesen seyn mag. Ganze große Städte starben davon aus, oder verloren doch mehrere Zehntausende ihrer Bewohner. So starben in den Jahren 1348 und 49 zu Florenz 60,000 Menschen, zu Venedig im Jahre 1478 an die 40,000 Menschen, eben so viele zu Paris im Jahre 1580, zu London im Jahre 1665 an 100,000.

Das gelbe Fieber, welches sich schon öfter in Europa gezeigt, und erst unlängst in Spanien so große Verheerungen angerichtet hat, konnte wohl wieder ähnliche Scenen befürchten lassen, wenn man sich nicht von der Gefahrlosigkeit desselben für das feste Land überzeugt hält. Allein in unseren Tagen fällt der größere Theil der Ursachen weg, welche vormals die Verbreitung und Dauer mörderischer Seuchen begünstigten. Nie kann in unseren policirten Staaten eine Pestilenz, wie jene der alten Zeit allgemein und dauerhaft werden. Selbst die

Gefahr des gelben Fiebers wird schon dadurch minder beträchtlich, wenn man weiß, wie schlechte medizinische Polizeianstalten in den Küstenstädten Spaniens herrschen, welche große Unreinlichkeit unter dem Volke jener Städte ist, daß endlich selbst in Livorno die für das gelbe Fieber gehaltene Krankheit nur in den engen Straßen des sogenannten Judenquartiers die größte Sterblichkeit anrichtete, wo viele Tausende armer unreinlicher Menschen auf einander gehäuft und zusammengedrängt wohnen.

Damit man sich einen Begriff von dem Zustande einer Stadt machen kann, in welcher damals die sogenannte Pest herrschte, wollen wir aus Marmontels Geschichte der Regentschaft des Herzogs von Orleans (Histoire de la Regence du Duc d'Orléans), in welcher die Pest von Marseille im Jahre 1720 beschrieben ist, einige Züge ausheben. Diese Pest wurde durch ein Schiff dahin gebracht, wie dieß fast überall auch mit dem gelben Fieber der Fall war.

„Unterdessen wächst die Zahl der unbegrabenen Todten mit jeder Stunde; jede Nacht liefert deren Tausende. In allen Gassen liegen, gräßlichen Anblicks! die Leichname haufenweise auf einander aufgeschichtet; die öffentlichen Plätze, der Corso, die Kayen des Hafens sind damit bedeckt; man preßt sie auf einander; sie werden dahin aus den benachbarten Häusern geschleppt, und von den Schiffen ausgeladen, auf welche sich einige Familien von Kaufleuten gerettet hatten, und wohin die Pest sie dennoch verfolgte. (In Gebirgen wären sie sicherer gewesen.) Längs der Straßen, auf den Plätzen und unter den Bäumen des Corso erblickt man unter den

Todten eine Menge Kranker, oft ganze Familien, die elendiglich auf ein wenig Stroh oder verpesteten Matrazen liegen. Die einen, sagt ein alter Bericht, in einer Abschwächung, die nur vom Tode ihre Rettung erwarten, den andern hat die Heftigkeit des verzehrenden Giftes ihre Sinne verwirrt; sie rufen die Vorbeigehenden um Hilfe an, bald durch rührende Klagen, und bald durch lautes Geschrei; eine Folge entweder der Heftigkeit des Schmerzens, oder der Raserei; und als wenn das Uebel, an dem sie darnieder liegen, noch nicht grausam genug wäre, kommen noch Greuel des Hungern dazu und vermehren die Schrecken des Todes. Das Herz bricht einem beim Anblick so vieler armen unglücklichen Mütter, die mit den Leichen der in ihren Armen verstorbenen Kinder umgeben sind, und so vieler unglücklichen Kleinen, die noch an der Brust ihrer sterbenden Mütter liegen, und den letzten Ueberrest des Giftes, das in ihren Adern wüthet, einsaugen. Mitten unter diesen Reihen von Todten und Sterbenden sieht man große Haufen von angesteckten Meubeln und Kleidungsstücken, die zu den Fenstern herausgeworfen wurden. Man kann keinen Schritt thun ohne den Tod zu erblicken."

„Sieht man hie und da einige Personen herumschleichen, die der Krankheit noch nicht unterlegen sind, so gleichen die einen bleich und hinfällig umherirrenden Gespenstern, die andern sind in Raserei, laufen so lange sie es vermögen, ohne zu wissen wohin; bald aber fallen sie auch dahin, und sterben in Stellungen, die der Ausdruck ihrer entsetzlichen Leiden sind. Einige haben so heftige

Anfälle der Wuth, daß sie sich selbst umbringen, oder ins Meer stürzen.“

So sah Marseille aus am 1. September 1720.

„So wie eine Person krank wird (sagt jenes Tagebuch), so ist sie für ihre nächsten Verwandten ein Gegenstand des Abscheues und des Schreckens. Die Natur vergißt ihre heiligsten Pflichten; ihre Gesetze vermögen nichts über die Furcht vor einem gewissen Tode, und schmiegen sich schändlich ohne den geringsten Widerstand. Sey der Kranke wer er immer wolle, so wird er entweder auf eine barbarische Art aus dem Hause geschafft, oder man läßt ihn allein in demselben, wo er ein Raub des Hungers, des Durstes und alles dessen wird, was den Tod schrecklich machen kann. Die Weiber gehen so mit ihren Männern, die Männer mit ihren Frauen, Kinder mit Vater und Mutter, und diese wieder mit ihren Kindern um. Aber, selbst indem sie sich so unmenschlich vorsichtig benehmen, tragen sie bereits den Tod bei sich herum. Die Reihe kömmt nunmehr an sie; sie werden mit der nämlichen Härte verlassen, und leiden bald die Strafe ihrer unerbittlichen Feigheit. Daher kömmt die ungeheure Menge der auf den Straßen und öffentlichen Plätzen liegenden Kranken, die, bei der Unmöglichkeit in die bereits angefüllten Spitäle aufgenommen zu werden, die Zugänge derselben belagern, oder sich genöthigt sehen, weiterhin unter Haufen von Leichen sich eine Stelle auszusuchen, wo sie ihre einzige Hoffnung, den Tod, abwarten können.“

„Bei diesem ungeheuern Elend fehlte es an Leuten, die die Leichname wegschafften. Die hiezu gebrauchten frei-

willigen und bezahlten Arbeiter, so wie die später requirirten Galeerensclaven starben alle darüber weg. Die so liegenden Leichname verpesteten die Luft noch mehr. Der Hafen war mit schwimmenden Körpern von Thieren und Menschen angefüllt. An anderen Orten hatte die Sonnenhitze die Leichname in Fäulung gebracht, und dadurch den gräßlichsten Anblick bereitet.""

„Erst im October fing die Pest an nachzulassen und allmählig aufzuhören, und jetzt erst konnte man an die Beerdigung der vielen Leichname mit Erfolg denken."

Der Zustand der Nationen in der alten Zeit mußte pestilenzialische Krankheiten nothwendig begünstigen. Noch immer beschatteten unendliche Wälder die wenig angebauten Länder, erschwerten den Zug luftreinigender Winde, und hielten den Boden feucht und sumpfig. Die Völker waren durch ewige Kriege verarmt und verwildert. Die Arzneikunst lag, wie wir erst gesehen haben, noch in der Wiege, und wurde von Charlatanen, alten Weibern und Hirten betrieben. Medicinische Polizeianstalten waren ganz fremd. Der abergläubige Pöbel erklärte sich die Abstammung der Pestseuche nur aus übernatürlichen Ursachen und aus dem Zorne Gottes, wogegen keine Vorsichtsmaßregeln nützten. Ein Glaube, der noch itzt in den asiatischen und afrikanischen Ländern die Pest verewigt. Das Volk war in seiner Dürftigkeit zum Genuße der schlechtesten, unverdaulichsten Speisen genöthiget; unreinlich in seinen Wohnungen und Bekleidung. Die Straßen der Städte waren eng, die Menschen wohnten darin dicht beisammen, und vergifteten einander durch die unreine verdorbene Luft, die da-

durch entstehen mußte. Daher nahm die Verpestung vorzüglich in Städten und Klöstern immer schnell überhand, was auf dem Lande der Fall nicht war. Wenn damals nur während eines Jahres Mangel an Stürmen und Winden war, oder auch wohl nur eine kürzere Zeit, wodurch die Atmosphäre ungereinigt blieb, entstanden sogleich die schrecklichsten Epidemien, wie in dem windstillen Jahre 1383, in welchem ganz Teutschland, Böhmen und Ungarn an bösartigen Lungenkrankheiten litt; oder wie in den Jahren 1404 und 1405, in welchen ein anhaltender Nebel, der das nördliche Teutschland bedeckte, daselbst einen tödtlichen Husten erzeugte, woran viele Menschen starben; so daß in der Stadt Magdeburg oft an einem Tage an hundert Personen zur Erde bestattet wurden. Die Hungersnoth zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und der damalige allgemeine Schrecken, von den Ufern der Oder bis zu denen des Rheins, machte, daß viele Tausende von den Bewohnern teutscher Gegenden auf einmal an der Pestseuche hinstarben. Für einen Eroberer dürfte es wohl keine angemessenere Strafe geben, als in eine Stadt eingesperrt zu werden, in der, wie zu Marseille, die Pest wüthet.

Da diese Seuchen bloß von nichtärztlichen Chronikenschreibern berichtet werden, so kann man selten etwas von ihrer Natur und Eigenschaft erfahren; bloß einzelne Züge geben Winke. Als das Jahr 1556 zu Neapel 42,000 Menschen in einem einzigen Monate wegraffte, so verschwand diese Pest plötzlich in Folge eines heftigen Donnerwetters. Wie man sich aus den Beobachtungen

des Dr. Palloni über die Livorneser Krankheit erinnert, so hörte dieselbe auch auf einmal in Folge eines Donnerwetters auf. Hätten die alten Chroniken jene Krankheit zu Neapel physiologisch beschrieben, so könnte sich vielleicht zeigen lassen, daß das sogenannte gelbe Fieber schon vor langer Zeit in Italien geherrscht hat.

Das große Pestjahr 1580, in welchem nicht nur einzelne Länder, sondern alle Theile von Europa unter der furchtbarsten Seuche schmachteten, hatte ebenfalls seine eigenen Naturbegebenheiten. Der Sommer dieses Jahres war sehr trocken; in den Gärten trieben die Rosen im Herbste zum zweitenmale Knospen, wie im Jahre 1822; von Teutschland durch die Niederlande bis im Innern Großbritanniens, hatten Erderschütterungen geherrscht. Von dieser Seuche ist auch zu bemerken, daß sie in den wärmern Ländern Europens mit der größten Sommerhitze den höchsten Grad ihrer Stärke erreicht hatte; hingegen in den kältern Ländern ihre verderbliche Wuth mit der zunehmenden Kälte äußerte. Teutschland und Ungarn wurden von ihr erst im Herbstmonat angefallen; die Küste der Ostsee und das mitternächtliche Teutschland sahen sie im October und November; Liefland, Dänemark und Schweden aber wurden erst in der Mitte des Winters von dieser Seuche auf ihrer Wanderung heimgesucht.

Im Ganzen kann man bemerken, daß es für die Medicin ein Gewinn seyn würde, wenn alle Krankheiten zu Seuchen würden, denn dann könnte man ihrer leichter Herr werden. So wie aber alle natürlichen Verbande durch die fortlaufende Zeit geschwächt werden,

und der Organismus immer weniger sympathetisch wird, durch je mehrere Generationen er sich fortgepflanzt hat, so kann man schon um deßwillen mit dem Verlaufe der Zeit, die stufenweise Abnahme der Epidemien erwarten. In Zukunft werden also alle Epidemien entweder aufhören, oder doch leichter ausgehalten werden, und daher muß sich eine Epidemie, wie das gelbe Fieber, mit jedem Jahre gelinder äußern. Es setzt wenig physiologische, wir wollen nicht einmal sagen philosophische Kenntnisse voraus, wenn ein Mediciner behaupten kann, das gelbe Fieber müsse immer mörderischer werden.

So wie jede Epidemie mit der Zeit um so gelinder werden wird, so kann man schon jetzt durch Anticipation der Zukunft dahin gelangen. Man darf nur bei der jetzigen Generation eine Verachtung des Todes einflößen, indem man alle Bande schwächt, die den Menschen an den Organismus ketten; man darf nur ihren Muth heben und beleben, den Glauben an die Wirkung der neueren Mittel der vorgeschrittenen Arzneikunde stärken, die Menschen abhärten, stärker machen, sie zur Zeit der Epidemien besser, aber nicht unmäßig, nähren, gut kleiden, und durch Nationalvergnügungen zur Heiterkeit stimmen. Weil itzt die Geistesbefangenheit abgenommen hat, vermag eine itzige Seuche das nicht mehr, was sie sonst über den Organismus vermochte, und so kann Glaube und Heiterkeit auch als geistige Mittel gegen alle Epidemien gebraucht werden.

Wie wir oben bemerkt haben, entstehen und verbreiten sich die mehresten Epidemien durch eine verdorbene unreine Luft; gegen diese haben wir aber ein vortreff-

liches, vielfach erprobtes, und bewährt gefundenes Mittel: Die salzsauern Räucherungen, wozu die Erforderniſſe zu geringen Koſten in jeder Apotheke zu finden ſind *).

Preiſe in Frankreich
im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte.

Die alten Jahrbücher bieten uns über verſchiedene Gegenſtände ſeltſame Umſtände dar, wenn man ſie mit den gegenwärtigen vergleicht. So iſt es z. B. ſehr auffallend, wenn man die jetzigen Koſten eines adelichen Begräbniſſes mit jenen Koſten vergleicht, welche den 21. November 1408 bezahlt wurden, deren Betrag ſich auf 18 Pariſer Sous belief.

Allerdings muß man hiebei die Zeit erwägen. Bekanntlich ließ Carl der Große aus einem vollen Pfund Silber 20 Stücke, die er Sols nannte, prägen, und aus einem Sol 12 Stücke, Deniers genannt. Die Mark Silbers beſtand demnach aus 10 Sols. Dieſe Mark war jedoch vor Philipps des Schönen Zeiten ſchon

*) Eine leichte und ſehr zweckmäßige Bereitungsart dieſes Mittels, nebſt der Anwendungsart, findet man in dem Geſundheits-Taſchenbuche für das Jahr 1803, vom Dr. Joſeph Frank. Wien, in der Camesiniſchen Buchhandlung.

auf 55 1/2 Sols tournois gebracht, und dieser Fürst erhob sie im Jahre 1305 auf 8 Livres 10 Sols. Nach Verlauf von 100 Jahren hatte die Mark noch eine größere Vermehrung erlitten. Dieser Fürst ließ auch im Jahre 1282 die Umschrift auf die Münze setzen: Sit nomen domini benedictum.

Hundert Jahre früher hatte man im Jahre 1162 auf die eine Seite ein Kreuz, und auf die andere Säulen geprägt, daher die Abstammung des Sprichwortes: Croix, piles.

In diesem dreizehnten Jahrhunderte hatte ein Kanzler von Frankreich auf Reisen täglich nur 7 Sols, welche man ihm überdieß noch entzog, wenn er in einer Abtey, oder an Orten einkehrte, wo es ihm nichts kostete. Seine Besoldung betrug im Jahre 1530 nur 2000 Livres.

Das Einkommen der Bischöfe wurde auch vermehrt; es bestand unter Carl dem Großen in einer von jeder Pfarre gereichten Abgabe, von 1 Scheffel Gerste, 1 Faß Wein, und einem Lamme, zusammen im Werthe 5 Sols, oder 1/2 Mark Silbers.

Im Jahre 1265 gelangte Clemens IV., der vorher Advocat und Ehegatte gewesen war, auf den päpstlichen Stuhl, jeder seiner beiden Töchter übergab er 300 Livres, der einen als Heirathsgut, der andern um in einem Kloster davon zu leben.

Ein Befehl Philipp des Schönen bestimmt die Preise der Zeuge höchstens zu 25 S., welche die großen Herren, und bis zu 6 S. herab, welche die Bürger tragen sollten. Zu der Zeit erhielt ein Kerkermeister

20 P. S., wofür er 3 1/2 Monate einem Verbrecher Brot lieferte, wo täglich 2 2/7 Denier auf den Mann kam. Ein erfahrener Bootsknecht in der Normandie wurde täglich mit 2 Sous bezahlt. Ein Wächter in dem Schlosse Rouen diente täglich um 10 Deniers.

Ein Amtmann zu Evreux hatte im Jahre 1432 jährlich eine Besoldung von 140 Livres. 1435 hatte ein Bereiter zu Pferde, auf der Reise täglich für sich und sein Pferd 10 S. Ein Kutscher wurde für sich und seine zweispännige Kutsche täglich mit 20 S. bezahlt. 100 Scheffel Getreide galten damals in der Normandie 100 S. tournois, 40 Scheffel Gerste 4 Liv., 60 Maß Hafer 60 S.

Ein Staatssekretär und Notarius des Königs hatte im Jahre 1440 täglich eine Besoldung von 6 Pariser Sols. Bei Unkenntniß des Schreibens bescheinigte man die Zahlung durch Kerben in ein Holz geschnitten, wie dieß auch noch bei uns mit den Kohlenbauern bei Hammerwerken üblich ist. Auf diese Art treibt man auch die öffentlichen Abgaben ein. — Für 20 Sols hatte man schon ein prächtiges Leichenbegängniß; im Jahre 1782 kostete ein solches 1258 Livres, wo 444 Livres für die Kirche, 444 Livres für das Wachs, 369 Livres für Handschuhe, Flor, mit Tapeten, Trauerkarmen u. s. w. aufgingen.

Die interessanten Bemerkungen, die sich bei der Vergleichung von damals und itzt von selbst aufdringen, überlassen wir unsern Lesern, sich selbst abzuziehen.

Mahlzeiten
im vierzehnten Jahrhunderte.

Es wird für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn, obige Mahlzeiten mit jenen des Mittelalters zu vergleichen, wovon wir eine Probe hier anführen.

Als im Jahre 1303 die Pfarrkirche zu Weissenfels eingeweiht wurde, so kam zu dem Ende der Bischof Bruno von Zeitz, ein geborner Graf von Querfurth dahin; dieser wurde nun von dem Magistrat bewirthet; das Gastmahl verherrlichte noch die Gegenwart der Aebtissin des Weissenfelsischen Jungfrauenklosters, einer gebornen Landgräfin von Thüringen. Man kann sich vorstellen, daß der Magistrat bei einer so feierlichen Gelegenheit, und für so hohe Gäste gewiß sein Bestes gethan, und keine Kosten gesparet haben wird, und daß man hierüber sogar eine Urkunde aufgesetzt und auf dem Rathhause als eine Merkwürdigkeit aufbewahret hat, beweiset diese Vermuthung noch mehr.

Diese Urkunde lautet so:

„Ao. dni. xiijcij, den XV. September, alsz am ezwa Herrn Suntage, nebist nah dem H. Creucz, is der Ehrwürdige Herr Brwn, Bischof von Czeutz, in unser newin Kirche, gewezen, und alderine seyne Einweihungs-Dinge verrichtet. Und hebben eme de Vorsteher ob dem Rathusse ij Dage lang tracteeret, und is einen tho essen gegewen, als volget.

Den ersten Dagk, als de Domina derbey gewest.

Das ehrste Gericht.

Eine Eyersope mit Safran, Pfefferkörner und Honig darinn.
Ein Hyrßen Gemyze.
Ein Essen Schavfleisch mit Eypollen daröber.
Ein gebraten Hun mitt Tzwetschken.

Das ander Gericht.

Stockfisch mit Oel und Roßzynen.
Bleyer mit Oel gebacken.
Gesottene Aal mit Pfeffer.
Gerehster Pückling mit Lypziger Senff.

Das drytte Gericht.

Speisefische sawer gesooten.
Ein Parmmen gebacken.
Kleine Vegel yn Schmalz gepregelt mit Rettich.
Eine Schwynzkeile mit Korcken.

Den andern Dag hat man gewen.

Das ehrste Gericht.

Gelb Schwyne Fleisch.
Ein Eyerkochen mit Honigk und Wynbeeren.
Gebraten Heringk.

Das ander Gericht.

Kleine Vische mit Roßzynen.
Kalte Bleyer gebradten, de dez voregen Dages ebrig geblewen.
Ein gebradten Ganz mit rothen Rüben.

Das drytte Gericht.

Gesalzen Hecht mitt Peterlinn.
Ein Salat mit Eyern.
Ein Gallerdten mit Mandyln besetzt, und Ervoetische Anisse eberstreyt rc."

Man bemerkt, daß am zweiten Tage die Gerichte (Trachten) bereits um eine Speise verkürzt worden sind, vielleicht weil die Domina nicht mehr zugegen war. Dessert muß damals noch ungewöhnlich gewesen seyn, sonst würde es in einem solchen Berichte gewiß nicht vergessen worden seyn.

Bleyer waren vielleicht Fische.

Bemerkenswerth ist es noch, daß hier das Wort Gallerte vorkömmt, das jetzt nur noch unter den Gelehrten in der Chemie vorkömmt, und welches der gemeine Mann, der Sulze dafür gebraucht, nun nicht mehr versteht.

Alte Moden.

Seitdem die Teutschen nicht nur eigene Modenjournale und Zeitungen mit illuminirten Kupfern besitzen, sondern sogar plastische Modenbilder in vollen und immer wechselnden Anzügen und Decorationen täglich unentgeltlich beschauen können, sind sie endlich von der Abhängigkeit

des großen Modebabels Paris erlöset; auch das Journal des Luxus und der Moden, ist bei uns ziemlich verschollen, aber die Sachen sind geblieben.

Wie viel hiezu der Sanscülotism und die Kriege beigetragen, zu untersuchen, ist kein Gegenstand dieser Schrift.

Ob der gute Geschmack, die edle Simplicität der Anzüge, das Ebenmaß der Kleidungsstücke zu den Körperverhältnissen, die Wahl und Zusammenstellung harmonirender Farben, seitdem gewonnen oder verloren haben, dieß kann kein Gegenstand einer Preisfrage seyn.

Allerdings sind die Männeranzüge solider und bequemer geworden, seitdem ihnen die englischen Moden zu Mustern dienen. Der französische Puder, die Haarbeutel, Zöpfe, Locken sind verbannt, die künstlichen und zeitraubenden Frisuren, die bunten Farben, Gold und Silber an den Kleidungsstücken, die Stickereien sind verschwunden, und wenn auch einige wenige Zierbengel die Fracks immer mehr beschneiden (vielleicht um Tuchstückchen zu neuen Krägen und Aufschlägen zu erhalten), und wenn auch das Bruststück eines solchen Gecken von einem einer züchtigen Dame bald nicht mehr zu unterscheiden seyn wird, so werden diese und andere ähnliche lächerliche Erscheinungen, doch immer bald wieder ihren Vorgängern den Knöpfmusterkarten auf den Kleidern, den Borten- und Schnüre-Decorationen der Beinkleider, den drei Finger breiten Hutkrämpen, den dicken Halsbinden und spannelangen Gilets, den hohen Beinkleidern folgen, die vor nicht gar zu langer Zeit Mode waren.

Auch die Kleidung der Damen ist einfacher, nur oft zum Nachtheil ihrer Gesundheit, gar zu einfach geworden, obschon Ueberladung an Verzierungen, und eine gewisse Vorliebe zu grellen, bunten, auffallenden und gemischten vielen Farben immer sichtbarer zu werden scheint. Mit Billigkeit und Recht müssen wir aber diese Erscheinungen mehr den Schneidern und Putzmacherinnen, als dem schönen Geschlechte zur Last legen, das sich gutmüthig mit der Versicherung begnüget, so sey es Mode.

Eigentlich ist keine Mode die beste. Form, Größe des Körpers, Gesichtsfarbe, sollten die Wahl und Gestaltung der Kleider bestimmen; denn, was dieser Gestalt ziemt, sie verschönert, verunstaltet eine andere, und macht sie zur Carricatur. Man denke sich nur ein kleines, schmächtiches Figürchen mit einem ungeheuern Hute, dessen Umfang die ganze Körpermasse aufzunehmen vermöchte. Wie viele Moden verdanken ihren Ursprung entweder dem Zufall *), oder körperlichen Ge-

---

*) Eine etwas kurzsichtige Dame in Paris sah zum Fenster heraus, als eben ein mit schwarzem Wachstuch überzogener Geburtsstuhl auf dem Kopfe vorbei getragen wurde. Sie hielt dieß für eine neue Mode, und so entstanden die nun wieder verschollenen Chaudrons.

Lord Spencer hatte auf der Parforce-Jagd einen Theil seines Ueberrocks, mit welchem er an einem Baumast hängen geblieben war, eingebüßt, er schnitt den Ueberrest bis an die Hüfte weg. Als er so durch London nach Hause ritt, hielt man dieß für eine neue Mode, und ahmte sie nach. Daher die Benennung: Spenser, die man ähnlichen Kleidungsstücken ertheilt.

brechen; z. B. die dicken Halsbinden den Kröpfen und dicken Hälsen; lange, bis zur Erde reichende Kleider verdecken mißgestaltete Füsse; weite Pumphosen krumme oder Spindelbeine; Schleier schielende Augen, Sommerflecken u. s. w. Wäre es nun nicht eine Thorheit, wenn Personen, die keine solche Fehler zu verbergen haben, sich dieser Mode bedienen und dem Verdachte aussetzen wollten, auch sie haben Etwas zu verstecken? —

Da es unser Beruf nicht ist, eine Abhandlung über die Moden zu schreiben, sondern nur den Abstand der alten von unseren zu zeigen, so wollen wir hier bloß einige Berichte von denselben anführen.

Im Jahre 1452 hielt Cardinal Capistranus zu Nürnberg eine Strafpredigt, worin er, unter anderen Gegenständen auch der spitzigen Schuhe erwähnte, und befahl, daß man sie verbrennen solle. Dieß geschah auch, und die spitzigen Schuhe wurden, so wie die Würfel und Karten rc. dem Feuer übergeben. Trug man damals vorn abgerundete, dem Fuße passendere Schuhe, so war diese Strafpredigt allerdings sehr zweckmäßig. Man ersieht hieraus, daß die damaligen Zeitgenossen ihren Kanzelrednern mehr Folgsamkeit leisteten, als wir den unsrigen.

Diese Predigt wirkte damals acht Jahre, aber auch nicht länger, denn 1460 gab der Rath den Nürnberger Schustern ein gewisses Maß, wie lange sie die Spitzen an den Schuhen machen durften, und 13 Jahre nachher, nämlich im Jahre 1473 erhielt der Rath ein Schreiben des Bischofs von Bamberg, wodurch jener veranlaßt wurde, den Schustern zu befehlen, daß sie keine

Schnäbel oder Spitzen an die Schuhe machen sollten.

Vor ungefähr 20 Jahren erschienen diese Spitzen an den Schuhen abermals, ohne daß an ein Verbot gedacht wurde, und ohne einen solchen verschwanden sie auch wieder. So viel geht indessen aus dem Angeführten unwidersprechlich hervor, daß damals die spitzigen Schuhe und Stiefel keine neue, sondern eine sehr alte Mode waren, und daß man den damaligen Modeherren und Damen sehr unrecht that, wenn man ihnen eine Neuerungssucht zur Last legte. Nein! hier liegt der klare Beweis: Sie liebten nur das Alte, und kehrten wieder zu demselben zurück.

In Georg Phillip Harsdörffers Frawen-Zimmer-Gesprüch-Spiel. 1 Thl. Nürnberg 1641, befindet sich folgender Beitrag zur Geschichte der teutschen Moden vom obigen Jahre:

„Bald gebraucht man sich kleiner Hüte, welche mit einem grossen Stulp umbgeben, als wenn man daraus einen Schawplatz (Amphitheatrum) machen solte. Bald synd selbe widerumb im Wachsen, und erhöhen sich wie die Thurmgräber (Pyramides) in Egypten: Die Krägen ändern sich fast mit dem Mondschein, erreichen bald die Gürtel, und verkleinern sich bald wie der Newmond: Wie unterschiedliche Trachten und Veränderungen von Wammes und Hosen in wenig Jahren in Gebrauch kommen, ist nicht wohl zu gedenken, und scheinet dasselbe in stetswärenden Streit verhasset, welches das Andere verkleinern könne. Vber das, so haben die vielfältigen Nestel so überhand genommen, daß man fast den Bart

auch einzunesteln auffbringen wird. Von den Stiffeln und Schuhen kann man sich billich verwundern, daß selbe nicht mehr nach den Fuß, sondern nach eines jeden Sinn gemacht werden, je durchs ganze Jahr der Rosen nicht ermangeln: Diesemnach hat jener nicht vnrecht, meines Erachtens vorgeschlagen, man solle die grossen vnd kleinen Hüt, die außschweifende und schmale Krägenlein, sowol auch die kurzen Wammeser vnd lange Hosen zusammen heirathen, damit doch endlich deroselben Nachkommen, in mittelmäßiger Grösse ausgebrutet werden möchten."

So wie die spitzigen Schuhe und Stiefeln wieder erschienen und verschwunden sind, eben so haben sich auch die kurzen Wammeser (Gilets) und langen Hosen, die kleinen und großen Krägen wieder gezeigt, und sich endlich in lange, fast bis an den Bauch reichende, verwandelt, zum Beweise, daß man immer wieder zu den alten Moden zurückkehret. Die alten Berichte enthalten zwar nichts von der Höhe der Hüte, indessen ist nicht zu zweifeln, daß unsere hohen Hüte, die oft den dritten Theil der Körperlänge eines kleinen Modeherren betragen, ebenfalls eine alte Mode sind.

Bemerkenswerth ist es, daß die alten Modenberichte von den weiblichen Moden gänzlich schweigen, und nur die männlichen rügen. Sollte es wohl in den alten Zeiten keine solchen gegeben haben?

Altteutsche Cur
bei Mangel an Eßlust.

Im fünfzehnten Jahrhunderte stieß ein schwäbischer Ritter, der mit seinen Knechten ausritt, auf einen andern. Auf sein Befragen, wohin die Reise ginge, sagte ihm dieser, daß er ein Bad besuchen wollte, um seine verlorne Eßlust wieder herzustellen. Der Ritter erwiederte hierauf, daß dieses Mittel ungewiß und langsam sey, und daß er ihn ungleich schneller und leichter curiren wolle, und gab seinen Knechten einen Wink, die das Fuhrwerk des Patienten umwandten, und ihn, ohne auf seine Protestation Rücksicht zu nehmen, auf die Veste des Ritters führten. Hier wurde er einige Tage lang in ein finsteres Gemach eingesperrt, und bekam nichts als Wasser und Brot. Nach Verfluß derselben ließ ihn der Ritter vor sich führen, und fragte ihn, ob sich seine Eßlust wieder eingestellt habe, welches er unter vielen Seufzern bejate. Der Ritter sagte hierauf: Da ich euch in so kurzer Zeit geheilt habe, und ihr überdieß der Mühe der Reise und die damit verbundenen Kosten ersparet, so ist es billig, daß ihr mich für diese Cur belohnet, wofür ich nicht mehr als 200 Goldgulden fordere, und euch dann noch eine Strecke geleiten lassen will.

Der Genesene, der Alles aufgeopfert hätte, um aus dieser ihm so ungewöhnten Diät zu kommen, zahlte ihm

willig die verlangte Summe, und kehrte gesund, und mit dem besten Appetit in seine Veste zurück.

Und die Nutzanwendung? — ist nicht schwer zu machen.

Zur Geschichte der Feuerpolizei.

Zur Zeit als selbst in Paris noch so wenig an Abstellung feuergefährlicher Einrichtungen und Bauart gedacht wurde, daß man sogar Häuser ohne Schornstein duldete, gab es in Teutschland schon zwei Städte, in denen die Bedeckung der Gebäude mit feuerfangendem Materiale verboten war.

In Frankfurt wurden 1466 die Stroh- und 1474 die Schindeldächer verboten. Zu Urach gab Graf Eberhard von Würtemberg, der bis 1483 dort residirte, im Jahre 1472 die Verordnung, daß die Strohdächer abgethan und neue Gebäude mit Ziegeln gedeckt werden sollten.

Große Hitze.

Die Trockenheit und Hitze in den verflossenen Jahren 1810, 1811 und 1822 war sehr groß. In gebirgigen Gegenden kam es so weit, daß die Brunnen bewacht

werden mußten; an anderen Orten mußte das Wasser Stunden weit herbeigeführt werden; Bäche vertrockneten, und selbst durch große Flüsse konnte man an mehreren Stellen durchwaten.

Indessen steht diese Trockene und Hitze jener nach, welche 1473 fast über ganz Europa von Georgi bis Martini, oder vom April bis November herrschte. In Schlesien versiegten damals alle Flüsse, mit Ausnahme der Neisse, Oder und Bober. Die Ohlau hatte über 3 Monate nicht einen Tropfen Wasser. Die Teiche vertrockneten, und Wälder und Weiden brannten lichterloh, so daß die wilden Thiere, die im Winter oft Kälte und Hunger in die Wohnungen der Menschen treibt, jetzt durch Durst in die Dörfer getrieben wurden.

Demungeachtet war 1474 ein ungemein gesegnetes Jahr. Ueberhaupt ist Dürre im Allgemeinen nicht so die Mutter von Mißwachs als die Nässe.

Die Zigeuner

sind nach der vom Herrn Professor Grellmann auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gebrachten Meinung, Indostaner aus der Classe der Paria's oder Suckers, welche durch den Einfall Timurs in den Jahren 1408 und 1409 aus ihrem Vaterlande vertrie-

ben worden sind *); eine Meinung, welche nun fast allgemein angenommen ist. Die Zeit ihrer Ankunft in Siebenbürgen ist ungewiß; doch findet man Nachrichten, daß sie bereits im Jahre 1417 in Ungarn sich zeigten, und um eben diese Zeit mögen sie wahrscheinlich auch in Siebenbürgen bekannt geworden seyn. Nach Urkunden von den Jahren 1486 und 1487 hielten sich damals in Siebenbürgen einige Zigeunerfamilien schon seit geraumer Zeit bei ihren Zelten auf, und genossen an gewissen Orten verschiedene Vorrechte vor anderen ihrer Landsleute **).

Schon die ältesten Nachrichten, die man von Zigeunern hat, schildern sie als ein unstetes, armseliges, faules, diebisches Volk, und auch die neueren sind ihnen darin, wie es der Augenschein und die Erfahrung lehrt, mit Recht gefolgt. Eine kurze Schilderung ihres Characters, aus den Beobachtungen mehrerer verdienstvollen Männer gezogen, mag hievon den Beweis liefern.

Der Zigeuner ist munter, außerordentlich geschwätzig, leichtsinnig im höchsten Grade, und daher auch in allem, was er unternimmt, unbeständig, treulos gegen jedermann, furchtsam, rachgierig, der Wollust und Völlerey im hohen Grade ergeben, kindischeitel, unbekannt mit den allgemein angenommenen Begriffen von Ehre und Schande, außerordentlich faul, und deßwegen auch bei seiner armseligen Lage zum Betrug und Dieb-

*) S. Historischer Versuch über die Zigeuner von Grellmann. Göttingen 1787. 8. 2. Abscht.

**) S. Ballmann Statistik von Siebenbürgen. Hermanstadt 1801. 8. S. 34.

stahl geneigt. Dieses dunkle Gemälde erhält von der andern Seite einiges Licht, wenn man die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten dieser Menschen betrachtet. In Ansehung derselben ist die Natur nicht stiefmütterlich gegen sie gewesen. Sie sind sehr gewandt, wissen sich in bedenklichen und zweifelhaften Fällen schnell zu helfen, zeigen viele Geschicklichkeit bei der Behandlung jener Arbeiten, mit denen sie sich befassen, und bei einer genaueren Untersuchung wird man unter ihnen nur wenige finden, welche ohne guten natürchen Anlagen geboren wären.

Der Hang zum nomadischen Leben ist bei ihnen außerordentlich stark. Dieß läßt sich aber leicht erklaren, da sie es von Kindesbeinen an angewöhnen, und da dasselbe dem Naturinstincte immer gemäßer ist, als das Leben in großen Städten. Zu Beschäftigungen, die den Menschen an einen gewissen Ort binden, entschließt sich daher der Zigeuner gewiß nicht leicht freiwillig, sondern, wenn er ja arbeiten muß, wird er sich unter allen ihm offen stehenden Beschäftigungsarten gewiß jene wählen, bei der er seinen Lieblingshang am besten befriedigen kann. Aus dieser hervorstehenden Neigung zum Herumschweifen läßt sich leicht erklären, warum es von jeher so schwierig war, sie anzusiedeln, so daß noch in den siebenbürgischen Landestags - Artikeln vom Jahre 1791, wegen Ansiedelung der sogenannten Egyptier oder Lumpenzigeuner, eine strenge Verfügung getroffen werden mußte.

Die körperliche Bildung des Zigeuners ist ziemlich vortheilhaft. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Größe,

ihre Glieder sind wohl proportionirt, und selten trifft man bei ihnen Leibesgebrechen an. Ihre Haut ist schwarzbraun, oder olivenfärbig, ihre Gesichtszüge sind stark, die Augen schwarz und lebhaft; sie haben meistens schwarzes Haar, schöne Zähne, sind sehr gewandt, gelenkig, von dauerhafter Gesundheit, und gegen die Abwechslungen der Witterung abgehärtet. Mit entblößtem Kopfe, in einem zerrissenen Hemde, und mit den Ueberbleibseln einiger abgetragenen Kleidungsstücke bedeckt, biethen sie der größten Kälte Trotz, und wandern in der heftigsten Sommerhitze, ohne das geringste Ungemach zu spüren.

Ihre Ehen sind, ungeachtet ihres armseligen Lebens, sehr fruchtbar, und ihre Zahl scheint sich daher eher zu vermehren als zu vermindern.

Die Zigeuner in Siebenbürgen theilt man gewöhnlich in zwei Classen: Herumwandernde und Ansässige

Die herumwandernden, oder sogenannten Egypter-Lumpen-Zigeuner (ungarisch Lepedös Tziganyok), sind die niedrigste verachtetste Menschengattung in den österreichischen Staaten. Mit allen Vortheilen der Civilisation unbekannt, und von ihren angeerbten Vorurtheilen gehindert, die Gelegenheiten zu ergreifen, welche sich ihnen zur Verbesserung ihres Schicksals darbieten, führen diese Menschen ein höchst elendes Leben. Ohne einen steten Wohnplatz zu haben, wandern sie Sommer und Winter von einem Orte zum andern. Im Sommer wohnen sie gewöhnlich unter Zelten, im Winter in elenden Erdhütten oder Löchern, die sie

am Abhange eines Hügels einige Schuhe tief in die Erde graben, und mit Zweigen, Reisern, Moos und Rasen bedecken, um sich vor den Einwirkungen der Kälte und der Witterung zu schützen. Wie eckelhaft es in dem Innern einer solchen Zigeunerhütte aussieht, läßt sich leicht denken. Der Luft und dem Tageslichte wird beinahe gar kein Zutritt in dieselbe gewährt. Der ganze innere Raum besteht aus einem gemeinschaftlichen Platze, in dessen Mitte Feuer brennt, welches ihnen zugleich dient, sich zu wärmen, und ihre Speisen zu bereiten. Haus- und Kochgeräthe ist bei ihnen äußerst wenig zu sehen; sie sitzen, essen und schlafen fast durchgehends auf der bloßen Erde, höchstens lagern sie sich auf einigen Lumpen. An einem heitern Wintertage öffnen sie ihre Höhle auf ein Paar Stunden dem Sonnenlichte; fällt trübes Wetter ein, so halten sie sich in ihren Hütten beim Feuer verborgen, bei welchem sie ihre Speisen, die ihnen der Zufall, ihre Arbeit, oder, was meistens der Fall ist, ihre Geschicklichkeit im Stehlen verschafft hat, kochen und verzehren, und den übrigen Theil des Tages mit Schwatzen und Tabakrauchen hinbringen. Zu dem letztern haben sie einen außerordentlichen Hang. Männer, Weiber, und selbst nur etwas erwachsene Kinder kennen kein größeres Glück, als aus einer ein Paar Zoll langen Tabakspfeife den Rauch einzuschlürfen, oder das hölzerne Pfeifenröhrchen, wenn es genug von dem scharfen Tabakssafte eingesogen hat, zu zerkauen.

Ihre Hausgeräthschaften bestehen meistens nur aus einem irdenen Topfe, einer eisernen Pfanne, einem Löffel, einem Wasserkruge, einem Messer, und höch-

stens noch aus einer Schüssel. Ist der Familienvater ein Schmied, mit welchem Handwerke sich der größte Theil von ihnen beschäftigt, so besitzt er noch ein Paar kleine Handblasebälge, einen kleinen Amboß aus Stein, eine Zange und ein Paar Hämmer. Wenn man dazu noch einen Schnappsack, einige Lumpen von Kleidungen und Bettzeug, und das meistentheils ebenfalls zerrissene Zelt rechnet, welches gewöhnlich aus einem nicht sehr großen Stücke groben braunen Landtuches besteht, so hat man ein Inventarium der ganzen Habseligkeiten des nomadischen Zigeuners. Ist er so glücklich, noch überdieß ein schlechtes Pferd zu besitzen, so ladet er diesem seine Habseligkeiten auf, und zieht damit auf Gerathewohl von einem Orte zum andern.

Die Kleidung des nomadischen Zigeuners besteht meistens aus armseligen Fragmenten ehemaliger wallachischer Kleidungsstücke. Noch mehr als das männliche Geschlecht zeichnen sich die Weiber unter ihnen durch ihre Unsauberkeit aus. Bloß in einige Lumpen gehüllt, die oft nicht einmal die Scham bedecken, die kleinen Kinder in einer Klappe auf dem Rücken gebunden, die größeren nackt oder höchstens in ein zerrissenes Hemd gehüllt vor sich her treibend, kommen sie mit Schmutz und Unflat bedeckt, besonders zu Marktszeiten in die Dörfer und Städte, um die Producte ihrer armseligen Arbeiten zu verkaufen, oder vielmehr unter diesem Vorwande ihr Talent zum Stehlen wuchern zu lassen. Ihre Lagerplätze sind gewöhnlich an den Straßen, wo die nackten Kinder, und die größtentheils eben so schlecht bekleideten erwachsenen Burschen und Mädchen den Reisen-

den durch Schreyen, Nachlaufen, Burzelbäume und Räderschlagen einige Kreuzer zu entlocken, oder ihnen auch wohl, wenn sie nicht genug auf ihrer Huth sind, etwas zu entwenden versuchen.

Ihre Beschäftigungen bestehen meistens aus groben Eisenarbeiten, Flickereien rc.; andere schnitzen Löffel, Schaufeln und kleine Tröge aus Holz, oder binden Besen aus Ruthen, flechten Körbe, sammeln Kamillen, Schachtelhalm oder Wacholderbeeren, und tragen diese zum Verkauf. Dadurch erwerben sie sich kümmerlich genug ihren Unterhalt, und bleibt ihnen etwas von ihrem Verdienste übrig, so wenden sie den Rest an, um sich Branntwein zu verschaffen, den sie besonders lieben.

Herzog Philipps von Oesterreich Tanz zu Augsburg.

Dieser Prinz befand sich in seiner Jugend, im Jahre 1496 zu Augsburg. Ein Freund der Ergötzlichkeiten, nahm er auch an dem ehemals üblichen Veitsfeste, welches darin bestand, daß man unter musikalischer Begleitung um große Feuer herumtanzte, um so mehr einem lebhaften Antheil, als diese Sitte auch bei höheren Ständen Statt fand.

Philipp ließ auf dem Frohnhofe, einem freien Platze zwischen der Domkirche und dem bischöflichen Platz einen 54 Fuß hohen Scheiterhaufen errichten; die geladenen

Gäste erschienen, und das Fest begann. Jederman war nun neugierig, welche von den Augsburger Schönen das Glück haben werde, von dem Prinzen zum Tanze gefordert zu werden, und Neid und Eifersucht waren schon zum Voraus in allen weiblichen Seelen beschäftigt.

Lange musterte der Prinz die Reihen, endlich erkohr er sich eine schöne Ulmerin; auf sein Geheiß trat sie, obwohl von sanfter Scham verlegen, vor, zündete mit der bereit gehaltenen Fackel, die ihr überreicht wurde, den Holzstoß an, ward von ihrem erlauchten Tänzer umschlungen, und im raschen Wirbel des fröhlichen Tanzes entschwebte das beneidete Paar. Dieß war das Signal zur allgemeinen Lust, und in wenig Augenblicken folgte Alles im bunten Gewühl dem mächtigen Impuls der Instrumente.

Un wie hieß die Glückliche? —

Sonderbar genug führte sie den mit ihrer damaligen Rolle so homogenen Namen Susanna Neidhart.

Das bestrafte Schwein.

Unter den seltsamen Criminalacten des Mittelalters ist gewiß folgender einer der merkwürdigsten. Er gehört einer Nation an, die damals zwar noch keinen Anspruch auf den Namen der Großen machte, und sich noch nicht anmaßte, überall den Ton anzugeben, demunge-

achtet aber auf die Teutschen nur mit Mitleid herabblickte, die sich bis zu einer so sublimen Rechtspflege freilich nicht erhoben hatten.

„Zeugnißschein des Amtslieutenants von Mantes und Moulant über die Kosten und Ausgaben bei der Hinrichtung eines Schweins, das ein Kind gefressen hatte."

„Allen denen, die diesen Brief sehen werden, entbietet Simon de Baudemont, Lieutenant zu Moulant und Landdrost zu Mantes seinen Gruß, und thut hiermit kund, daß um zu vollführen die Gerechtigkeit an einer Sau, die ein Kind gefressen hat, nöthig gewesen ist, die unten benannten Kosten, Spendungen und Ausgaben zu thun, nämlich zur Speisung derselben im Gefängniß 6 Sous parisisch; item dem Henkersherrn, welcher auf Befehl und Gebot unsers besagten Herrn Amtmanns von Paris nach Moulant gekommen, die Richtung zu vollziehen, 54 Sous parisisch; item für das Fuhrwerk, die Sau auf den Gerichtsplatz zu bringen, 6 Sous parisisch; item für Stricke, sie zu binden und anzuhalten, 2 Sous 8 Pf. parisisch; item für Handschuh 12 Pf. parisisch; welche Stücke in Summa bringen, 69 Sous 8 Pf. parisisch."

Eine Probe der Unwissenheit des Mittelalters.

Man suchte damals alle Mittel zu vernichten, die der Aufklärung dienlich seyn und sie befördern konnten. Die alten Sprachen, deren Studium die damals dürre den Geist tödtende Scholastik verbannte, wurden als eine Pest der Hölle, als die Waffen des Teufels verschrien. Das Inquisitionsgericht zu Cölln, das an die Stelle der heiligen Vehme getreten war, wirkte sich von der oberen Behörde ein Edikt aus, alle hebräischen Bücher vernichten zu dürfen. Die Pariser Universität behauptete, es sey um die Religion geschehen, wenn man das Studium der griechischen und hebräischen Sprachen erlaube; und ein damals berühmter Schriftsteller drückte sich in seiner Einfalt folgendergestalt aus:

„Sie haben eine neue Sprache erfunden, die grie„chisch heißt; von der man sich wohl zu wehren hat; sie „ist die Mutter aller Ketzerei. Ich sehe in den Händen „vieler Leute ein Buch, so sie das neue Testament „nennen; es ist ein Buch voll Dornen und Gift, vom „Hebräischen, meine lieben Brüder! ist es gewiß, daß „alle, die es lernen, alsbald Juden werden!"

Doch, genug des Unsinns. — Wenn damals gelehrte Gesellschaften und berühmte Gelehrte so urtheilten und schrieben, so kann man sich leicht einen Begriff von dem

Zustande des Wissens des großen ungelehrten Haufens machen. Ist es wohl wünschenswerth in einem solchen Zeitalter zu leben? —

Character der Vorzeit.

Ein Breslauischer Bürger, Namens Johann Rintfleisch, machte um das Jahr 1478 eine Reise nach Pohlen. In der Stadt Plock wurde ihm eine beträchtliche Summe Geldes im Wirthshause gestohlen; er war aber so glücklich, den Dieb zu entdecken, und vor Gericht zu bringen. Der Rath zu Plock sprach hierauf folgendes, beinahe unglaubliches Urtheil:

„Es ist gewiß, daß wenn Jemand den andern eines „Diebstahls oder sonst eines Todesverbrechens wegen „gerichtlich belangt und der Angeklagte zum Tode ver„urtheilt wird, in Ermanglung eines Henkers der Klä„ger selbst die Execution vollziehen muß, wenn er nicht „Gefahr seines eigenen Lebens laufen, und der Strafe „der Widervergeltung sich aussetzen will."

Dem zu Folge ward dem ehrlichen Johann Rintfleisch aufgegeben, den Dieb selbst zu hängen, weil kein Scharfrichter am Orte sey. Umsonst versuchte der Arme, durch die Zurücknahme des Prozesses, durch den Verlust der ganzen Summe, und durch das Versprechen, dieselbe doppelt zu entrichten, der gefährlichen Aufgabe zu entgehen; man bedeutete ihm, daß er sich

entweder von dem Diebe, der sich ganz bereitwillig dazu fand, hängen lassen, oder ihn selbst hängen müsse. Es blieb ihm keine Wahl, und er verrichtete die That; aber kaum war er nach Breslau zurückgekehrt, als ihn der Kummer über eine Handlung, die ihn unschuldig mit Schimpf und Schande belastete, und von der Gesellschaft der Menschen, bei den damals herrschenden Begriffen und Vorurtheilen ausschloß, tödtete. Damit war aber die Sache noch lange nicht abgemacht.

Einer der Söhne des Unglücklichen, Christian Rintfleisch, war Beisitzer des Manngerichtes auf dem königl. Hofe zu Breslau. Seine Collegen dehnten die Schande seines Vaters auch auf ihn aus, erklärten ihn für unehrlich und unfähig, sein Amt länger zu verwalten.

Christian beschwerte sich beim Könige, und es kamen mehrere Befehle zu seinem Vortheile. Sie halfen aber alle nichts; endlich wirkte er sich 1507 einen königlichen Sentenzbrief aus, worin er für einen ehrlichen Menschen und rechtlichen Beisitzer erklärt, die That seines Vaters als ein Werk der Nothwendigkeit gerechtfertiget, und den Breslauern auf das strengste untersagt ward, ihn ferner zu kränken. Allein dieß nützte so wenig, als ein neuer königlicher Befehl, der die härtesten Strafen, Absetzungen und Verbannung drohte. Das Vorurtheil wirkte stärker, und sie wollten den Rintfleisch durchaus nicht dulden. Im Jahre 1507 wurde der Stadt Breslau deßhalb eine Geldstrafe von 100 Mark Silber aufgelegt, weil sie sich so ungehorsam bezeigte. Der Herzog von Münsterberg sollte sie eintreiben, und da

die Breslauer sie nicht freiwillig gaben, und den Herzog so wenig achteten als den König von Ungarn und Böhmen, so entstand zwischen ihm und ihnen eine Fehde, wo eine große Menge Dörfer verheert, und unter abwechselndem Glücke acht Jahre, nämlich bis 1515, gefochten wurde.

Was ist wohl von jenen angeblichen Menschenfreunden zu halten, die sich so viele Mühe geben, ein Zeitalter wieder hervorzurufen, in welchem man in Gefahr war, entweder sich ruhig bestehlen zu lassen, oder von dem Diebe aufgehängt zu werden, wenn man nicht selbst das Henkeramt verrichten wollte.

Einer der ältesten Fehler der Teutschen

war die allzugroße Unmäßigkeit im Trinken, eine Gewohnheit, die, wie es scheint, so tief eingewurzelt war, daß sehr oft Kaiser und Reich auf den Reichstagen, obwohl fruchtlos, Gesetze dagegen erlassen mußten. Die Reichspolizeiordnungen fast von allen Jahren sind ein Beweis davon. Noch zur Zeit der Reformation war die Gewohnheit des Zutrinkens in Teutschland so herrschend, daß einzelne Individuen es für erforderlich hielten, sich um besondere Exemptionen und Freischeine bei dem Papste zu bewerben, welches um so weniger glaubwürdig zu seyn scheinen würde, wenn nicht noch vorhandene Ur-

kunden dieses allzu deutlich an den Tag legten, wie folgender Freibrief beweiset:

Georg Topplers *) Päpstlicher Freibrieff Ihme nicht zum trinken zu nöthigen.

„Wir Paulus der Dritte auß Göttl. Vorsehung deß Heyl. Stuhls zu Rom Papst rc. **) Thun Kund offentlich mit dem Brieff gegen allen denen, die Ihne sehen, heren oder Leßen, daß Wir zu Hertzen und Gemüth gefaßt die langen fleißigen Dienste (besonders Waß Pecher und Kandeln anbetroffen) damit Uns und den Heyl. Stuhl zu Rom der Andächtige Unser lieber getreuer Georg Toppler der Elter, burger und . . . . schreiber zu Nürnberg verwand geweßen, und haben ihme deß greulichen und schändlichen Mißbrauchs deß übermeßigen Zu und Austrinkens gefreyet; Freyen Ihn auch hiemit und in Crafft dieß Briefs, darauf menniglich, weß Stands oder Weesens der sey, gebietende, bey höchster Beschwernus des Panns auch zehen Aimer Weins Würzburger Halb in unser Cammer und der ander halbe theil ermelten Toppler zugeherig, daß Ihme niemandt von waß trungs (Trunks) der seyn möge, kein gemessen Anzahl, halb, ganz, viertel oder wie das nahmen haben mögte, zubringen, noch Ihme darzu beschweren, sondern darin sein freyen Willkühr lassen, in Ansehung daß Er um viel Jahr hero (wie Wir glaublich bericht seyn,

*) G. W. Panzer im Verzeichnis von Nurnbergischen Portraiten aus allen Ständen. Nurnberg 1790. 4. führt S. 243 auf Georg Topler in Nurnberg Ao. 1556. 8. Schw. K.

**) Papst Paul der Dritte ward gewählt 1534, starb 1549.

und auch der Augenschein anzeigt) seinen theil wol getrunken und billig hinfüro damit in die Ruhe gestellet werden sollte."

„Darnach weiß sich männiglich zu richten und vor Schaden an Seel, Leib und Guth zu verhüten."

„Zu Urkundt geben Wir allein Ihme auf sein Person diesen Freybrief mit unsern Päpstl. anhengenden Insiegel bekräfftiget. Auf heut Montag Aprilis, Anno Domini Tausend Fünfhundert und in den Sieben und Vyrzigsten."

(L. S.)

Schon Tacitus rühmt unsere Vorfahren als tapfere Trinker, und sie behaupten diesen Ruhm auch bei späteren Schriftstellern fast bis auf unsere Zeiten, die aus mancher Noth eine Tugend machen. Fässer Wein oder Bier, und hübsche Pokale waren noch zu Luthers Zeiten sehr gewöhnliche Geschenke, die von Leuten vom Stande gegeben, und mit vielem Danke angenommen wurden. Diese Nationaltugend der Teutschen gab aber auch manchem Schriftsteller Anlaß, sie dafür mit heiligem oder satyrischen Ernste brav zu schelten. So erschien unter Andern im Jahre 1556:

Ein Sendbrief. An die vollen Brüder in Teutschem Lande geschrieben. Durch Mattheum Friederich von Görlitz;

aus welchem wir hier Einiges ausheben wollen. Diese kleine Schrift beginnt so:

„Allen meinen lieben Brüdern in teutschem Lande, die noch lust zum Sauffen haben, wündsche ich Matheus Friedrich: Erkenntnuß Gottes, vnd jrer selbs, vnd dar-

auff Gnad und Friede von Gott vnserm Vatter, vnd seinem lieben Son Jhesu Christo vnserm Herren, Amen. Lieben Brüder, ich hab vor wenig Jaren ain Büchlein inn Druck lassen ausgehn, das Tittel ist: Wider den Sauffteufel, Darinnen ich etliche wichtige Vrsachen angezaiget, warumb sich alle Menschen, vor sauffen und Trunkenheit hüten sollen, Vnd ain yeden mit allem Fleiß, gewarnet, ermanet, vnd aufs trewlichst gebeten, von herzen Busse zu thun, und solch Laster zu meyden!" Nun klagt der Verfasser weiter, daß seine Schrift wider den Saufteufel die teutsche Nation noch gar wenig gebessert habe; im Gegentheil nähme das Saufen täglich mehr überhand; es saufen jetzt nicht nur die Alten, sondern auch die kleinen Kinder, nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber und Mädchen, und, fährt der Verfasser in seinem Eifer fort:

„Nun sehe ich aber, vnd erfare täglich, wie solche meine, vnd viel andrer, die auch dawider geschrieben, hertzliche trewe wolmainung, vnd Gottes ernstlicher wille, von vielen so gar verachtet, vnd nicht angenommen wirt. Ich sehe auch, wie das sauffen bey vns Teutschen so gar vberhand genommen hat, Also, daß es gantz schwärlich, ja gleich unmüglich scheinet, das solch Laster solte bey vns gantz ausgereutet künden werden. Denn es wirt yetzund von wenigen für ain Laster, ja vil mehr für eytel Tugendt geachtet, vnd werden die gelobt, lieb und werd gehalten, welche wol Sauffen künden. Widerumb werden die verachtet vnd gehasset, die nicht zu gleich sauffen wollen oder künden."

„Es üben auch solch Laster yetzund nit allain die

Mannspersonen, sondern auch die Weiber, Nicht allain die alten, sondern auch die jungen Kinder, die künden allberait ainander ain halbes zü trinken. Die Eltern leerens auch wol jre Kinder. Nun laß sehen (spricht der Vatter zum Sönlein) was du kanst, bringe jm ain halbes oder gantzes."

„So braucht man auch nicht mehr gebürliche vnd gewönliche Trinkgefäß, sondern auß schüsseln, Töppfeln, Salzfessern, Kaßneppfen, Becken, Handbecken, Handfässern, Fischpfannen, Kacheln. Item, aus Hüten, Schühen, (?) vnd so noch was ergers ist, sauffet man yetzund ainander zü. Vnd ich achte, so es noch lenger stehn soll, So werden sy ainander auß Säwtrogen (so es anderß nicht geschen ist) zü sauffen."

„Auch wirt solches nicht allain am tage getriben, sondern die Nacht muß auch den maysten theil damit zu gebracht werden."

„Man erfindet auch jmmer ain newe weise über die ander. Etliche spilen den Wein oder Bier ainander zü, die andern singens ainander zü, andere tantzens ainander zü, Etliche flüchens ainander zü, Etliche andre liegens ainander zü, Etliche füllens ainander mit Füllheßlin (?) oder Trüchtern ein, vnd wer will alles Närrische wesen (da man immer ain news über dz andre erdenkt) erzelen?"

„Also hat man auch den Willkomm erfunden, damit man die Leute empfahen, vnd den lieben Gast (dem man kain ander ehre kann thün, man mache jn den, als ein Saw die ander, vol) will frölich machen, den darff keiner nider setzen, er sauffe jn den Auß. Wie

denn auch etliche Willkomm gemacht sein, das man sy nit nider setzen kann. Wer eh Feyerabend macht, der ist ein gut Gesell, ain Weltmensch, seines leibs ain Held; O das ist ain grosse Ehre."

Hier folgt nun mit gleicher Eloquenz eine Portion Moral, mit der wir unsere Leser verschonen wollen. Dann fährt der Verfasser fort:

„Ja was soll ich mehr sagen? Es ist auch an etlichen örthern ain sonderlicher newer Orden angericht, der wirdt der Saufforden genandt, möchte wohl der Saworden heissen. In welchen niemandt genommen wird, der nicht wol sauffen, übel essen, übel ligen, die gantze nacht sitzen, frost und kälte leiden, das ist des Teufels marterer sein kann; oder (das ichs deutlicher sage) Wer nicht mütwillig zum Teufel ins Hellische fewr faren will."

Nun folgt die Schilderung einer Saufgesellschaft, und der Scenen, die in einer solchen vorfallen, dann eine seyn sollende Nutzanwendung, und endlich schließt die Bußpredigt also:

„Gott der Vatter aller Barmherzigkeit, stewr und wehre dem Sauffteufel, vnd allen andern Teufel, vnd gebe zu dieser Schrifft seinen hailigen Gaist, und krafft, daß sy bey vilen nutz schaffe, zü lob vnd ehr seinem hayligen Namen, vmb seines lieben Sons Jesu Christi, vnsers aynigen Haylands vnd Säligmachers willen, AMEN. — Datum Schönberg, Donstag nach St. Johannis des Tauffers, Anno 1555.

Mattheus Friedrich
Pfarrer zu Schönberg."

Veränderte Sitten
in der Essenszeit.

Unter der Regierung des französischen Königs Franz Ersten war ein Sprichwort, welches man im Teutschen so ausdrücken könnte:

Steh auf um fünf; iß zu Mittag um neun;
Und Abends um 5 Uhr; schlaf ein um neun;
So geht dein Lebensziel gewiß bis neunmal neun.

Diese Gewohnheit nahm aber schon unter dem nämlichen König, und noch mehr unter seinem Nachfolger ab. Der Theil des Adels indessen, der eine ordentliche Lebensart gewohnt war, entfernte sich selten von dieser Regel, und die Abendmahlzeiten wurden noch immer zwischen fünf und sechs gehalten. Karl der Fünfte aß regelmäßig Mittags um 10, und Abends um 7 Uhr. Um 9 Uhr Abends lag oft sein ganzer Hofstaat schon im Bette. Zu Heinrich des Vierten Zeiten aß der Hof zu Mittag um 11 Uhr, und dieser Gebrauch dauerte noch lange unter Ludwig dem Vierzehnten fort. Den 12. Mai 1588 faßten die Truppen Heinrich des Dritten unvermuthet des Morgens an verschiedenen Orten von Paris Posto, und bei dem Geräusche der Waffen und Trommeln wurden alle Häuser und Läden zugeschlossen, die dazumal noch vor Tage eröffnet wurden. Davila sagt ausdrücklich, daß die ganze Unruhe noch vor Tages-Anbruch vorbei

gewesen, und im Mai ist es schon Morgens zwischen 3 und 4 Uhr heller Tag. Im Jahre 1756 kam der Marquis von Mirabeau an dem nämlichen Tage des Monats Mai durch den lebhaftesten und bewohntesten Theil der Stadt um eine Stunde später, und fand alles zu, ein Paar kleine Boutiken ausgenommen, wo Branntwein geschenkt wurde. Man kann nun das vorerwähnte Sprichwort umkehren und sagen:

Steh auf um neun; iß zu Mittag um fünf
Und Abends um neun; schlaf ein um fünf (Morgens)
So geht dein Lebensziel auf — fünfmal neun. —

Wohlfeilheit des Studierens im sechzehnten Jahrhunderte.

Der Landgraf zu Hessen, Philipp, schickte 1561 seine, mit der Margaretha von der Sahla erzeugten Söhne auf die Schule zu Straßburg, und bezahlte für jeden derselben jährlich ein Hundert Thaler für die täglichen Mahlzeiten, Suppen, Unterzehr, Schlaftrunk, Wohnung, Kostgeld, Bettwerk, Feuerung, Beleuchtung, Wäscherlohn und Anderes *).

*) S. Oetters Sammlung verschiedener Nachrichten aus allen Theilen der historischen Wissenschaft. 2. B. 1. St. S. 80, wo der Brief des Landgrafen abgedruckt ist, den er selbst deßwegen an den Rector Johann Sturm schrieb.

Verhältniß der ehemaligen und jetzigen Schullehrer-Gehalte.

Wenn man bei den Gehalten der Staatsdiener und Schullehrer vor einigen Hundert Jahren bloß auf die Zahl der Gulden oder Thaler Rücksicht nimmt, die sie erhielten, so erscheinen diese Summen außerordentlich gering. Der bayerische Geschichtsschreiber Aventinus erhielt, als churfürstlicher Historiograph, eine Pension von 100 fl., die man sehr beträchtlich nannte, worüber man aber in unseren Zeiten lacht, wenn man nicht auf den damaligen und jetzigen Werth des Geldes, oder, was gleichviel ist, auf die damaligen und jetzigen Preise der Dinge Rücksicht nimmt. Zieht man aber diese genau in Erwägung, so findet man, daß bei unseren alten Vorfahren Arbeit und Verdienst wirklich besser belohnt war, als jetzt.

In einem Aufsatze voll treffender Wahrheiten, in dem Märzstücke der National-Zeitschrift für Wissenschaften, Kunst und Gewerbe in den preußischen Staaten vom Jahre 1801, der die Ueberschrift führt: Blicke auf die bürgerliche Verfassung des öffentlichen Lehrers in den preußischen Staaten überhaupt, und insbesondere in Westphalen, führt der ungenannte Verfasser ein Verzeichniß der Schullehrer-Gehalte, an den Trivialschulen einer westphälischen Stadt vom

Jahre 1570 an. Nach diesem Verzeichnisse hatte der damalige Rector der Schule 100 Thaler jährlicher Einnahme, der Conrector 60 Thaler, der dritte Lehrer 40, der vierte 30, und der fünfte 26 Thaler. Außer diesen fünf ordentlichen Lehrern waren noch zwei angestellt, die man Vorsteher der Nullanorum hieß. Vermuthlich waren sie eben das, was jetzt die Collaboratoren sind. Jeder derselben hatte 20 Reichsthaler Gehalt. Die jährliche Einnahme sämmtlicher Lehrer betrug also zusammen 296 Thaler.

Um aber nun den Werth dieser Gehalte beurtheilen zu können, dienen folgende, von eben diesem Verfasser angegebene Data. Der damalige Thaler, deren man acht Stücke aus einer Mark feinem Silber schlug, galt 26 Schillinge, oder 52 Albus. Für drei solche Schillinge kaufte man einen Scheffel Roggen osnabrucker Maßes, deren zwei noch etwas mehr sind, als ein berliner Scheffel. Der wohlfeilste Kornpreis in Westphalen in den letzten zehn Jahren des verflossenen Jahrhunderts, war für den berliner Scheffel 1 Reichsthaler 14 Groschen. Im Jahre 1795 galt der berliner Scheffel 5 bis 6 Reichsthaler, und der Waitzen 8 bis 9 Reichsthaler berliner Courant, und ganze sechs Jahre stand der Preis des Roggens nie unter zwei Reichsthalern. Nimmt man nun an, daß sechs der oben erwähnten Schillinge, wofür man ein Scheffel Korn berliner Maßes kaufen konnte, nach dem jetzigen Preise des Korns soviel als zwei Reichsthaler Courant waren, welches man gewiß annehmen darf, so betrugen die obigen Gehalte der Lehrer in jener Schule:

Gehalt	damals	nach jetzigem Werthe
des Rectors	100 Thlr. . . .	860
des Conrectors . . .	60 — . . .	520
des dritten Lehrers . .	40 — . . .	350
des vierten Lehrers . .	30 — . . .	260
des fünften Lehrers . .	26 — . . .	225
des ersten Vorstehers . .	20 — . . .	170
des zweiten Vorstehers .	20 — . . .	170
	296	2555

Diese 296 Reichsthaler waren also damals so viel, als jetzt 2555 Reichsthaler. Damals waren für den Unterhalt einer Familie von fünf Personen jährlich 33 Reichsthaler 18 Groschen hinlänglich; mit so viel konnte man wenigstens im Jahre 1550 auskommen. Berechnet man dieß ebenfalls nach den damaligen und jetzigen Preisen der Lebensmittel, so betragen diese 33 Reichsthaler 18 Groschen drei Hundert Reichsthaler, und diese mußten um so eher hinreichen, als man damals Kaffee und Zucker, und viele andere Bedürfnisse des Luxus noch nicht kannte. Wie sehr der Werth des Geldes durch die Entdeckung von Amerika sank, sieht man daraus, daß im Jahre 1500 noch 5 Reichsthaler 15 Groschen zur Unterhaltung einer Familie von 5 Personen hinreichten. Man muß aber auch nicht außer Acht lassen, daß man damals noch kein Papiergeld hatte, und bloß auf die Münze allein beschränkt war.

Alte Sprichwörter
mit ihrer Erläuterung.

In der Sprache malt sich der Mensch; das gilt vom einzelnen Menschen, wie von ganzen Völkern. Die Höhe der Cultur, die er erreicht hat, der Sinn, den er für Kunst und Natur hat, sein Herz, sein Gefühl, alles spricht sich mehr oder weniger durch die Biegsamkeit und Vollendung seiner Sprache aus. Was die Sprache alles seyn soll und seyn kann, begreifen die wenigsten Erzieher. Sie würden sonst nicht zugeben, daß so Vieles gesprochen würde, was ohne hellen, deutlichen Begriff der Zunge entschlüpft, und doch ist nur Derjenige auf dem rechten Wege, sich eine große Ausbildung seines Verstandes zu schaffen, der nichts *sagt*, was er nicht versteht, und nichts *versteht*, was er nicht mit Worten klar bezeichnen kann.

Es gibt eine Menge sprichwörtlicher Redensarten und Sprichwörter, die fast Jedermann, wenn nicht selbst im Munde führt, doch von Anderen hört, und wovon er zwar den *Sinn* manchmal ungefähr begreift, aber nicht immer, wohl fast gar nicht, den Ideengang, der ihm ursprünglich zu Grunde lag, erforscht. Es wird auch vielleicht Manchem Freude machen, wenn er einsieht, was die Vorfahren dazu berechtigte, oder was sie veranlaßte, so zu sprechen, und was dazu beitrug, ihre Worte so allgemein zu machen. Wir wollen daher ei-

nige der bekanntesten anführen, die zugleich hie und da zur Characteristik der Vorzeit und unserer Vorfahren Beiträge liefern.

Er hats am Schnürchen.

Man sagt auch wohl eben so häufig: Es geht bei ihm, wie am Schnürchen.

Wahrscheinlich ist der Ausdruck von Krämern entlehnt, die ihre sieben Sächelchen auf Jahrmärkten an Schnüren hängen haben, alles also im Nu übersehen, losmachen, hingeben können.

Mehr verwandt ist damit wohl die Redensart: Er lebt von der Schnur.

Man bezeichnet damit den Menschen, der vom Ersparen leben muß. Aber wie kömmt dieß mit der Schnur zusammen?

Ohne Zweifel, weil in alten Zeiten die gesammelten Nothpfennige, in Ermangelung der Sparcassen, wie zum Theil noch jetzt in Pohlen, an manchen Orten bei den Landleuten gehenkelt, und an eine Schnur gereihet wurden. Wenn die Noth eintrat, mußte dieselbe nun auf umgekehrte Art herhalten.

Nicht so leicht zu erklären ist es, wenn man von einem gaffenden Müssiggänger sagt:

Er hat Maulaffen feil.

Was sollen dieß für Dinge seyn? Soll er damit handeln? Ohne Zweifel ist hier aber weder vom Handel noch von Maulaffen die Rede, sondern die Redensart ist ursprünglich plattteutsch und heißt: „He! hat dat Maul appen veel" d. h.: Er sperrt das Maul viel auf (indem er gafft), und geht also müssig;

er hat das Maul viel offen. Das Maul appen veel wurde endlich Maulaffen feil haben, und jetzt wissen die Wenigsten, was ursprünglich mit dieser Redensart bezeichnet wurde.

Man sieht oft bei den unbedeutendsten Veranlassungen, in gewissen großen Städten, eine große Menge solcher Maulaffen feil haben. Wo sollten sich zu so unnützen Dingen wohl die Käufer finden?

Leichter aufzulösen ist die Redensart:

Er hängt den Mantel nach dem Winde.

Man muß sich nur daran erinnern, daß die Mäntel unserer Vorfahren, besonders der Spanier, oft gerade solche Duodezmäntelchen, wie manche Oberröcke in der Folge waren. Man konnte sich nur selten darein wickeln, und brauchte sie häufig nur, die eine oder die andere Seite des Oberkörpers gegen den Wind zu sichern. Man richtete sich also nach Wind und Wetter, und schickte sich in die Umstände, in die Launen des Wetters; und figürlich ward es dann von Einem gesagt, der den Launen eines Andern zu schmeicheln und den Umständen klug nachzugeben weiß.

So wie die Wenigsten, die die Redensart „vom Maulaffen feil haben" gebrauchen, den eigentlichen Ursprung wissen, so ist es auch mit den zwei Redensarten:

Im Stich lassen und Stich halten.

Der gemeine Mann verwechselt nicht selten stechen und stecken, obgleich das eine eine objective und das andere eine subjective Bedeutung hat. Der Schlüssel steckt in dem Schlosse, der Nagel in der Wand; der Degen aber sticht, die Nadel sticht den

Gegenstand, **gegen** den sie gebraucht worden. So unterscheidet aber selten der gemeine Mann, und auf dieser Verwechslung beruhet die Redensart: „**Im Stiche lassen.**" Es hat also die Bedeutung: **Jemand stecken lassen.**

Das „**Stichhalten**" scheint dagegen seinem Ursprung getreuer geblieben zu seyn. „Er hält nicht Stich," d. h. er hält nicht aus; ein Beweis hält nicht Stich, d. h. er taugt nichts, er beweist nicht was er beweisen soll, und die ganze Redensart ist von Tuch, Leder, Leinwand oder einem ähnlichen Stoffe entlehnt, der so mürbe ist, daß er gar nicht mehr den Stich einer Nadel aushält.

So wie jene Redensart also ursprünglich nichts als eine Folge unrichtiger Aussprache und Verwechslung zweier Begriffe ist, **stechen** und **stecken**, so mag es auch mit der seyn:

Es will Niemand der Katze die Schelle umhängen.

Es ist dieß zwar eben nicht sehr gewöhnlich, aber wenn nun auch einer es thäte, warum sollte er sich denn fürchten? Vielleicht vor den Krallen einer bösen Katze. In diesem Sinne erklärt sich das Sprichwort selbst. Es gibt aber noch eine andere Erklärung. Man setze nämlich statt **Katze**, **Käthe**, das Verkleinerungswort von Katharina.

Weibspersonen, die eben nicht ehrbar lebten, wurden ehemals häufig dadurch bestraft, daß man ihnen eine Halskrause mit Schellen umband, und sie so durch die Stadt führte. Dieß ging bei gemeinen Weibsperso-

nen ohne Umstände, aber bei Vornehmen, da wollte Niemand daran. Die Richter fürchteten Verdruß und Feindschaft. Als die Strafe außer Gebrauch kam, und doch die Redensart blieb, da ward aus Kathe — Katze, und Niemand beinahe versteht es mehr.

Die Redensart:

Wir haben ein Ey mit einander zu schälen, bedeutet so viel, als: Wir haben eine kleine Streitigkeit mit einander abzumachen, oder wie sie zu dieser Bedeutung gekommen ist, möchte wohl auch nicht Jedem einfallen. Wahrscheinlich stammt sie aus Zeiten her, wo die Fasten strenge waren, und Eyer nicht allein häufig genossen wurden, sondern auch, wenigstens bei Armen, leicht zu einer Streitigkeit, die freilich meist nur klein seyn konnte, Anlaß gaben.

Wahrscheinlich ist dabei das Plattteutsche ein noch sicherer Gewährsmann für diese Meinung, denn in Nordteutschland, wo dieser Dialect ist, heißt es: „Wir hatten ein Ey mit einander zu theelen." Hieraus machte der Oberteutsche Schälen.

Aber freilich ist ein Ey zu theilen nicht dem willkommen, der sehr hungrig ist, und vielleicht nur eins hat; es gab also deßhalb, oder auch über eine ungleiche Theilung, Streitigkeit.

Wenn man Jemanden seine Unwissenheit vorrücken will, so pflegt man zu sagen:

Das sind ihm böhmische Dörfer.

Wie kömmt man dazu, diesen Begriff zu bezeichnen?

Wahrscheinlich wegen ihren slavischen Namen, die zum Theil für den teutschen Mund gar nicht, oder

nur schwer auszusprechen sind. Wer von Wien nach Dresden durch Böhmen zehnmal gereiset ist, weiß doch deßhalb vielleicht nicht ein Dorf richtig zu nennen.

Eine vielleicht richtige Erklärung ist folgende: Die feindliche Armee, welche den päpstlichen Bann zu exequiren in Böhmen einfiel, ruinirte das Land mit Sengen und Brennen so, daß man weit und breit kein Dorf mehr sah.

Der Ursprung mancher solcher Redensarten ist jetzt zum Theil deßwegen schwer zu enträthseln, weil die Gewohnheiten, die sie bezeichneten, jetzt ganz unbekannt sind.

Hieher gehört wahrscheinlich die Redensart:

Er hat Haare auf den Zähnen.

Man bezeichnet jetzt damit körperliche, oder auch wohl noch häufiger geistige Vorzüge, vorzügliche Kenntnisse, Muth, Energie des Characters. Ohne Zweifel liegt hier folgender Ideengang zum Grunde:

Alle Völker, die noch in der Cultur zurück sind, suchen in Ermangelung geistiger in körperlicher Stärke zu excelliren (was auch bei einzelnen Individuen bemerkt wird), und alles, was ihnen zur Bezeichnung dieser diente, ist ihnen willkommen. Nichts gilt ihnen in letzterm Betrachte mehr, als der Bart. Der Stutzbart unserer alten Teutschen mochte sich nicht selten kräuselnd in den Mund hinein verlieren, und die Zähne bedecken, wenn sie ihn öffneten. Oder im eigentlichen Verstande konnte wohl der Bart ober der Oberlippe verstanden werden: auf den Zähnen, wenn auch nicht unmittelbar. Je größer der Bart, je dichter, desto willkommener, um ein wildes, barsches Ansehen zu haben, und wenn denn der

Muth, die Unerschrockenheit diesem entsprach, so konnte man wohl sagen: Er hat Haare auf den Zähnen *).

Welchen Begriff kann man sich nun wohl von den Motiven unserer jungen Herren machen, sich Haare auf den Zähnen wachsen zu lassen? — Sie halten sich an das Scheinen, weil die Redensart geblieben ist, mit der man sonst das Wesen des Mannes bezeichnete, allein dieß hat sich gewaltig geändert; geistige Vorzüge gelten mehr, als Körperkraft, und es ist nicht mehr der Leib, der die Welt regieret, sondern der Geist, der in derselben wohnet.

Hier folgt noch die Erläuterung einiger historischer Sprichwörter:

Es fing ein siegreicher Pfälzer
Einen Jäger, Bader und Sälzer.

Die Veranlassung zu diesem Sprichworte liegt in dem Krieg über das Erzbisthum Mainz, welchen 1462 Friedrich Churfürst von der Pfalz, mit Kaiser Friedrich dem Dritten führte. Auf der letzten Parthei waren auch der Graf Ulrich von Würtemberg (des Reichs Jägermeister), Markgraf Carl von Baden, und dessen Bruder Georg Bischof zu Mez, welche der Churfürst von der Pfalz gefangen nahm. Das war der Witz aus dem fünfzehnten Jahrhunderte.

*) Im Joanneum zu Grätz ist das Bildniß des wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmten Freiherrn von Räubers, vormaligen Eigenthümer dieses Gebäudes, von welchem auch die Räubergasse noch ihren Namen trägt, zu sehen. Nach dem Bildnisse war er in Lebensgröße ein großer Mann, und hatte einen Bart, der geflochten bis an die Erde reichte.

Hier ist ein anderer aus dem Sechzehnten:

Der Mauer, die Metz und die Magd Haben Kaiser Carln den Tanz versagt.

Carl der Fünfte belagerte 1541 Algier, welches die Mauren inne hatten; mußte aber mit Verlust abziehen. Eben so ging es ihm bei Metz und Magdeburg (welches die Magd anzeigen soll).

Leipzig liegt haußen, und Leipzig liegt drinnen, also kann Leipzig nicht Leipzig gewinnen.

Diese Spottrede bezieht sich auf die Belagerung Leipzigs im Jahre 1547, da Churfürst Johann Friedrich mit Herzog Moritz von Sachsen Krieg führte, Leipzig belagerte, und die Belagerung wieder aufheben mußte, wovon man die Schuld den Officieren zuschrieb, die in der Stadt ihre Weiber, Kinder und Freunde hatten. Wenn also gute Freunde gegen einander agiren sollten, so brauchte man diese Spottrede.

Wie ganz anders wird der Krieg in unseren Tagen geführt!

Der König von Schweden ist mit Tod und Teufel nach Teutschland gekommen.

König Gustav Adolph hatte unter seiner Armee, mit welcher er nach Teutschland kam, zwei Officiere, Achatius Tod, und Maximilian Teufel. Die Schweden haben aber auch in den feindlichen Ländern manche Grausamkeit ausgeübt, und wie Tod und Teufel gehaust.

Sieh dich wohl für, daß es dir nicht gehe, wie dem Abte von Fulda.

Man warnte auf diese Art den, der allzuneugierig und unvorsichtig ist. Der Abt zu Fulda wollte bei dem berühmten Treffen bei Lützen einen Zuschauer abgeben, in welchem König Gustav Adolph das Leben verlor, und wurde durch einen Schuß getödtet.

Entstehung
des Spießruthenlaufens.

Die Geschichte lehrt uns, daß das heutige Spießruthenlaufen nichts als ein Schritt der Barbarei zur Civilisation, zur Menschlichkeit sey.

Das räuberische Gesindel der Lanzenträger im Mittelalter konnte nur durch außerordentliche harte Strafen in Ordnung erhalten werden, und eine dieser Strafen war die: Gegen die Spieße laufen. Unter Carl V. war sie sehr gewöhnlich. Dieß geschah auf folgende Art:

Der Hauptmann versammelte seine Rotte, erzählte ihr, was der Arrestant verbrochen habe, und bat inständigst:

„Den Maleficanten zum Laufen gegen die Spieße zu verurtheilen."

Die Mehrheit der Stimmen entschied; und hatte sie so entschieden, so dankten die Fahnenträger dem gemeinen Mann, „daß sie so willig, ehrlich und ehrhaftig gewesen sind, gut Regiment zu stärken und zu erhalten."

Sie warfen ihre Fähnlein dreimal in die Höhe, und das ganze Häuflein zog nun mit Trommeln und Pfeifen gegen Morgen.

Hier bildeten sie eine Gasse, während der Profoß den armen Mann beichten ließ. War dieß geschehen, so führte er ihn vor die Gasse, und ließ die Trommel dreimal rühren. Er warnte nun jeden, die Gasse wohl zu bewahren und zu schließen; denn wer eine solche Lücke läßt

„daß der Delinquent herausschlüpfen und entrinnen könnte, der soll statt desselben die Todesstrafe leiden."

War dieß vorbei, so führte der Profoß den Armen dreimal in der Gasse auf und ab, damit er jeden Kameraden um Verzeihung bitten konnte. Itzt wurden dann die Trommeln von neuem gerührt, die Gasse geordnet, so, daß der Rücken der Fähndriche gegen die Sonne kam, der Profoß legte dem Delinquenten die Ketten an, nahm Abschied von ihm, bat ihn, nicht auf ihn zu grollen, so wie er darum auch die Lanzenknechte selber bat, und dazu setzte, sie möchten den armen Mann geschickt und geschwind entledigen. Zwanzig Schritte vor den Reihen entkleidete er dessen Oberleib, und gab ihm im Namen der Dreieinigkeit drei Streiche auf die Achsel, drehte ihn nun gegen die Gasse und sagte: „Armer Mensch, geh tapfer darauf los!" Dieß war das Zeichen, sich in die vorgereckten Spieße zu stürzen, mit denen ihm seine Kameraden entgegen rannten.

Wenn er völlig todt war, fiel Alles auf die Knie, betete, und zog dann dreimal um den Leichnam herum. Jetzt wurde noch ein großer Kreis formirt, die Schützen

schossen dreimal ab, der Profoß stellte sich in die Mitte, und dankte für gute Ordnung; worauf Alles nach Hause eilte, und der Leichnam eingegraben wurde.

Der Bauernkrieg.

Der Zustand der teutschen Bauern war im sechzehnten Jahrhunderte erbärmlich, sie hießen schon darum nur arme Leute. Eigentliche Sclaven waren sie freilich nicht, aber nichts destoweniger um so mehr geplagt und verachtet, als sie persönlich ihren Herren angehörten, und sie nur die Flucht in die Städte frei machen konnte, und auch hier mußten sie erst ein Jahr unentdeckt geblieben seyn; und der eigentliche Landesherr konnte sie damals gegen die zu mächtigen Vasallen nicht in Schutz nehmen. Die von Maximilian eben eingeführte Justiz konnte ihnen nichts nützen, da sie viel zu kostbar und langweilig war. Ihre Herren waren damals sehr rauh und gebieterisch; der Luxus war größer geworden, und konnte nur durch immer drückendere willkührliche Abgaben bestritten werden, die auch durch die kostbar zu unterhaltenden neu aufgekommenen Lanzenknechte nöthig wurden, mit denen die Vasallen dem Lehnsherrn bei Fehden zu Hilfe kommen mußten. Dazu kam die Nahrungslosigkeit vieler Städte durch den stockenden Handel erzeugt, der nicht mehr durchs südliche Teutschland ging, wie vorher, und dieß alles

erzeugte, sonder Verabredung und Plan, fast zu gleicher Zeit in ganz Teutschland einen Aufstand der Bauern und Bürger in kleinen Städten, der der Bauernkrieg genannt wurde, obschon viele Grafen und Herren theils freiwillig, theils nothgedrungen ihre Parthie mitnahmen, und Götz von Berlichingen bei den Fränkischen und Schwäbischen sogar den Anführer (halb gezwungen) machte.

Die Forderungen, welche die Bauern machten, waren folgende:

1. Verlangten sie die Erlaubniß, ihre Prediger selbst zu wählen, und sie wieder abzusetzen, wenn sie Ursache dazu hätten.
2. Wollten sie von keiner Sache den Zehend mehr geben, als von dem Korn, und von diesem sollte man den Prediger besolden, die Armen ernähren, und die öffentlichen Bedürfnisse bestreiten.
3. Man sollte ihnen die Leibeigenschaft erlassen.
4. und 5. Sollten Wälder, Jagd ꝛc. einem Jeden zu benützen frei stehen.
6. 7. und 8. Sollte man die Frohn- und Lehendienste und die Zinsen vermindern.
9. Die Strafen von den Geistlichen sollten billiger seyn.
10. und 11. Sollte man Aecker und Wiesen, die der Gemeinde entrissen worden, wieder herausgeben, und den Todtenfall abschaffen (vermuthlich sind darunter die Laudemien verstanden).
12. Wenn unter diesen Artikeln einer nach der heiligen Schrift unrecht wäre, so sollte er nichts gelten.

Schon 1502 rotteten sich Bauern im Bisthume

Speier zu 1000 zusammen, um die Kirchen und Klöster zu plündern und den Adel und die Geistlichkeit auszurotten. Doch die Kriegsvölker der benachbarten Fürsten ließen die Rädelsführer köpfen, und die Uebrigen hart strafen. Durch diese Strenge wurde zwar das Feuer des Aufruhrs größtentheils gedämpft, da aber die Ursachen nicht gehoben wurden, so glimmte es dennoch unter der Asche fort, bis es im Jahre 1514 im Würtembergischen in vollen Flammen wieder aufloderte, aber durch das Versprechen, ihren Beschwerden abzuhelfen, bald wieder erlöschte. Doch dieses blieb unerfüllt, und so ging 1524 der Lärm aufs Neue an, und veranlaßte den fürchterlichen Bauernkrieg.

Man suchte zwar die aufgebrachten Bauern wieder zu besänftigen, allein diese verschwuren sich, ihre Forderungen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und nicht eher zu ruhen, bis sie sich ganz frei gemacht hätten. Es kamen bald ihrer ein so großer Haufen zusammen, daß sie sich in drei Theile abtheilen konnten, wovon sich der eine bei Bibrach, der andere in Alt-Gow 1525 im Monate März, und der dritte am Bodensee lagerte. Nun wurden zwar Abgeordnete, Simon Pistorius und Johann Sturm an sie abgesandt, die ihnen im Namen des Kaisers, unter Drohung schwerer Strafen befahlen, die Waffen nieder zu legen. Allein die Bauern wollten die Stimme der Friedensboten nicht hören, sondern machten sich ein eigenes Geschäft daraus, die Klöster zu plündern und die Edelleute, so wie sie ihnen in die Hände fielen, todt zu schlagen. Daher wurde Graf Truchses von Wald-

burg mit einem Heer wider sie abgeschickt. Dieser griff einen Theil bei Elchingen an der Donau mit so gutem Erfolge an, daß einige Tausend niedergehauen, ein Theil gefangen genommen, und ein Theil in die Donau gesprengt wurde und ertrank, und nur Wenige davon kamen. Truchses rückte hierauf nach Leipheim und Günzburg, und nöthigte diese beiden Städte durch sein schweres Geschütz gar bald, sich zu ergeben, worauf er plündern und den Rädelsführern die Köpfe abschlagen ließ. Die kaiserliche Commission in Würtemberg und die Reichsstädte Constanz, Memmingen und Ysni, gerührt über das Schicksal der Bauern, suchten einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen; allein da man über die Bedingungen nicht übereinkommen konnte, so rückte Truchses abermals auf einen großen Schwarm loß, und nöthigte die Bauern im Ulmer Gebiete und die am Altgow und Bregenzer-See, daß sie am 22. April 1525 die Waffen niederlegten. Doch damit war der Bauernkrieg in Schwaben noch nicht beendigt, denn indessen hatten die Bauern am 16. April das Städtchen Weinsberg erobert, gegen 70 Edelleute daselbst niedergemacht, und den Grafen Ludwig Helfrich von Helfenstein auf die grausamste Art ermordet, indem sie ihn durch ihre Spieße gejagt. Truchses eilte ihnen nach, erreichte sie im Würtembergischen, hieb viele Tausend nieder, und nahm die Uebrigen gefangen.

An den Gefangenen übte er eine schreckliche Rache aus. Einen Rädelsführer, der den Grafen Helfenstein mit ermordet hatte, ließ er an einen Pfahl befe-

stigen, um ihn herum in einiger Entfernung ein großes Feuer anmachen, damit er nur langsam verbrennen möchte. Der Bauer wurde durch den Schmerz, veranlaßt, bald zu beten, bald schrecklich zu fluchen und zu brüllen. Um seine Pein noch größer zu machen, brannte man ihm die Beine ab, daher er vor Schmerz, halb gebraten, auf den Stümpfen herum sprang, bis er seinen Geist aufgab. Hierauf wurde die Stadt Weinsberg am 16. May verbrannt. Der Ueberrest der aufrührerischen Bauern zog sich nun nach Franken, wo ein verdorbener Gastwirth, Hans Georg Mezler aus dem Mainzischen, die Bauern aufgehetzt hatte. Bei Rothenburg an der Tauber hatten sich 2000 zusammengesellt, welche durch pfalzische, mainzische, würzburgische, teutschherrische und ritterschaftliche Bauern täglich verstärkt wurden, und unter ihrem Hauptmann Mezler, Mergentheim eroberten, das Schloß Neuhaus und das Kloster Schönthal plünderten und verbrannten, Oehringen und Neuenstein wegnahmen, und die Grafen nöthigten, ihnen die 12 Artikel zu bewilligen, auch viele Edelleute zwangen, sich auf ihre Seite zu schlagen. Hierauf zogen sie, unter Plündern und Verbrennen vieler Schlösser und Klöster, wieder nach Mergentheim zurück, und weil sie durch Mehrere verstärkt wurden, so nahmen sie Neckarsulm und Weinsberg ein, und faßten den festen Entschluß, keinen Fürsten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reiter, überhaupt keinen, der Sporn trüge, wie auch keinen Pfaffen, Mönch, oder andern Müssiggänger, beim Leben zu lassen, sondern sie Alle, wie sie ihnen in die Hände fielen, todt zu schlagen, um ihre niedergehaue-

nen Mitbrüder zu rächen. Sie machten den Anfang mit ihren Gefangenen, und jagten die Grafen, Edlen, Reiter und Edelknaben ohne Schonung einen nach dem andern durch ihre Spieße, und führten die Gräfin von Helfenstein mit ihrem Sohn, nach vielen Mißhandlungen auf einem Mistwagen nach Heilbronn. Hier raubten sie Alles, was den Klöstern und Geistlichen gehörte, und zogen darauf nach Gundelsheim, und nachdem sie daselbst das Schloß des Teutschmeisters zerstört hatten, drangen sie in das mainzer Gebiet, und verwüsteten das Kloster Ammerbach. Zu ihnen gesellten sich dann neun mainzer Städte, mit deren Hilfe sie das churfürstliche Schloß Aschaffenburg einnahmen, und den Churfürsten nöthigten, ihnen die 12 Artikel zu bewilligen. Die mainzer Bauern hatten nun ihre Absicht erreicht, und gingen nach Hause; die Uebrigen aber vereinigten sich mit 8000 fränkischen Bauern, die von Rottingen aus bis nach Würzburg alle Klöster und Schlösser plünderten und verwüsteten, und bei Heidlingsfeld sich bis auf 20,000 Mann vermehrt hatten. Unter ihnen befanden sich viele Edelleute, selbst der berühmte Götz von Berlichingen, der, wie er sich selbst in seiner Kraftsprache ausdrückt, ihr Narr und Hauptmann werden mußte, und das würzburger Schloß belagerte.

Eben so unruhig ging es im Bisthume Speier zu, wo ihnen zwar der Bischof Kriegsvolk entgegenstellte; weil aber dieß zu den Bauern überging, so mußte sich der Bischof nach Heidelberg flüchten. Nun zog der Schwarm ins Baadensche, und vereinigte sich mit den dortigen Aufrührern, nahm Durlach weg, und verwüstete

so viele Klöster und Schlösser, daß Markgraf Philipp, so wie der Bischof von Speier genöthiget wurden, sich mit den aufrührerischen Bauern zu vergleichen.

Nun gingen zwar diese Bauern aus einander, aber dafür brachen an andern Orten, besonders im Würtembergischen, wieder neue Unruhen hervor, und die Bauern bemächtigten sich beinahe des ganzen Herzogthums, und plünderten und verwüsteten alle Schlösser und Klöster. Im Elsaß ging es eben so zu, und als sich beide Haufen mit einander vereinigt hatten, so machten sie über 30,000 Mann aus, und eroberten gemeinschaftlich Elsaß, Zabern, wo sich auch die Lothringischen Bauern zu ihnen schlugen. Dieß bewog den Herzog Anton in Lothringen, ihnen mit Ernst Einhalt zu thun. Nachdem er daher eine ansehnliche Macht Fußvolk und Reiterei zusammengebracht hatte, so rückte er damit vor Zabern, als dem Sammelplatze der Bauern. Dieß erfuhr ein anderer Haufe 6000 Mann stark, und wollte denen zu Zabern zu Hilfe eilen; allein die Kriegsleute des Herzogs trafen im Dorfe Lupfenstein auf sie, wo sie theils todt geschlagen, theils verbrannt wurden. Am folgenden Tage eroberte der Herzog Zabern, und ließ gegen 20,000 Bauern niedermachen. Auf diese Nachricht zogen sich die Bauern von Weissenburg schnell zurück. Auf dem Rückwege des Herzogs hatten ihm 16,000 Bauern bei den engen Päßen Scheerweiler den Weg vertreten, er griff sie aber an, schlug 5 bis 6000 todt, und die übrigen in die Flucht. Auch in der Pfalz empörten sich die Bauern, nahmen Neustadt an der Hardt weg, und fielen in die Gegend von Worms ein. Der Churfürst

wollte sie durch gelinde Mittel zur Ruhe bringen, allein umsonst.

Ein vormaliger Pfarrer Eisenhut zu Eppingen predigte Aufruhr, und brachte die Bauern dadurch so auf, daß sie von Gochsheim bis Seinsheim alle Orte, wo sie durchkamen, ausplünderten und verwüsteten. Noch wollte der Churfürst keine Gewalt brauchen, sondern schickte seine Minister zu ihnen, um einen Vergleich herzustellen. Allein die Bauern waren zu übermüthig, und die Stadt Landau, das Schloß Scharfeneck und das Kloster Frankenthal empfanden ihre Wuth. Nun erst entschloß sich der Churfürst, Gewalt zu brauchen, um sowohl sein Land zu beruhigen, als auch dem Bischof von Speier, dem Teutschmeister und dem Churfürsten von Trier wieder zu ihren Landen zu verhelfen. Er zog daher ins Speierische, nahm Bruchsal weg, ließ die daselbst in seine Hände gerathenen Rädelsführer, 70 an der Zahl, enthaupten, und wollte auch mit den übrigen Gefangenen auf die nämliche Art verfahren, wenn nicht die Herren selbst für sie gebeten hätten. Auch bekam Eisenhut, den Truchses in seine Gewalt bekommen hatte, daselbst seinen Lohn. Uebrigens mußten die Bruchsaler 20,000 Goldgulden Strafe erlegen, und ihre Thore niederreißen. Hierauf stieß der Churfürst zu dem Feldherrn des schwäbischen Heeres, Truchses. Dieser hatte kurz vorher bei Bohlingen den größten Theil von 14,000 würtemberger Bauern todt geschlagen, Weinsberg erobert und verbrannt, und die Urheber der Unruhen köpfen lassen, und nun, in Verbindung mit dem Churfürsten, eroberte er Neckarsulm und Oehringen, ließ

die Hauptaufrührer hinrichten, und ging auf Würzburg loß, welches seit 4 Wochen belagert wurde. Unterwegs stießen sie bei Königshofen auf 8000 Bauern, die 37 Kanonen bei sich führten. Ungeachtet die Bauern sich tapfer wehrten, wurde ihrer doch ein großer Theil erschlagen, und von 250 Einwohnern zu Königshofen blieben kaum 15 übrig. Von den Gefangenen ließ Truchses die Anführer köpfen. Die Bauern bei Würzburg, welche von der Niederlage ihrer Brüder nichts wußten, schickten ihnen zwar 5000 Mann mit 36 Kanonen zu Hilfe, aber auch diese wurden meistens aufgerieben, oder in den Dörfern, wohin sie sich geflüchtet hatten, verbrannt. 500 davon wurden in einem Schlosse, nach hartnäckigem Widerstande, alle erstochen. Nun ergaben sich auch die Bauern zu Würzburg. Truchses ließ 76 enthaupten, jagte die fremden davon, und brandschatzte die umliegenden Oerter. Würzburg mußte 8000 Goldgulden, Rothenburg 5000 und Wertheim 3000 bezahlen. Der Churfürst Ludwig zog nun ab, aber Markgraf Casimir von Brandenburg vereinigte sich mit dem schwäbischen Heere, nahm Schweinfurth weg, und rückte nach Bamberg, um die Aufrührer zu strafen, die 179 Schlösser und 33 Klöster zerstört, auch Neustadt an der Aisch verbrannt hatten. Die Rache, die er an den Aufrührern ausübte, war schrecklich. In Lenkersheim ließ er die Thore niederreißen, 5 köpfen und 7 die Finger abhauen; in Kitzingen 60 die Augen ausstechen; und in Schwabach vielen die Köpfe oder Finger abschneiden. Da der Aufruhr auch im Baireuther Oberlande Wurzel geschlagen hatte, so suchte der Markgraf solchen mit Ge-

walt zu dämpfen, und ließ daher zu Culmbach, Baireuth, Wunsiedel, Creußen und Peguiz die Anstifter köpfen. Nun zog Truchses ins Altgow, in die Gegend von Nördlingen, erpreßte daselbst Brandschatzungen, nahm den Einwohnern die Waffen, und strafte sie an Gelde. In Memmingen ließ er 7 enthaupten. Hierauf vereinigte er sich mit dem berühmten Fronsberg, und brachte die tyroler Bauern zur Ruhe. Letzterer stillte auch die Unruhen zu Salzburg und in Steyermark. Unterdessen rächte sich der Churfürst von der Pfalz an den Mainzern und seinen eigenen Unterthanen, von welchen er bei Pfedersheim 5000 niederhauen ließ, und 3000 gefangen nahm. Als sich von letzteren einige wegschleichen wollten, so stießen die churfürstlichen Reiter 800 nieder, und 30 von den Anführern wurden enthauptet. Eben dieses Schicksal hatten noch 28. Hierauf brachte er das Land, wie die Urkunden sagen, durch weise Einrichtungen völlig zur Ruhe; so wie auch in Baaden, Bregenz und Hessen die Unruhen endlich gedämpft wurden, weil die Herren gegen ihre Bauern viele Mäßigung bewiesen, und besonders der Landgraf von Hessen seine unruhigen Unterthanen, die schon auf 40,000 angewachsen waren, wieder zum Gehorsam brachte.

Desto gräulicher sah es in Thüringen aus, wo Thomas Minzer die Fackel des Aufruhrs angezündet hatte. Dieser berüchtigte Mensch war aus Streitberg gebürtig, woselbst sein Vater gehängt worden war, studirte zu Halle und Wittenberg, lernte an letzterm Orte einen schwärmerischen Tuchmacher, Namens Nicolaus Storch aus Zwickau kennen, der in der Folge wegen

eines in seinem Vaterlande angezettelten Aufruhrs, entweichen und nach München fliehen mußte, woselbst er starb. Minzer, der nach verschiedenen Schicksalen endlich Prediger zu Zwickau wurde, erregte daselbst so gräulichen Unfug, daß man sich genöthigt sah, ihn abzusetzen und fortzujagen. Er begab sich dann nach Altstädt, einem Städtchen an der thüringischen Gränze, breitete daselbst seine widertäufersche Lehre durch Predigten aus, und machte viele Proseliten, mit welchen er seinen Plan, ein neues Regiment einzuführen (so lauten die Urkunden), auszuführen anfing. Er änderte die Kirchenordnung eigenmächtig, setzte seine Anschläge mit Gewalt durch, und ließ plündern und sengen, wo er Widerstand fand. Da erwachte endlich Churfürst Friedrich von Sachsen, und ließ ihn nach Weimar entbieten, um sich zu verantworten. Minzer erschien, läugnete aber das Mehreste, und gestand nur das ein, was ihm nach seiner Meinung nicht viel schaden konnte. Gleichwohl getraute er sich nicht, in Altstädt zu bleiben, und entwich heimlich; that auch gar wohl daran, denn der Churfürst hatte den Befehl gegeben, ihn fortzuschaffen. Minzer durchstrich nun die Schweitz, Elsaß, Schwaben und Franken, kam aber nach Jahresfrist wieder nach Thüringen zurück, und wählte die Reichsstadt Mühlhausen zu seinem Aufenthalte. Er fand daselbst sehr viele Anhänger, errichtete mit denselben ein Bündniß zur Demüthigung der Fürsten, brachte es auch dahin, daß der Pöbel einen Aufstand machte, den Rath absetzte, einen neuen erwählte, und den Thomas Minzer zum Oberbürgermeister machte. Nun wurden die Klöster gestürmt, und die

Gemeinschaft der Güter eingeführt. Dieß behagte dem Pöbel gar sehr, weil es sich von den Gütern der Klöster bequemer leben ließ. Bei diesen Auftritten war Minzer nicht müssig, sondern machte allerhand Vorbereitungen, die seinen Plan, die Obrigkeiten auszurotten oder umzustalten, begünstigten. Er wollte nämlich warten, bis der Aufruhr der Bauern in Franken angegangen wäre, und alsdann in Thüringen auch losbrechen. Aber die Ungeduld und Hitze seiner Anhänger vereitelten diesen schlauen Plan, und beförderten seinen Untergang. Unter seinen Spießgesellen war ein aus dem Kloster Reifenstein entlaufener Prämonstratenser-Mönch, Namens Heinrich Pfeifer. Dieser konnte die Zeit nicht erwarten, und hetzte die Bauern auf, daß sie mit ihm ganz Thüringen durchzogen, und alle Klöster plünderten, auch solche Gräuel verübten, wie sie nur bei wilden Völkern üblich sind. Besonders zerstörten sie auch Bibliotheken und Archive, weil sie glaubten, diese enthielten die Urkunden von ihrer Knechtschaft. Doch nicht allein die Klöster waren ihrer Wuth ausgesetzt, sondern auch die adelichen Schlösser. In denselben hausten sie eben so arg. Sie mißhandelten Junker und Fräuleins, und warfen sowohl ihre Sachen, als auch sie selbst zum Fenster hinaus, und schonten selbst ihrer Gerichtsherren nicht. Aus den geraubten Glocken ließen sie Stücke gießen, und aus Meßgewändern ließ Minzer seiner Frau Kleider machen.

Dieses Unwesen dauerte eine ziemliche Zeit; nur der Graf Albert von Mansfeld ließ sich mit den Bauern in Unterhandlungen ein, die unstreitig einen

glücklichen Erfolg gehabt hätten, wenn nicht Minzer durch seine groben Briefe wieder alles verdorben hätte. Es war also kein anderes Mittel, die Bauern zur Ordnung zu bringen, als strenger Ernst, und diesen zeigte Graf Albrecht bei Osterhausen, wo er 200 erschlug, viele gefangen nahm, und die übrigen nach Frankenhausen verjagte. Nun kamen nach und nach die Kriegsvölker des Churfürsten zu Sachsen, der Herzoge zu Sachsen und Braunschweig, und des Landesgrafen von Hessen zusammen. Als die Bauern merkten, daß es Ernst werden sollte, schrieben sie an die verbündeten Fürsten sehr bescheiden, und bekamen zur Antwort, sie sollten nur die Anstifter ausliefern, und alsdann würden sie Gnade finden. Die Bauern hatten nicht übel Lust, solches zu thun, allein der schlaue Minzer besorgte nicht ohne Grund, daß es auf ihn abgesehen wäre, und ermahnte die Bauern in einer nachdrücklichen Rede zur Standhaftigkeit mit dem Versprechen göttlicher Hilfe. Während seiner Rede erschien ein Regenbogen am Himmel. Weil nun die Bauern in ihren Fahnen einen Regenbogen führten, so gab Minzer vor, dieß sey ein sichtbares Zeichen der gewissen göttlichen Hilfe. Dieß machte die Bauern so kühn, daß sie mit lauter Stimme schrien: „Frisch heran, nur darein geschlagen und gestochen, und die Bluthunde nicht geschont!“ — Die Uebrigen aber fingen an zu singen: „Komm heiliger Geist Herre Gott!“ Diesen Enthusiasmus der Bauern zu vermehren, ließ Minzer einen gefangenen Edelmann in einen Kreis führen und niederstechen. Endlich begann der Angriff des erbitterten Kriegsvolks der Fürsten am 15.

Mai 1525. Landgraf Philipp von Hessen hatte seine Soldaten in einer kräftigen Rede zum Streit ermuntert. Sie drangen durch die Wagenburg, und metzelten nieder was ihnen vorkam. Die Bauern suchten aber ihr Heil in der Flucht. Nur ein kleiner Theil, der aber niedergehauen wurde, that Widerstand in einem Thale. Bei 5000 blieben auf der Wahlstatt, die übrigen nebst ihrem Feldmarschall Minzer flohen nach Frankenhausen. Die Sieger eilten ihnen nach, eroberten die Stadt, plünderten sie, und schlugen alles todt, was sich zur Wehr setzte, so daß sich die Zahl aller Erschlagenen auf 7500 belief. Bei aller Gefahr, in der besonders Minzer schwebte, schien es doch, als ob ihm das Glück zur Erhaltung seines Lebens günstig wäre. Er hatte sich schlau genug in einem Hause krank gestellt, und deßwegen ins Bette gelegt, und den eindringenden Soldaten auf die Frage wer er sey, geantwortet, er sey ein alter kranker Mann, und schon lange bettlägerig. Damit schienen sie sich auch zu beruhigen, und nicht weiter in ihm zu dringen. Allein da sie Beute machen wollten, so bemerkte einer eine Brieftasche. Statt des Geldes, das er darin zu finden hoffte, waren in derselben die Original-Briefe, die Graf von Mansfeld an Minzer geschrieben hatte. Nun fragte der Soldat, wie er zu diesen Briefen gekommen sey, und da ihm Minzers Antworten nicht befriedigten, so drang er so lange in ihn, bis er gestand, er sey der nämliche Minzer. Auf dieses Geständniß wurde Minzer zu dem Grafen geführt, und gefangen gehalten. Nicht besser ging es seinem Spießgesellen, Heinrich Pfeifer. Diesen hatte

Minzer als Commandanten der Stadt Mühlhausen zurückgelassen. Als nun die verbündeten Fürsten nach der Schlacht näher vor Mühlhausen rückten, so erschracken die Einwohner, und schickten 1200 Frauen ins Lager, die auf den Knieen um das Leben ihrer Väter, Gatten und Brüder baten; aber die verbündeten Fürsten ließen sie ohne bestimmte Antwort wieder zurückgehen, wie vormals Cariolan, als er seine Vaterstadt Rom belagerte, und rückten näher vor die Stadt. Der Rath wagte es zum zweitenmale, bei den Fürsten um Gnade zu bitten, und sandte die vornehmsten Bürger ab, die in bloßen Häuptern und mit weißen Stäben in der Hand, fußfällig um Erbarmen flehten. Die Fürsten gerührt über ihren Anblick, versprachen ihnen solches, wenn sie die Stifter des Aufruhrs auslieferten. Natürlicher Weise widersetzte sich Pfeifer, weil er nichts Gutes hoffen durfte, und entfloh mit 400 von seinen Anhängern heimlich des Nachts. Er wurde aber verfolgt, und nebst 92 seiner Gefährten unweit Eisenach gefangen. Mühlhausen mußte 40,000 Gulden Brandschatzung erlegen; jedem Fürsten jährlich 300 Gulden auszahlen; ihnen seine Dörfer zum Pfand einräumen; seine Mauern niederreißen; und dem Adel den Schaden ersetzen. Nicht minder strenge wurden auch die übrigen Städte in Thüringen bestraft, die, Gotha und Weißensee ausgenommen, alle an dem Aufruhr Theil genommen hatten, und zu spät bereueten, daß sie sich von einigen unruhigen und schwärmerischen Predigern hatten irre führen lassen.

Endlich traf die Reihe der Bestrafung auch den

Minzer und Pfeifer, und ihre Mitschuldigen, so viel man nämlich deren habhaft werden konnte. Ungeachtet nun Minzer verschiedenemale auf die Folter gelegt wurde, so blieb er bei allen Schmerzen dennoch trotzig. Als aber ihm und dem Pfeifer nebst noch einigen und zwanzig das Leben abgesprochen wurde, so entfiel Minzer der Muth so sehr, daß ihm Herzog Heinrich von Braunschweig den Glauben vorbeten mußte. Hierauf wurde er geköpft, sein Körper gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt, im Jahre 1525 Montags nach Exaudi. Gleiches Schicksal hatte auch der unbiegsame Pfeifer und die übrigen Mitschuldigen.

Wie wurde aber dieser so weit ausgedehnte Aufstand so schnell unterdrückt?

Der Adel war tapfer, und machte das Beste des damaligen Heeres aus, ohne bloß Officier zu seyn. Er war geübt im Kriege, und die Bauern nur Neulinge; er war bepanzert, der Bauer war es nicht; er hatte Vesten, Burgen, die ohne Geschütz nicht genommen werden konnten, woran es den Bauern theils gebrach, theils wenn sie eines hatten, schlechte Bedienung war; der Bauer hatte nur wehrlose Dörfer, und der Bürger Städte,, deren Mauern nicht dem Geschütze des Adels widerstehen konnten. Die Bauern wurden oft von ihren Anführern verrathen; selbst Götz von Berlichingen scheint verdächtig.

Uebrigens waren durch den Bauernkrieg mehrere Hundert Kloster, Dörfer, Stadte und Schlösser im Rauch aufgegangen; allein in Franken zählte man über

zwei Hundert. Die Zahl der Gebliebenen wird bis 100 — 150,000 angegeben; die Ländereien wurden verheert, die Fürsten in Schulden gesetzt, und das Volk noch ärmer als es vorher war.

Die Regierungen haben seitdem, dem humaneren Geiste unseres Zeitalters gemäß, die Leibeigenschaft der Bauern, eine Hauptursache jenes Krieges, aufgehoben, und viele Lasten der Unterthanen von ihren Schultern gewälzt; somit alle Ursachen zu ähnlichen Ereignissen gehoben, die hier einfach erzählt, den Geist des damaligen Zeitalters characterisiren.

Zum Belege unserer Behauptung scheint uns folgende Stelle in der Königsberger Zeitung vom 10. October 1808 zu gehören:

„Die Absicht des (preußisch-) königlichen Edicts vom 27. Juli, durch welches das beschränkte Nutzungsrecht der ost- und westpreußischen Domainen-Bauern auf ihre Höfe in volles Eigenthum verwandelt wird, geht offenbar dahin, „„daß, durch Abschaffung der Erbunterthänigkeit, die Kräfte jedes Einzelnen in Bearbeitung des Landes, mehr Spielraum gewinnen, und daß zugleich durch eine freie Concurrenz im Erwerb des Landeigenthums, der Werth dieses letztern steigen, das Land selbst zweckmäßiger bearbeitet, und dadurch mannigfaltigere und bessere, als die bisherigen Ernten, erzielt werden sollen."" Diese Absicht muß durch die Mittel, welche man dazu gewählt hat, unfehlbar erreicht werden, und die wohlthätige Folge davon, allgemein erhöhter Wohlstand, wird sich bald genug sichtbar zeigen."

„Fürchtet noch Jemand den gemeinen Mann wohlhabend zu machen? Kein Land ist reich, wo der Arbeiter arm ist. Die ärmsten und elendsten Länder sind eben die, worin das Volk in Schmutz und Mangel lebet. Das kann auch in der That nicht anders seyn. Alle Erzeugnisse erhalten ihren Werth nur durch die Nachfrage. Aber die auswärtige Nachfrage, welche Ausfuhr veranlaßt, ist immer beschränkt durch die Transportmittel, durch die Mitbewerbung anderer Nationen, und durch politische Verhältnisse. Die inländische Nachfrage, welche die höheren Stände veranlassen, ist ein Nichts gegen die, welche das Volk hervorbringt, wenn es wohlhabend genug ist, vielfache Bedürfnisse zu haben und zu befriedigen, und diese Nachfrage allein ist dauerhaft und sicher. Leben jetzt auch nur 1,100,000 Menschen in Preußen ostwärts der Weichsel und Nogat, so brauchen diese bloß zu trockenem Brote jährlich acht Millionen Thaler, auf den Kopf im Durchschnitte ein Pfund, und Hundert Pfund Brot zu zwei Thaler gerechnet. Vermöchten alle diese Leute im Durchschnitte täglich 3/4 Quart starkes Bier zu trinken, so würde ihr jährlicher Bierverbrauch zehn Millionen Thaler betragen. Könnten alle diese Menschen sich in ein dichtes gutes Tuch und Hausleinen kleiden, so würden sie jährlich für 3 1/2 Millionen Thaler Tuch verbrauchen, und für 2 1/2 Millionen Thaler Leinwand. Es wäre leicht, aber ermüdend für den Leser, diese Rechnung auf andere Artikel auszudehnen. Was hier berechnet ist. beträgt allein fast 32 Millionen Thaler, und reicht schon hin zu zeigen, auf welche ungeheuere Summen der Verbrauch in

einer Nation steigt, in welcher der gemeine Mann so gut lebt, wie mäßige Arbeiter-Familien in wohlhabenden Ländern. Was bei uns in den auswärtigen Handel kömmt, erreicht solche Summen bei weitem nicht."

„Solche Berechnungen geben einen Begriff, wie groß der innere Verkehr mit Landeserzeugnissen sey, den die Wohlhabenheit des Volks hervorzubringen vermag, und wie unbedeutend aller anderer Handel dagegen sey. Alle Producenten, namentlich alle Gutsbesitzer, haben die dringendste Veranlassung, die Wohlhabenheit des gemeinen Mannes als die Grundlage ihrer eigenen Wohlfahrt anzusehen. Unser gemeine Mann, der halb Roggen- halb Gerstenbrot — wohl noch mit Erbsen oder Wicken gemischt — ißt, Fleisch nur an Sonntägen sieht, zum täglichen Getränke nur Tafelbier (Nachbier) hat, sich in Worp und grobe Leinwand kleidet, verbraucht statt den berechneten 32 Millionen Thaler, vielleicht kaum 20. Es geht also dem inländischen Verkehr eine Nachfrage von 12 Millionen Thaler durch diese Dürftigkeit ab. Welch ein ungeheuerer Verlust! Freilich wird der Arbeitslohn theuerer, wenn der Mann besser lebt; aber der Vortheil ist dennoch ganz überwiegend auf Seiten der Gutsbesitzer. In Ländern, wo der gemeine Mann wohlhabend ist, gelten sechs Morgen mehr, als hier eine ganze Hufe desselben Bodens. Wer jeden Dienst theuer bezahlt, kann auch jedes Erzeugniß theuer verkaufen."

Die Teufelsfarbe.

Dem Indigo wurde zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Verordnungen der Reichsstadt Frankfurt am Main der Name Teufelsfarbe, vielleicht weil sie durch die Arbeit der Neger gewonnen wird, beigelegt, und ein wiederholtes Verbot gegen ihn erlassen, um dem Waidbau keinen Schaden zu thun; und in der Reichspolizeiordnung v. 1577 T. 21. §. 3 heißt es: „Gleichfalls ist uns glaublich fürbracht, daß durch die neulich erfundene, schädliche, und betriegliche, fressende oder corrosiv Farb (so man die Teuffelsfarb nennet) jedermann viel Schadens zugefügt wird, indem daß man zu solcher Farben anstatt des Weydes, Vitriol und andere fressende wohlfailere Materi brauchet, dadurch gleichwol das Tuch in Schein so schön, als mit der Weyd-Farben gefärbet, und wolfeyler hingeben werden kann, aber es wird solch gefärbt Tuch, da man es schon nicht anträgt, sondern in der Truhen, oder auf dem Lager liegen läßt, in wenig Jahren verzehret, und durchfressen: deroselben wollen wir solche neue verderbliche Tuchfarb gäntzlich verbotten, auch allen und jeden Obrigkeiten hiemit aufferlegt haben, in ihren Städten und Gebiet, ernstlichs Auffsehens zu thun, damit solche fressende, oder Teufels-Farb von den Tuch-Färbern gäntzlich vermitten bleibe.“

Was hier die Unwissenheit der Färber bewirkte, wurde dem armen unschuldigen Indigo zur Last gelegt.

Sonderbare Ceremonie.

Der Mensch sucht die edle Zeit oft absichtlich zu vergeuden und mit Complimenten, Ceremonien, leeren Worten und anderen Albernheiten tödten zu wollen, und doch ist nichts kostbarer als die Zeit; sie ist, wie ein Dichter sagt, das Zeug, woraus das Leben gemacht ist.

Vor beinahe 300 Jahren noch war Dänemark Herr des ganzen Gestades von Eis-Meer bis über Kola hinunter. Es besetzte aber diese menschenleeren Gegenden nicht, und so streiften nun Anfangs die Russen als Räuber, als Jäger auf dem dänischen Gebiete, dann als Fischer an seinen Küsten, und endlich als die Engländer nach Archangel den Weg fanden *), siedelten sie sich selbst an. Dieß nahm Dänemark übel, und machte 1602 selbst einen Streifzug dahin, allein es war zu spät, und in Kola war schon eine feste Niederlassung, ein Fort. Nun schickte die dänische Regierung (bis 1806

*) Engländer und Holländer suchten im sechzehnten Jahrhunderte schon eine Durchfahrt, um Asien herum, nach Ostindien. Sie scheiterten in ihrem Bestreben, wie Cook und andere in den neuesten Zeiten. Doch gewonnen die Engländer wenigstens den Vortheil, daß sie mit Rußland im weißen Meere wichtige Handelsverbindungen anknüpften.

wenigstens) alle drei Jahre einen Foged nach Kola, der dem Commandanten erklären mußte, er sey hier unrechtmäßiger Weise Gewalthaber, und Dänemark behalte sich seine Rechte auf diesen ganzen District bis zum weißen Meere vor.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Protestation nie nach Moskwa oder Petersburg kam, aber bemerkenswerth ist der Erfolg dieser Ceremonie.

Die alten russischen Bojaren waren ihrer Humanität wegen eben nicht berühmt, und ein unbedeutender Abgesandter mit einem unangenehmen Auftrag von einer nicht gefürchteten Regierung riskirte leicht Unannehmlichkeiten. Nicht ohne Zittern und Zagen vollzogen daher die Fogede von Finnmarken ihren Auftrag, und um vor allem sicher zu seyn, brachten sie den Bojaren eine solche Menge Geschenke von Branntwein, Specereyen rc., daß diese das Ding als eine Art von Tribut, als eine Art Huldigung ansahen, und somit bewirkten diese Gesandtschaften gerade das Gegentheil von dem, was man damit beabsichtigte.

Schriftstellerische Fruchtbarkeit der Vorzeit.

Daß unser Zeitalter in der Schriftstellerei sehr fruchtbar ist und es vielleicht noch mehr seyn würde, wenn

das Geld mit derselben nicht im umgekehrten Verhältnisse stünde, zeigen die vielen Bücher, Journale und Zeitungen, welche erscheinen, eben sowohl als die Klagen der Schriftsteller über die Saumseligkeit der Verleger.

Sollte man es nun glauben, daß die alte Zeit dennoch größere Genie's dieser Art gehabt habe?

Lopez Felix de Vega Carpio, der berühmte Zeitgenosse des Cervantes, hat 21 Millionen 300,000 Verse gemacht, welche gedruckt wurden; die Zahl der Schauspiele, welche er schrieb, und welche wirklich aufgeführt wurden, beläuft sich auf 1800 Stücke. Demungeachtet sagt er in einem seiner letzten Werke, daß die, obgleich große Zahl seiner gedruckten Werke, dennoch kleiner als die ist, welche er noch hätte drucken lassen können.

Seine Einfälle erfolgten rascher, als sie die Feder hinschreiben konnte. Oft schrieb er eine ganze Comödie in zwei Tagen nieder, die der geschickteste Abschreiber nicht in derselben Zeit zu copiren vermochte. Er selbst sagt, daß seine Stücke sehr oft in Zeit von 24 Stunden von seinem Schreibtische weg auf das Theater kamen.

Dieser berühmte Theaterdichter der Spanier (er lebte noch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts) erwarb sich durch seine dramatischen Werke 80,000 Dukaten, besaß außerdem ein jährliches Einkommen von 1500 Dukaten, und bekam wenigstens für 11,000 Ducaten Geschenke.

Unter unseren neuen Theaterdichtern war Kotzebue einer der fruchtbarsten, und hätte er länger gelebt, und

keine anderen Geschäfte gehabt, so würde er hinter de Vega nicht weit zurückgeblieben seyn.

Die englische Bühne
zu Shakespeare's Zeiten.

Vor dem Aufrollen des Vorhanges amusirten sich die versammelten Zuschauer, jeder auf seine Weise. Einige lasen, die Andern spielten, tranken, rauchten; auch das Frauenzimmer rauchte nicht selten. Gewöhnlich brachte man seine Schreibtafel mit, worauf man die vornehmsten Verse und Stellen aufzeichnete. Man beschäftigte sich mit irgend Etwas und konnte nicht so müssig sitzen, wie es nun gewöhnlich ist, und da man sogar Stellen und Verse des Schauspiels aufzeichnete, so war man auch auf dasselbe aufmerksam.

Jedes Schauspiel schloß mit einem Gebet für den König und die Königin. Bisweilen machte dieses Gebet einen Theil des Epilogs aus. Da man es endlich doch nicht angemessen fand, im Schauspielhause zu beten, so ward das Gebet in die Kirchen verwiesen, wo es hin gehörte, und dafür der National-Gesang: Gott erhalte den König! eingeführt.

Das Schauspiel ging um ein Uhr Nachmittags an, und dauerte anfänglich nur 1 Stunde. 1667 fing es um 3 Uhr an, 1700 um 4 Uhr. In England, wie in Frankreich, spielte man Anfangs die heiligen Mysterien.

Man führte sie in den Kirchen auf. Unter der Königin Elisabeth wurde auch Sonntags gespielt. Gleichwohl bewirkten die Magistrate von London 1580 von der Königin den Befehl, daß an einem Festtage kein heidnisches Stück gegeben werden durfte. Unter Jakob dem Ersten war Schauspiel bei Hofe am Sonntage. In der Fastenwoche war das Theater geschlossen. Man kündigte nicht bloß die Namen des Stücks und der Spielenden an, sondern sagte auf dem Anschlagszettel alles Mögliche zum Lobe desselben. In der Folge ward das Schauspiel immer später im Tage gegeben, und seine Dauer verlängert.

Eine Wirthsrechnung
vom Jahre 1612 *).

Verzaichnus, was Ihrer Fürstl. Durchl. Maximilliany Ernesty, Ertzherzog zu Oesterreich bey mir Marthin Raispaiher Allhie zu Fraunleiden **) den 28. Marty Anno 1612 Fors Vbernacht, sambt deroselben Leibklepper und Gutschi Roß, Auch so woll Reidt Khnecht vnd Gutschi verzört haben, wie uolgt.

*) Aus Kindermanns vaterländischem Kalender der Steyermark a. d. J. 1800. Grätz bei J. A. Kienreich.

**) Vier Stunden von Grätz, ein Marktflecken in der obern Steyermark.

Erstlichen 19 Persohonen gespeist, von Ainer P. 15 kr. Thuet	4 fl. 45 kr.
Mer denen 30 Raidtklepern vnd 6 Kutschi Rossen haber genomben 5 1/2 Grätzer vierdl P. 11 ßl. Thuet	7 fl. 33 kr. 3 d.
Mer Stallmiete von 36 Rossen von Ainen Pr. 4 kr. Thuet .	2 fl. 24 kr.
Summa dysser Auszug pringt	14 fl. 42 kr. 3 d.
	R. — m. pr.

Der Herr Kindermann setzt dieser seltenen Wirthsrechnung folgende Bemerkung bei:

„Obige Wirthsrechnung (wovon der Herausgeber dieses Kalenders das von Raispaihers eigener Hand geschriebene Original besitzt) kann wenigstens dazu dienen, Vergleichungen zwischen Wirths-Rechnungen der Jahre 1612 und 1800 anzustellen. Es ist übrigens Schade, daß Speise und Trank nicht abgesondert berechnet sind. Nach obiger Rechnung galt also damals der gestrichene Metzen Haber (NB. in Gasthöfen) 48 kr. 3 d. Bei der zu hoch angesetzten Stallmiethe ist ohne Zweifel das verzehrte Heu, welches sonst nirgends vorkömmt, mitbegriffen."

Wenn man das Verhältniß des Haberpreises zu jenem von Speise und Trank vergleicht, so müssen diese äußerst nieder gestanden seyn, gegen welche ersterer hoch erscheint. Nun scheint sich das Verhältniß gänzlich umgekehrt zu haben.

Ist es wohl immer ein Glück in einer goldreichen Zeit zu leben? — Wir wollen sehen.

„Es hatte“ so erzählt ein glaubwürdiger Annalist *) „Jedermann viel Geld, die Armen zogen ganze Hände „voll heraus, ja die Kinder spielten mit Geld auf der „Gasse.“ Dem Leser, der uns hastig fragt, wann diese Zeit gewesen sey? und seufzend wünscht, in ihr gelebt zu haben, dient zur Nachricht: Es war — die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gleich in den ersten Jahren dieses an Drangsalen aller Art überreichen Krieges, kam das Münzwesen in die äußerste Verwirrung, durch die Kipper und Wipper, die das gröbere gute Silbergeld nach und nach an sich zogen, und mit anderen geringhaltigen Sorten verwechselten. Dieß hatte zur Folge, daß der harte Thaler im Februar 1622 bis auf zehn Gulden im Preise stieg (wohl verstanden gegen andere Metallmünzen, denn das Papiergeld war damals noch nicht erfunden), und der Werth der Lebensmittel fürchterlich hinaufging; wie dann z. B. in Würtemberg ein sechspfündiger Laib Brot einen Gulden, die Maß Wein in Wirthshäusern zwei Gulden, ein Simra Salz, Erbsen, Hafermehl, jedes acht Gulden, ein Pf. Schmalz oder Lichter 1 fl. 20 kr. kostete. Handel und Wandel stand fast gänzlich still; man konnte nicht mehr um

*) Schwelin in seiner Würtemberg. Chronik S. 401.

Geld kaufen oder verkaufen, sondern mußte sich, wie die Menschen in der Kindheit der Welt, und noch itzt die Wilden, mit Tausch behelfen. Taglöhner und Handwerker ließen sich für ihre Arbeit und Waaren Brot, Salz, Schmalz, Erbsen u. s. w. geben. An manchen Orten entstanden blutige Empörungen. Und nun lieber Leser! wünschest du noch, in der Zeit gelebt zu haben, wo „Jedermann viel Geld hatte, die Armen ganze Hände „voll herauszogen, und die Kinder mit Geld auf der „Gasse spielten? —"



Blutregen und rother Schnee.

Vom Blutregen wußte man vor Alters viel zu erzählen. Schon Plinius (H. N. II. 58) spricht davon, und in den Chroniken der vorigen Jahrhunderte wird dieser Erscheinung öfter erwöhnt. So heißt es z. B. in der von Alt verteutschten Schwel'schen Chronik (Nürnberg 1493. Bl. 171). „Zu den Zeiten Kaiser Ludwigs II. hat es (als die Geschichtschreiber setzen) bei der brixianischen Stadt drei Tage und Nächte Blut geregnet. Und bloß in dem kurzen Zeitraume vom Jahre 1623 bis 1643 soll es, nach Schwelins würtembergischer Chronik, nicht weniger als dreimal Blut geregnet haben *). Daß

*) S. 406 „den 16. July dieses 1623 Jahrs, hat es zu Herbrechtingen und Hermetingen, deßgleichen zu Giengen, Gundelfingen und selbiger Refier Blut geregnet, welches

Schwelin diese ungewöhnlichen Naturerscheinungen, die gerade in die blutige Periode des dreißigjährigen Krieges fielen, für Vorbothen kommender neuer Plagen hielt, zeigen die Worte, womit er seine Erzählung schließt: „was dieses bediten, hat Maniglich hernach erfahren."

Seitdem die Naturkündiger der neueren Zeit die Entdeckung gemacht haben, daß der vermeinte Blutregen ein rother Saft sey, den die Schmetterlinge, wenn sie aus der Puppenschaale geschlüpft sind, von sich geben, verschwand dieser Artikel aus den Annalen, so überhaupt in denselben die Liste wunderbarer Begebenheiten in eben dem Grade sich verminderte, in welchem die Bekanntschaft mit der Natur und mit ihren Wirkungen zunahm. Unseren Tagen aber war ein Phönomen vorbehalten, welches vielleicht in keiner Chronik aufgezeichnet ist — rother Schnee.

Dieser fiel, wie der pariser Moniteur erzählt, den 17. Jänner 1810 auf den Gebürgen bei Piacenza, be-

---

den Leuten in ihren Arbeiten auf die Hand und Kleider, sonderlich einem Weib zu berührtem Harbrechtingen, so nach der Wäsch ihr Geräth aufgehenkt, darauf gefallen, daß es gleichsamb ganz blutig worden, und ob sie gleichwohl, selbiges vermeint zu säubern, gewaschen und gerieben, seynd doch die Blutstropfen wie zuvor darinn geblieben, es hat auch nicht allein an berührten, sondern an vielen unterschiedlichen Orten im Reich Blutregen und Blutzeichen gegeben, welche auf den Steinen und an den Früchten gesehen worden." S. 430. „Im Mayen 1630 hat es an unterschiedlichen Orten Blut geregnet." S. 479. „Im Januario dieses Jahrs (1643) hat es zu Weinsperb, Vayhingen an der Enz Blut geregnet."

sonders auf dem sogenannten Centocroci. Zuerst kam weißer Schnee, dann folgte auf Donner und Blitz rother, hernach wieder weißer. In einigen Gegenden sah er aus wie Pfirsichblüthe, sonst aber ganz dunkelroth, und auch das Wasser, als er geschmolzen war, behielt diese Farbe. Die Richtigkeit des Factums, woran sonst selbst Leichtgläubige nicht leicht glauben würden, soll durch eine Menge glaubwürdiger Zeugen bestätigt seyn, und ein Chemiker von Parma, Guidotti, hatte versprochen, das Resultat seiner vorzunehmenden Analyse bekannt zu machen, wovon uns aber weiter nichts bekannt geworden ist.

Die Kosten,

welche der Krieg ehemals verursachte.

Die Besoldung der Truppen war im dreißigjährigen Kriege nicht nur an sich schon viel höher als jetzt, sondern auch die Preise der Lebensmittel waren damals (wenigstens in den erstern Jahren) viel geringer, und die Preise oder der Werth des Geldes hingegen höher. Wenn die Truppen itzt so besoldet werden sollten, wie damals die kaiserlichen und schwedischen, so könnte es kein Regent ein Jahr aushalten, da unsere einzelnen Corps in den neueren Kriegen viel stärker waren, als damals ganze Armeen.

Um dieß näher zu zeigen, theilen wir hier die königlich-böhmische Kriegsbestellung über ein Regiment hochteutsches Kriegsvolk zu Fuß von 2000 Knechten mit. Sie ist den 16.—26. Januar 1620 von dem unglücklichen Friedrich aufgesetzt, der damit den Herzog Ernst von Weimar beauftragt hatte. Man wird daraus ersehen, was es kostete, nur ein Regiment zu organisiren. Dieses interessante Document befindet sich im weimarischen Archiv, und ist erst einmal abgedruckt worden *).

Dem Herzoge, als Obristen dieses Regiments, waren darin monatlich bewilligt:

Reine Besoldung	400 fl.
Uff einen Schreiber	12 fl.
Feldprediger	12 fl.
Feldscherer	18 fl.
Trommelschläger	8 fl.
Pfeifer	8 fl.
Uff einen Wagen	24 fl.
Für zehn Personen des Obersten Diener a 12 fl.	120 fl.
Monatlich, Summa	602 fl.

Zur Organisation des Regiments waren nöthig:

Obristlieutenant	150 fl.
Wachtmeister	70 fl.
Regimentsschuleyer (?)	40 fl.
Fürtrag	260 fl.

*) S. Herrmans Beiträge zu Herzog Ernst d. G. Lebensbeschreibung. 1705.

	Uebertrag	260 fl.
Quartiermeister	. . . .	40 fl.
Provosen	. . . .	25 fl.
Diesem auf 3 Trabanten	. . .	20 fl.
Stockmeister	. . . .	7 fl.
Steckenknecht	. . . .	15 fl.
Nachrichter	. . . .	15 fl.
	Summa	382 fl.

Man sieht, daß die Disciplin damals eine ziemlich theuere Sache war. Sieben Menschen waren für ein einziges Regiment erforderlich. Doch erwöge man Folgendes:

Zwei Tausend Menschen sollten angeworben werden. Rohes, liederliches Gesindel, gewohnt, von einem Herrn zum andern zu laufen. Strenge war also freilich nothwendig, um sie in Zucht und Ordnung zu halten, und Herzog Ernst, der Freund und Waffengefährte des berühmten Grafen von Mansfeld, mit dem er nach der prager Schlacht in Ungarn und Schlesien focht, war von dem Letztern darin sehr verschieden, daß er überall nach Möglichkeit Disciplin hielt. Als seine Soldaten einmal nothgedrungen von Sobieslau aus (in Böhmen) den Vorspann bei sich behalten hatten, entschuldigte er sich aufs Beste, sandte zurück was er konnte, und versprach zugleich, das Uebrige so bald zurückzusenden, als es möglich seyn würde. Ohne Zweifel war es also von ihm bedungen worden, so viel Justizgehilfen zu erhalten.

Um 2000 zügellose Menschen, die oft nur Handgeld zu erhalten, und dann wieder zu desertiren suchten, bis

auf den Musterungsplatz nach Böhmen zu transportiren, wurden vom Friedrich noch bewilliget:

1 Hauptmann zu	150 fl.
Vier Diener für ihn . . .	40 fl.
Lieutenant	50 fl.
Fähnrich	30 fl.
Feldwebel	20 fl.
Sergeant	18 fl.
Capitaine des armes . . .	18 fl.
2 Corporals	30 fl.
Musterschreiber	16 fl.
Feldscherer	16 fl.
2 Trommelschläger	16 fl.
2 Pfeifer	16 fl.
100 lange Spießer	770 fl.
100 Muskelirer	730 fl.
Summa	1920 fl.
Dazu nun obige	602 fl.
Für den Obristen und Stab	382 fl.
Also monatlich die Summa von	2904 fl.

Außerdem, daß nun diese mehrere Monate aufgewendet werden mußten, ehe das Regiment vollzählig war. (Der Mai kam heran, ehe dieß Statt fand, und dieß beträgt also 3mal 2904 = 8712 fl.) Auch ward noch als ein Gratial den Knechten und Muskelirern 3000 fl., und 300 fl. für 10 zu verfertigende Fahnen angewiesen. Da nun das Regiment in Holland geworben wurde, und also einen großen Marsch bis Böhmen zu machen hatte, so kann man denken, wie hoch mit Handgeld, Waffen, Montour rc. die Summe sich belau-

fen mußte, ehe es an Ort und Stelle eintraf, und ins Feld rücken konnte.

Warum waren damals Löhnung und Gage so hoch, und mit den gegenwärtigen in einem so auffallenden Mißverhältnisse? Die Antwort hierauf wird sich geben lassen, wenn man Folgendes erwägt:

Die Heere waren damals klein. In die größten Schlachten wurden selten mehr als 30 — 40,000 Mann geführt. Man konnte also darum mehr geben, als itzt möglich wäre.

Die Montouren und Rüstungen waren geringfügiger. Man sah nur auf die Waffen höchstens, alles Uebrige mußte der Soldat sich selbst besorgen, und eine Binde war hinreichend, die Schweden von den Kaiserlichen zu unterscheiden. Auf diese Art wurden große Summen erspart. Der Soldat blieb deßhalb doch nicht ohne Kleider. Was er nicht vom Fürsten bekam, mußte der Bürger schaffen.

Die Werbung, Kriegsgefangene abgerechnet, geschah meist freiwillig, und da überall Krieg war, so mußte man viel versprechen, um Leute zu den Fahnen zu locken.

Der versprochene Sold ward auch nicht immer richtig bezahlt. Man erlaubte daher Plünderungen rc.

Der Soldat mußte fürchten, mit jedem Monat verabschiedet zu werden, also trachten von der Löhnung zu sparen, bis er wieder Dienste bekam.

Seit Ludwig dem Vierzehnten hat die freiwillige Werbung größtentheils aufgehört. Der Soldat wird in der Regel gezwungen, und muß daher mit

dem ihm angewiesenen Sold zufrieden seyn. Preußens Friedrich folgte diesem Systeme, und nachher alle übrigen Fürsten. Der englische Soldat hat die beste Löhnung.

Der Sold ward damals nicht regelmäßig ausbezahlt. Es vergingen oft Monate, ehe er ankam. Indessen starben viele, andere blieben in Gefechten, desertirten, wurden gefangen.

Am meisten muß uns die große Menge Diener auffallen, die den Officieren bewilligt wurden. Dem Obersten gestattete man zehn, dem Hauptmann vier, und bezahlte sie sogar. Rechnet man auf ein Regiment nur 10 Hauptleute, so macht dieß mit dem Obersten 50 Bediente, und also nach obigem Etat monatlich 550 fl., die ungemein erschwerte Versorgung so vieler unnützer Menschen nicht gerechnet.

Bei der Cavallerie, wenigstens bei der schweren, ging dieß noch weiter.

Herzog Ernst hatte, als Bethlem Gabor mit dem teutschen Kaiser Frieden schloß, sich glücklich nach Teutschland durchgeschlagen, und trat in dänische Dienste. Hier errichtete er ein Corps von 4000 Mann schwerer Cavallerie. Die Compagnie bekam 106 Mann, und zwar 81 Kürassiere und 25 Arquebusierer. Die 81 Kürassiere hatten aber jeder einen Bidet oder Reiterjungen, der ebenfalls sein Pferd hatte, und dazu da war, den Reiter zu bedienen, seinen Mantelsack 2c. zu führen. Jeder gemeine Kürassier hatte für sich und ihn monatlich 7 Reichsthaler, wovon er sich jedoch die Rationen des Pferdes mußte abziehen lassen,

und in Freundes Land Alles zu bezahlen verbunden war. Auch bei diesem Corps war die Disciplin reichlich versorgt. Es waren 10 Personen dazu beordert, um 4 Compagnien in Ordnung zu erhalten. Das ganze Corps wurde auf 4 Monate geworben, jedem 70 — 75 Reichsthaler Handgeld bewilligt; der Rittmeister hatte monatlich 116 Reichsthaler reine Besoldung; der Obriste 400 Reichsthaler, und zwar schweres dänisches Geld. Man bemerkt, daß mit jedem Jahre des dreißigjährigen Krieges die Besoldungen stiegen, was sich aus dem Vorerwähnten leicht erklären läßt.

Und bei allen diesen großen Kosten währte der Krieg dreißig Jahre. —

Vergleicht man die heutige Art Krieg zu führen mit der vormaligen, so dringen sich folgende Bemerkungen auf:

Wenn es heißt, die Kriege werden immer menschlicher, so drückt man sich falsch aus; man sollte sagen, sie werden immer ökonomischer geführt.

Wenn die Irokesen, diese bekannte wilde amerikanische Völkerschaft, mit einer andern Nation Krieg anfangen, so sagen sie zu einander: „Wir wollen dieses Volk auffressen.“ Eben so laden sie ihre Alliirten zum Kriege mit dem Ausdrucke ein: „Sie sollten Fleischbrühe vom Fleisch ihrer Feinde mit ihnen trinken.“ Wenn die Abenaken als Feinde in ein fremdes Land eindringen, so theilen sie sich in mehrere Parthien, und der Anführer sagt: „Euch gebe ich dieses Dorf, jenen jenes Dorf aufzufressen u. s. w.“ Was sie nämlich besiegen, schlachten und essen sie.

Diese Art Krieg zu führen kann nur so lange dauern, als jene Nation noch keine Financiers in ihrer Mitte hat, d. h. Leute, die ihren Mitbürgern begreiflich machen, daß der, der einmal aufgefressen ist, zu nichts weiter mehr dient. Mit dem Fortgange der Cultur muß also diese unökonomische Kriegsführung einer einträglicheren weichen. Wir kennen daher Beispiele, daß verständigere Nationen ihre besiegten Feinde mit nach Hause geschleppt und daselbst zu Knechten gebraucht haben. So konnten sie doch wenigstens ihre eigenen Bemühungen ökonomisiren. Nicht allein die Griechen und Römer führten ganze Nationen als Sclaven nach ihrer Heimath zurück und machten sich durch die Arbeiten derselben ein bequemes Leben, sondern auch andere wilde Völker des Morgenlandes schleppten ihre besiegten Feinde mit sich nach Hause. Wem ist es nicht aus der Geschichte bekannt, wie oft die Kinder Israels solche forcirte Geschäftsreisen nach Babilon und anderen Reichen des Orients machen mußten, und die Bewohner der afrikanischen Raubstaaten, öfterer Züchtigungen ungeachtet, noch itzt ihre Gefangenen zu Sclaven machen.

Diese Art der Kriegsführung ist nun um vieles ökonomischer, als die erstere, aber immer konnte der Cameralist in ihr noch nicht die höchst ökonomische finden. Er mußte bald gewahr werden, daß Leute, die mir nichts dir nichts ihrem Vaterlande entrissen werden, in dem fremden unbekannten Lande erst nach langer Zeit einheimisch und recht brauchbar werden. Verkaufen konnte man sie, wie vormals, auch nicht mehr. Er schlug also vor, die Besiegten weder aufzuessen, noch

mitzuschleppen, noch auszuplündern, sondern an Ort und Stelle zu lassen, ihr Eigenthum zu respectiren; ihren Beutel aber desto mehr nach Fristen in Anspruch zu nehmen, und dieses System ward das Requisitionssystem betitelt. Daher haben wir es erlebt, daß wir gegen einzelner Soldaten Raub gesichert, dagegen aber von den Armee-Commissarien mehr requirirt werden.

Das heißt es also, wenn man von menschlicherer Kriegsführung spricht. Was den wirklichen Krieg betrifft, wo sich die Soldaten mit einander hauen und schießen, so kann man eben nicht sagen, daß er menschlicher geworden sey. Denn man lieferte in den letzten Kriegen in einer Woche so viele Gefechte und Schlachten, als sonst in einem ganzen Feldzuge.

Man unterscheide also die Ausdrücke. So drückend indeß für manche teutsche Gegenden die feindlichen Requisitionsschreiben und Mandate in letztern Kriegen waren, so höflich waren sie doch stylisirt. Dank sey es dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte, daß wir auch von dieser Seite in der Humanität vorgerückt sind.

Folgen
des dreißigjährigen Krieges.

Außer manchen anderen Folgen hatte dieser Krieg auch die, daß eine schreckliche Pest mehrmals entstand, wenn

dieß oder jenes Land zum Schauplatze eines Feldzuges geworden war. Die Barbarei, mit der man den Krieg führte, kannte keine Gränzen. Die Religion gab den Vorwand her, daß der Bürger von den Soldaten geplündert wurde, wie man es sich in unseren Tagen nicht vorstellen kann, weil die Generäle, besonders Wallenstein, den Grundsatz hatten, daß der Soldat für seine Mühe und Gefahren auch was haben müsse. Während ein Oberster kaum mit 70 Schüsseln des Mittags zufrieden war, mußten Tausende von Bürgern oder Bauern nackend, im eigentlichen Sinne des Wortes, Brot von Baumrinde und Heu hinunterwürgen, und wenn selbst in unseren letzten Kriegen, und während ihrer jedesmaligen kurzen Dauer die Nervenfieber viele Schlachtopfer hinwürgten, wie viel mehr mußten sich da Seuchen entwickeln, wo Quaal und Kummer, Hunger, ungesunde Nahrung und Kälte einander wechselweise die Hand boten, das menschliche Geschlecht zu vernichten.

So erzeugte sich dann in Schlesien 1632 eine Pest, die nach und nach 1633 eine Wuth annahm, welche alles in dieser Art übertraf.

So waren im October in Pribus 160 Familien ganz ausgestorben, und von allen Einwohnern nur noch 7 Bürger und 30 Witwen übrig geblieben. Dem Rathe wurde endlich gar befohlen, die Pestkranken mit Gewalt abzutreiben, sie mit Steinen aus der Stadt zu werfen, auch durfte sich kein Gesunder ihnen nähern.

Noch schrecklicher aber sah es in Schweidnitz aus. Zwei Heere standen in seiner Nähe einander gegenüber, und vor ihnen hatten sich Tausende in die Stadt ge-

flüchtet, wo sie zum Theil in den Winkeln und auf den Straßen verhungerten, so daß man schon im Juli täglich 50 — 60 Leichen zählte, welche aus Mangel an Todtengräbern meist unbegraben liegen bleiben mußten, und die Ansteckung vermehrten. Im August stieg endlich die Zahl der Sterbenden auf 200, den 25. August gar auf 300, und die schwedisch-sächsische Besatzung mußte sich deßhalb ins Lager vor der Stadt begeben. Der Hunger trieb sie in diese schaarenweise zurück, und übermüthige Krieger, die vorher mit den ausgesuchtesten Speisen nicht hatten befriedigt werden können, dankten itzt demüthig, wenn sie nur eine Brotkruste empfingen. Die Aerzte und Chirurgen, ja selbst die Apotheker waren gestorben, und selbst die Reichen hatten also keine Hoffnung und Trost. Die Landleute lagen haufenweise unter dem Kaufhause vor den Häusern, todt oder im schrecklichsten Elend und schrien nach Brot, nach Wasser, oder liefen halb nackend herum; Leichen häuften sich auf Leichen, und wurden von den Hunden zerrissen. Viele versprachen ihre ganze Habe den Todtengräbern, welche unaufhörlich die Leichen in zwei großen Karren fort in die Schanzen und Laufgraben der abgezogenen kaiserlichen Truppen führten. Im Lager verfertigten die Soldaten Särge, um die Eitelkeit der Vornehmen zu benützen, da es in der Stadt weder Tischler noch Bretter gab. Eine ungeheuere Menge Fliegen, die überall auf den Leichnamen saßen, vermehrten noch den Eckel. Wenige Jahre zuvor war die Bürgerschaft 18 — 1900 stark gewesen, und nun diese waren bis auf etwa 70 weggerafft worden. Die Zahl der Soldaten und Landleute nicht

mitgerechnet, betrug die Zahl der Todten 16 bis 1700, und erst gegen die Fastnacht hörte das Sterben auf.

Die Löhnung der Schweden und Kaiserlichen im dreißigjährigen Kriege

---

war zum Erstaunen groß. Das Geld stand in sehr hohem Werthe, und doch erhielt jeder schwedische Obrist monatlich 184, jeder gemeine Soldat 3 1/2 Reichsthaler.

	Rthlr.	Gr.
Ein Obrister erhielt	184	16
Obristlieutenant	80	7
Hauptmann	61	2
Lieutenant	30	2
Führer *), Fourier, Musterschreiber, Rostmeister **)	7	—
Trommler und Pfeifer	4	—
Corporale	6	—
Rottmeister ***)	5	—

*) Führer, dem Fähnrich zugesellt, gleichsam Unterfähnrich.

**) Rostmeister; sie mußten auf das Putzen und die Sauberkeit der Gewehre sehen.

***) Rottmeister; sie waren den Rotten vorgesetzt, deren jede sechs Mann stark war. 12 Rotten und 9 Pickenträger machten eine Compagnie.

	Rthlr.	Gr.
Unterrottmeister	4	—
Gemeine	3	12
Passevolanten *)	3	—
Chirurgen und Profoße	12	—

War schwerer Dienst, so wurde noch ein Drittheil als Gratification monatlich gegeben, und außerdem erhielt der Soldat noch Fleisch und Brot täglich. Die Kaiserlichen zahlten noch höher, z. B. ein Cavalleriebrist bekam jährlich 5000 Thaler, ein gemeiner Kürassier 6 Groschen täglich, also so viel, als ungefähr ein Thaler nach gegenwärtigem Werthe des Geldes.

Die Kaiserlichen hatten auch einen Rumormeister, der über die Soldatenweiber die Aufsicht führte.

Der Kirchendienst,

die Schlafenden aufzuwecken.

In dem Kirchenbuche zu Habekorn, im Magdeburgischen, findet sich bei dem Jahre 1679, und bei einigen andern Jahren, folgende Rubrik:

„Einem Schulknaben, welcher diesen Sommer „die Schlafenden in der Kirche aufgeweckt, zu ein „Paar Schuhen 12 Groschen.“

*) Passevolanten waren Gemeine, die aber außer dem Treffen den Officieren als Bediente zugegeben wurden.

5000 Tartaren Quartier und Stallung, und Körös für 5000 Tartaren fertig halten u. s. w. Hierum soll gar kein Verschub Statt finden, denn sonst kömmt offenbar Euer Tod über Euch. Den 2. December 1683.

„Wir von Gottes Gnaden des mächtigen Ofner Bascha's Kajamekam in allen seinen Geschäften, namentlich, Schloßbaumeister, Hatzi Szinus Aga.

(L. S.) Unterschrift

eines Bascha von 2 Roßschweifen.

Sobald ihr Ketskemeter und Köröser Richter diesen meinen kräftigen Befehl sehen werdet, übertrage und befehle ich euch auf Leib und Leben, daß der mächtige Ofner Bascha Gran belagert; dahin schickt ihr sogleich bespannte Wägen; Ketskemet 20, Körös 15 Wägen, mit zweiwochentlicher Provision. — Säumt nach Ankunft meines Briefes keine halbe Stunde, wenn ihr eure Köpfe braucht. Sind die Wägen morgen um Mittag nicht in Ofen, so werdet ihr auf Phählen verdorren. Wir bezahlen für jeden 4 Thaler, wie ihr wollt, den Richtern oder den Kutschern. (Die Türken müssen die Bons nicht gekannt haben). Ihr Stadtrichter untersteht euch nicht, es zu unterlassen, sonst müßt ihr sterben. 1685 den 1. August.

Ueberschrift:

Dieser Brief zukomme den Ketskemeter und Köröser Stadtrichtern im schnellsten Lauf (mit Pferdes Tod).

(Wo in diesen Briefen (L. S.) steht, da ist im Original ein Stempel.)

Diese und andere ähnliche Schreiben wurden, wie man aus der Stadtgeschichte weiß, so gut befolgt, daß

die Ketskemeter weder geköpft noch gespießt wurden, sondern sich vielmehr der Türken Gunst im höchsten Grade erwarben. Der türkische Kaiser schenkte der Stadt zum Zeichen seiner Huld einen Kaftan aus Goldstoff, mit dem Bedeuten, daß, so oft ein türkisches oder tartarisches Heer sich derselben nähern sollte, der Stadtrichter diesen Kaftan umhängen, und demselben entgegen gehen sollte, hiedurch werde die Stadt vor jeder Gewaltthätigkeit geschützt werden. Es geschah in der Folge auch einigemal, daß der Stadtrichter diesen Kaftan umhieng, um damit die zur Beute kommenden türkischen und tartarischen Truppen von der Stadt zu entfernen, welche das Kleid in der Reihe küßten, und gegen den Stadtmagistrat die größte Achtung bewiesen, auch den Stadtboden ohne erhaltene Erlaubniß nicht betraten. Man sieht, daß die Türken diese Saure garde aus der Schneiderkanzlei besser respectiren, als manche Franzosen die ihrigen aus dem Hauptquartiere.

Leider! ist dieser kräftige Kaftan seit der Zeit abhanden gekommen.

Die teutschen Höfe
vor hundert Jahren.

Von der Schwester Friedrich des Zweiten, Friederika Sophia Wilhelmina, Markgräfin von Bayreuth, haben sich Memoires vorgefunden, welche in französischer

Sprache geschrieben sind, und Hofbegebenheiten in den Jahren 1706 bis 1742 enthalten. Sie sind zu merkwürdig, und als Beitrag zur Characteristik der Vorzeit zu wichtig, als daß wir nicht einiges hieraus mittheilen sollten. Bekanntlich ward Friedrich der Zweite oder der Große, zur Heirath mit einer Prinzessin von Braunschweig von seinem strengen Vater gezwungen. Diese und die Eigenschaften der Braut werden darin also angegeben:

„Der König und die Königin machten sich nun bereit, nach Braunschweig zur Vermählung meines Bruders (1733) abzureisen. Die Königin war von einer düstern Melancholie ergriffen, und es war ein Jammer, wie sehr sich ihr Gesicht verändert hatte. Allein ihre böse Laune verhinderte, Mitleid für sie zu empfinden; denn sie war beinahe eben so böse, als der König, und kein Mensch konnte es mit ihr aushalten, selbst meine Schwester nicht. Mein Bruder (der Kronprinz) kam Abends an. Mit mir allein war er ganz vergnügt; aber sobald ihn Jemand ansah, verzog er die Miene, und stellte sich traurig. Am andern Morgen trennten wir uns, und ich ging mit meinen Schwestern von Potsdam nach Berlin, wo wir, auf Befehl des Königs, während seiner Abwesenheit wieder jeden Abend in die teutsche Comödie gehen mußten."

„Mit Ungeduld sah ich Nachrichten aus Braunschweig entgegen, um zu wissen, was da vorging. Mein Bruder bezeugte mir die Aufmerksamkeit, mir Nachricht davon zu geben; er schickte den Herrn von Kaiserling, seinen damaligen Günstling, an mich ab. Dieser erzählte

mir, daß mein Bruder sehr zufrieden mit seinem Schicksale wäre, und seine Rolle am Hochzeitstage (12. Juni 1733) vortrefflich gespielt habe; er habe sich gestellt, als sey er in einer fürchterlichen Gemüthsstimmung, und habe seine Domestiken in Gegenwart des Königs tüchtig ausgescholten. Der König habe ihm mehreremale Vorwürfe darüber gemacht, und sey sehr nachdenkend gewesen. Die Königin sey ganz enthusiastisch für den Hof eingenommen, könne aber ihre neue Schwiegertochter, die Kronprinzessin, nicht vor Augen sehen, und habe die beiden Herzoginnen wie die Hunde tractirt: die regierende Herzogin habe sich darüber bei dem Könige beklagen wollen, und sey auch nur mit vieler Mühe davon abgehalten worden. Abends erhielt ich einen eigenhängen Brief vom König, sehr verbindlichen Inhalts. Er befahl mir, mich am folgenden Tage mit meinen Schwestern nach Potsdam zu begeben, und versicherte mich, daß ich dort meinen Gemahl bald sehen würde. Dieser letzte Artikel verursachte mir eine Freude ohne Gleichen, und vergnügt reisete ich nach Potsdam ab."

„Der König traf daselbst mit der Königin ein. Er bezeugte mir viele Güte, und sagte, er sey von seiner Schwiegertochter bezaubert; ich müßte Freundschaft mit ihr anknüpfen; es sey ein gutes Kind, müßte aber noch erzogen werden. „Du wirst hier schlecht wohnen" fuhr er fort, „ich kann dir nur zwei Zimmer geben; da mußt du dich mit deinem Markgrafen, deiner Schwester, und ganzer Suite einrichten." Die Königin, welche nun herbeikam, unterbrach die Unterredung. Sie nahm mich ziemlich gut auf, und sagte zu meiner Schwe-

ster, indem sie sie umarmte: „Ich wünsche dir Glück liebes Lottchen, du wirst sehr glücklich seyn. Du wirst einen prachtvollen Hof, und alles mögliche Vergnügen finden."

„Sie erzählte mir hernach, mein Bruder könne die Kronprinzessin nicht vor Augen sehen, und das Beilager sey nicht vollzogen; sie sey, trotz der unsäglichen Mühe, die sich ihre erste Hofmeisterin gebe, sie aufzustutzen, dümmer als je. „Sie wird dir," sagte sie, „beim ersten Anblick gefallen, denn sie hat ein allerliebstes Gesicht; aber sieht man sie länger als einen Augenblick, so ist sie unausstehlich." Hernach fing sie an zu lachen über die vom Könige getroffene Anordnung, uns zu logiren, und fragte, wie wir das anfangen wollten? Und wirklich hatten wir auch die größte Mühe, uns nur einigermaßen unter Dach zu bringen."

„Mein Gemahl sollte nach zwei Tagen, und die Kronprinzessin, der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, der Herzog und die Herzogin von Bevern mit ihren Söhnen erst den 22. Juni eintreffen. Die Königin hatte mir eine fürchterliche Schilderung von der Herzogin von Braunschweig gemacht. Diese Fürstin war Mutter der Kaiserin, und machte in dieser Eigenschaft Ansprüche, wozu sie kein Recht hatte. Sie besaß einen unausstehlichen Hochmuth, und hatte den Vortritt vor der Kronprinzessin verlangt. Die Königin sagte mir, wenn ich nicht im Voraus meine Maßregeln träfe, so würde ich manchen Verdruß mit ihr haben."

„Am 24. Juni kam der ganze Hof von Braunschweig an. Der König, in Begleitung meines Bruders, mei-

nes Gemahls, und vieler Generäle und Officiere, ritt der Kronprinzessin entgegen; die Königin, meine Schwestern und ich, empfingen sie an der Schloßthüre. Ich will hier ihr Portrait entwerfen, so wie es damals war, denn sie hat sich seit dem sehr geändert.“

„Die Kronprinzessin ist groß; ihre Taille ist nicht fein; der Körper hängt vorn über; das gibt einen übeln Anstand; sie ist blendend weiß, und dieser weiße Teint wird von der lebhaftesten Farbe gehoben; ihre Augen sind blaßblau, und versprechen nicht vielen Geist. Sie hat einen kleinen Mund; alle ihre Züge sind niedlich, ohne schön zu seyn, und das Ganze ihres Gesichts ist so zeigend, und so kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem zwölfjährigen Mädchen. Sie hat blondes Haar, welches in natürliche Locken fällt. Allein alle diese Schönheiten werden von ihren Zähnen verunstaltet, die schwarz und schlecht gestellt sind. Sie hatte weder Manieren, noch den mindesten Anstand; das Sprechen fiel ihr schwer, und sie konnte sich kaum verständlich machen.“

„Der König führte sie, nachdem sie uns sämmtlich begrüßt hatte, in das Apartement der Königin, und da er sah, daß sie sehr erhitzt, und ihr Haar entpudert war, sagte er zu meinem Bruder, er möchte sie in ihre Zimmer führen. Ich folgte ihr dahin. Mein Bruder sagte ihr, indem er mich ihr vorstellte: Sehen Sie hier eine Schwester, die ich verehre, und der ich alle ersinnliche Verbindlichkeit schuldig bin; sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, daß sie für Sie sorgen, und Ihnen mit ihrem guten Rathe beistehen will; ich will,

daß Sie diese meine Schwester mehr achten, als den König und die Königin, und daß Sie nicht den geringsten Schritt ohne ihr Wissen thun, verstehen Sie mich? Ich umarmte die Prinzessin, und gab ihr alle mögliche Versicherungen meiner Anhänglichkeit; doch sie blieb wie eine Bildsäule, ohne ein Wort zu sagen. Da ihr Gefolge noch nicht angekommen war, so puderte ich sie selbst von neuem, und brachte ihren Anzug wieder ein wenig in Ordnung, aber sie dankte mir nicht, und beantwortete alle meine Liebkosungen nicht im geringsten. Mein Bruder ward endlich ärgerlich, und sagte ganz laut: Daß dich die Pest hole, du dummes Thier! — Danken Sie doch meiner Schwester. Nun endlich machte sie mir eine Verbeugung nach dem Modell des Knikses, den Agnes in der Schule der Frauen macht. Ich führte sie wieder zu der Königin, sehr wenig von ihrem Verstande erbaut."

„Hier fand ich die beiden Herzoginnen. Die von Braunschweig konnte fünfzig Jahre alt seyn, allein sie hatte sich so gut conservirt, daß sie nur vierzig zu seyn schien."

„Der Herzog von Weimar, welcher meine Schwester Charlotte heirathen sollte, kam wie Nicodemus in der Nacht an; denn er ließ seine Ankunft nur einige Stunden vorher anzeigen. Der Herzog von Coburg ließ sich zu gleicher Zeit anmelden, welches uns sehr leid that; denn diesen Fürsten fiel der größte Theil der weimarschen Lande anheim, wenn der regierende Herzog ohne männliche Erben stürbe. Da dieser nun keine Erben hatte, so glaubten wir, der Herzog von Coburg käme ausdrücklich in der Absicht, die Heirath rückgängig

zu machen. Sie kamen beide Abends an. Der Markgraf, der nicht gern mit Fremden umging, bat mich, die Honneurs zu machen, und der ganze Hof mußte also meinen Befehlen gehorchen. Diese beiden Fürsten wurden also gleich zu mir geführt."

„Der von Weimar ist klein und mager. Er machte mir ein recht artiges Compliment, und ich fand am ersten Tage gar nichts Lächerliches an ihm. Er betrachtete die Prinzessin, die schön wie ein Engel war, und die ich nach Möglichkeit aufgeputzt hatte, mit vieler Aufmerksamkeit."

„Der Herzog von Coburg ist groß, wohlgebaut, und seine Physiognomie ist sehr einnehmend. Er ist sehr artig und ein Fürst von vielem Verstande; wegen seiner Herzensgüte höchst schätzbar."

„Tags darauf fing der Herzog von Weimar an, ein wenig mehr seine Absicht durchblicken zu lassen. Dieser ganze Tag ging hin, ohne daß er mit dem Markgrafen sprach; dieser ward sehr unruhig darüber, und bat mich um Himmelswillen, ich möchte doch diese Heirath zu Stande bringen. Ich will mich nicht gegen den Herzog von Weimar compromittiren, sagte er, und nur Ew. königl. Hoheit können diese Sache zu Ende bringen. Es würde mich sehr verdrießen, wenn diese Heirath rückgängig würde; es wäre eine meinem Hause zugefügte Beleidigung, die sehr verdrießliche Folgen haben könnte."

„Ich gab seinen Bitten nach, war aber doch nicht wenig in Verlegenheit, da ich gar nicht wußte, wie ich den Herzog zur Erklärung bringen sollte. Der Herzog

von Coburg zog mich aus dieser Verlegenheit. Er ließ bei mir und dem Erbprinzen um eine Privataudienz anhalten. Da sagte er mir, er merke wohl, daß wir ihm nicht traueten, weil er Seitenerbe des Herzogs von Weimar wäre; er wolle uns aber eines Besseren belehren; er sey bloß in der Absicht nach Bayreuth gekommen, die Heirath des Herzogs zu Stande bringen zu helfen; dieser Fürst habe fürchterliche Launen, indem er zwanzigmal des Tags seine Gesinnungen verändere; wir würden unsern Zweck nie erreichen, wenn wir uns bloß aufs Lauern legten; ich müßte ihn spaßend zu einer Erklärung bringen, und dann müßte man unverzüglich zur Verlobung schreiten; er würde mich aus allen Kräften unterstützen; die Prinzessin gefiele ihm sehr, und er sey mir Bürge, daß alles noch denselben Abend richtig werden solle, wenn ich seinem Rathe folgen wollte. Wir dankten ihm sehr. Er unterrichtete mich, und bat den Erbprinzen, sich in nichts zu mischen; denn, sagt er, er liebt die Damen, und Ew. königl. Hoheit werden ihn über den Stock springen lassen können. Ich ließ dem Markgrafen von allem diesen Nachricht geben, und ihn bitten, sich bereit zu halten, auf das erste Zeichen bei mir zu erscheinen, damit er bei der Verlobung gegenwärtig seyn könne."

„Vom Mittag an begann ich schon die Karten zu mischen. Wo nur tolle Musik zu bekommen war, ließ ich sie herholen: Trompeten, Pauken, Dudelsäcke, Schalmeien, Maultrommeln und was weiß ich; diese gellten uns so in die Ohren, daß wir alle halb taub wurden. Mein Herzog gerieth bald in seine närrische Laune, die

er dann auch ganz sehen ließ. Er stand von der Tafel auf, schlug selbst die Pauken, kratzte die Geige, sprang, tanzte, und war über die Maßen ausgelassen. Als die Tafel aufgehoben ward, führte ich ihn nebst dem Herzog von Coburg, der Prinzessin und meinen Damen in mein Cabinett."

„Ich fing damit an, über den Krieg am Rhein zu sprechen, und tadelte den Kaiser, daß er verabsäumt habe, ihm das Commando über seine Armee anzuvertrauen. Sogleich fing er an, Gasconaden und Rodomontaden ohne Ende vorzubringen, und endigte einen stundenlangen Schnickschnack damit, daß er mir sagte, er würde den Feldzug mitmachen, und seine Equipage sey schon in Bereitschaft. Das hat meinen Beifall nicht, sagte ich; ein Fürst, wie Sie, muß sich keiner Gefahr aussetzen; Sie haben große Hoffnungen vor sich; Sie können noch Churfürst von Sachsen werden; obgleich mehr als ein Dutzend Prinzen erst nach der andern Welt expedirt werden müssen, ehevor Sie Ihre Ansprüche geltend machen können. Das ist wahr, sagte er, allein ich bin für die Waffen geboren, und das ist mein Handwerk. Ich weiß ein Mittel, versetzte ich, die Sache ins Gleiche zu bringen. Sie müssen sich nämlich verheirathen und bald einen Sohn zeugen, dann können Sie, sobald Sie wollen, ins Feld ziehen. O, sagte er, Weiber kann ich Hundert für eine finden; in Hof warten drei Prinzessinnen und zwei Gräfinnen auf mich; aber sie gefallen mir nicht, und ich schicke sie fort. Der König, Ihr Vater, Madame, hat mir Sie antragen lassen; es hing von mir ab, Sie zu heirathen; allein ich

kannte Sie nicht, und schlug sein Anerbieten aus. Jetzt bin ich in Verzweiflung; denn mich soll der Teufel holen; ich bete Sie an; ich bin wie ein Hund in Sie verliebt. Wie unglücklich bin ich, sagte ich, Sie haben mir den Schimpf angethan, mich auszuschlagen; diese Beleidigung ist mir bis zu diesem Augenblick unbekannt geblieben, und ich will mich nun, es koste was es wolle dafür rächen. Ich spielte die Verzweifelte; mein Gemahl und meine Hofdamen lachten aus vollem Halse. Mein guter Herzog endlich lag zitternd zu meinen Füssen, und schrie sich die Kehle ab, mir Liebeserklärungen zu machen, die er aus irgend einem teutschen Roman auswendig gelernt hat. Ich stellte mich noch immer böse. Endlich erklärte er sich, daß er bereit sey, mir jede beliebige Genugthuung zu geben. Gut, sagte ich, ich kann keine andere annehmen, als daß Sie eine Verwandte von mir heirathen. Bedenken Sie, ob Sie das können und wollen. Vom ganzen Herzen, sagte er, geben Sie mir, welche Sie wollen, und, mich soll der Donner erschlagen, ich heirathe sie auf der Stelle. Ich brauche nicht weit zu suchen; hier ist eine, sagte ich, indem ich meine Schwägerin bei der Hand nahm, und sie ihm präsentirte; sie ist schöner und liebenswürdiger als ich, und Sie werden beim Tausche nicht verlieren. Er wollte sie umarmen; aber sie stieß ihn zurück. Der Teufel, sagte er, die ist stolz; aber sie gefällt mir, und ich will sie haben. Geschwind ließ ich nun den Markgrafen holen, und ihm sagen, daß, sobald er käme, er die Ringe wechseln lassen müsse. Er kam einen Augenblick nachher. Ich sagte sogleich zu ihm, daß ich mir

die Freiheit genommen hätte, eine Heirath zu stiften; es fehle nichts als seine Einwilligung; ich hätte so viel Achtung für den Herzog, daß ich mein Wort verpfändet hätte, die Prinzessin für ihn zu erhalten, und ich hoffte, der Markgraf würde nichts dawider haben. Der Markgraf, statt zu antworten, stand da mit offenem Munde, fing an zu lachen, und fragte den Herzog, wie er sich befände? — Ich glaubte, der Herzog von Coburg, mein Gemahl und ich würden vor Wuth aus der Haut springen, denn unser Narr fing nun ein weitläufiges Gespräch mit dem Markgrafen an, und dachte nicht mehr daran, das Eheverlobniß zu begehen. Es mußte wieder von neuem in Gang gebracht werden. Dem Markgrafen ward endlich auch so lange zugesetzt, bis die Verlobung geschah. Es wurden sogleich die Kanonen gelöst. Der ganze Hof und alle Damen aus der Stadt waren in meinem Vorzimmer, und wir nahmen sofort die Glückswünsche an. Man looste und setzte sich zu Tische. Nach dem Souper war Ball. Ich tanzte mit dem Herzog von Weimar, und ging dann gleich weg. Ich konnte vor Müdigkeit nicht mehr stehen, und hatte von dem Sprechen wüthende Halsschmerzen."

Wir heben aus diesem interessanten Werke noch eine Stelle aus, welche in einen früheren Zeitraum fällt.

„Im Anfang des Jahrs 1726 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns wieder nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier einer sehr lächerlichen Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt.

Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regimente des Königs auf, sie fand vor unsern Fenstern, die zu ebenem Boden waren, Statt. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen sollten, so daß die Meisten vom Geruche satt werden mußten. Den ganzen Tisch hindurch sprach man von nichts, als von der Sparsamkeit und den Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königin oder uns unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte, ging er fort; die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr, bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte hierin Fortschritte. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens wieder hungrig aufstand. Bis vier Uhr Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die

Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, in der Karte, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinigen in gar keinem passenden Verhältnisse stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib übrig, als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheuete, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas andern, als weiblichen Arbeiten und Haushalt beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich je mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, großen Kummer gemacht."

„Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1725 in Berlin; der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte, er wollte ihn in einen Kerker sperren, und ihn enterben, den Grafen Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zornes war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen verweigerte, und das war

gar nicht des armen Prinzen Schuld; die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis am Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft ging, und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in der Königin Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bäte. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt, und fast fertig, als ich den König kommen hörte (denn er hatte einen so schweren Schritt' daß es immer klang, als sey er gestiefelt). Mein Schrecken war unbeschreiblich. Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Tintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das alles war die Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte, und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königin, ich schenke es Ihnen; zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblick, wo mein Brief herunterfallen und entdeckt werden würde. Halb todt vor Schrecken zog ihn die Königin auf die andere Seite und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen; sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sey hübscher als der meine, seyn Sie doch Schiedsrichter. Er lachte und fragte, ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl! antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort

machte dem König so viel Freude, daß er mich mehreremale in die Arme schloß, und ich — o unseliges Schicksal! mußte das Tintenfaß fahren lassen, das sich sogleich über meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortging. Die Tinte war mir bis aufs Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich zu lachen."

„Indeß versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man nur sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit, und mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen."

Das Zutrinken.

Mit den Zeiten ändern sich die Sitten, und es kann als ein schöner Vorzug der vorgeschrittenen Aufklärung angenommen werden, wenn an die Stelle rauschender Freuden und Gelage, das Licht der Humanität getreten ist, unter dessen Beistand es freilich erst möglich war, alt verjährte Vorurtheile und tief eingewurzelte Gewohnheiten auszurotten.

Wenn gleich die alten Teutschen ihres Vieltrinkens wegen sehr bekannt und getadelt wurden, so standen

andere, nicht germanische Völker, doch nicht hinter ihnen zurück, und was die Schotten ehemals waren, das sind slavische Nationen heut zu Tage noch. Eben so zeigten sich bestimmte Tage vorzugsweise dadurch aus, daß an ihnen dem Gotte Bachus reichliche Opfer gebracht wurden.

Der Cäcilientag wurde sonst in Schottland in der Art gefeiert, daß man wacker auf die Gesundheit der Frauen trank; diejenige, deren Kämpfer sich bei dem Pocale am tapfersten hielt, galt für die Schönste. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte die Sitte in Edinburg. Am Cäcilientage wurden die schönsten Damen der Stadt zu einem Concert eingeladen. Nach dem Concerte speiseten die Unternehmer in einem Gasthofe. Man setzte eine Büchse auf den Tisch, welche man die Hölle nannte; alsdann wurden die Namen aller Frauen, die dem Concerte beigewohnt hatten, laut ausgerufen, und die Namen derjenigen, die nicht sogleich einen Kämpfer fanden, der sie durch Trinken erlösen wollte, in die Büchse geworfen. Wer am tapfersten trank, und am Ende einen großen Becher, Cäcilienbecher genannt, auf einmal ausleerte, wovon gewöhnlich jeder, der es unternahm, besinnungslos hinsank, hatte das Recht, am folgenden Tage zu seiner Dame zu gehen, ihr Billet ihr zu überreichen, und sich der Ehre (?) zu rühmen, sie durch Trinken erlöst zu haben. Das Sonderbarste dabei war, daß ein solcher Kämpfer, wenn er auch vorher keine Bekanntschaft mit der von ihm erlösten Dame hatte, immer gut aufgenommen, freundlich behandelt, und eingeladen wurde, seinen Be-

such zu wiederholen. Manche Sauffämpfer leerten 17 bis 18 Flaschen Punsch zu Ehren ihrer Damen, und waren nicht wenig stolz darauf.

Was doch die Menschen alles für Ehre halten! —

Die Guillotine der Alten.

Unsere Vorfahren hatten, ehe die Enthauptung durch das Schwert eingeführt wurde, ebenfalls eine zu diesem Zwecke erfundene Maschine, die der französischen Guillotine ziemlich ähnlich sah. In Rau's Lustgarten der Seelen. Wittenberg 1548. 4. (einem Buche, welches, weil nur wenige Exemplare davon abgezogen worden sind, selten und zugleich wegen der Holzschnitte, die alle von Lucas Kranachs Meisterhand verfertigt worden sind, sehr schäzbar ist) findet man unter andern einen Holzschnitt, welcher die Hinrichtung des Apostels Mathias vorstellt. Diese Hinrichtung geschieht mit einer förmlichen Guillotine, nur mit dem Unterschiede, daß der Guillotinandus nicht liegt, sondern kniet, und den Kopf zwischen die Maschine steckt, welche dann ein Kriegsknecht hält und niederdrückt. Dieser Anachronismus, so lächerlich er auch ist, beweist doch, daß in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Diel in Teutschland noch sehr bekannt war, obschon man sich seit dem vierzehnten Jahrhundert bei solchen

Hinrichtungen nicht mehr dieser Köpfmaschine, sondern des Schwertes bediente.

„Vor Zeiten," sagt der schwäbisch-hallische Chronikschreiber Wiedmann, „geschah die Enthauptung auch in Teutschland nicht mit dem Schwerte, sondern mit einem eichenen Holze oder Diele, woran ein scharfschneidendes Eisen war; daher das alte Sprichwort entstanden: Ehe ich das thäte, wollt' ich mir eh' den Kopf mit einem Diele abstoßen lassen. Ich habe selbst ein solches Instrument zu Halle, in dem alten Siechenhause gesehen, eh' dann selbiges abgebrochen, und das jetzige daselbst aufgebaut worden. Wenn Jemand enthauptet werden sollte, so wurde diese Maschine von Damen herausgebracht." Darauf führt er fort, den Diel selbst zu beschreiben, und sagt: „Er habe ausgesehen wie ein Zwagstuhl, und an beiden Seiten Grundleisten gehabt, auf welchen der Diel, an dessen Ende sich ein wohlschneidendes Eisen befand, aufsaß. Wenn nun der arme Sünder mit seinem Kopfe auf den Stuhl gebunden war, als wollte man ihn zwagen, so ließ der Trockenscherer (Scharfrichter) den Diel, welcher an einem Seile hing, herabfallen, und das unten befindliche Eisen stieß dann dem armen Sünder den Kopf ab."

Was nun aber

der Zwagstuhl und das Zwagen

sey, bedarf für unser Zeitalter wieder eine Erklärung. Man hatte, ehe der französische Puder auf die teutschen Haare kam, und als die natürliche frische Gesichtsfarbe

noch die größte Zierde unseres Frauen- und Männervolkes war, eine eigene Kopf- und Haarwaschung. Vorder- und Hinterhaupt wurden erst wohl gebadet, dann der ganze Kopf mit Kleie bestreut, tüchtig gerieben, darauf auf beiden Seiten unsanft gepackt, und die Hände fest am Kopfe gegen einander gewunden, zuletzt aber die Kleie mit aller Unreinigkeit vollends mit dem Kamm weggenommen. Dieses Verfahren nannte man Zwagen, und verstand es vorzüglich von dem Zwagen des Kopfes.

Der Zwagstuhl glich einer Bank oder einem Stuhle mit zwei Antrittsstufen. Auf der zweiten Stufe kniete der Zuzwagende, und auf die Bank oder den Stuhl selbst, stützte er sich mit dem Ellenbogen, und neigte seinen Kopf über ein vor ihm auf dem Stuhle stehendes Becken, in welches das über seinen Kopf gegossene Wasser herablief. Das Zwagen war ehemals eine besondere Vorrichtung der Bäder.

Im südlichen Teutschland erinnern sich alte Personen noch des Zwagens aus ihren Kinderjahren, und das gemeine Volk droht dort noch im Scherze mit dem Zwagen; aber selbst die ältesten Personen erinnern sich nicht mehr einen Zwagstuhl gesehen zu haben.

Blutrothes Wasser.

So wie in der Vorzeit der vermeinte Blutregen für eine böse Vorbedeutung galt, so machte es noch vor ungefähr 100 Jahren viel Aufsehen, als man das Wasser des Teichs zu Trautenwinkel, im Mecklenburgischen, blutroth gefärbt sah. Doch war schon damals ein Mann, der die Sache natürlich zu erklären suchte; nur wußte Engelke nicht, ob er die auffallende Erscheinung einer röthlichen Erde, oder den häufig im Teiche gewachsenen rothen Blumen zuschreiben sollte. Weder die eine noch die andere Idee war schlechtweg zu verwerfen, da man schon öfter beobachtet hat, daß stehende Wässer entweder von einer Art rothem Wassermoos (Conserva) auf der Oberfläche, oder von einer mit dem Wasser vermengten Bolarerde und gelbrothem Lehm durchgehends roth gefärbt worden. Hingegen schreibt M. Siemssen, der vor einiger Zeit „das im Jahre 1721 blutroth gefärbte Wasser des Teichs zu Trautenwinkel" zum Gegenstande einer eigenen, in einer Versammlung der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft vorgelesenen Abhandlung gemacht hat, jene Erscheinung der zahlreichen Gegenwart des Wasserflohs (Monoculus pulex) zu, durch welche, nach Linnée's Beobachtungen, auch in Westgothland mehrere Seen und Teiche ein röthliches Ansehen erhalten hatten. Sollte aber nicht auch noch eine vierte Erklärung möglich und wenigstens eben so wahrscheinlich als die angeführten seyn?

Andre *) erzählt, daß in den 1790ger Jahren der Teich bei der Giebichensteinschen Amtsziegelscheuer, am Anfange der Allee, welche vom Kirschthore der Stadt Neumark bis nach Giebichenstein geht, ganz blutroth gefärbt erschienen sey, und bei der von mehreren Naturkennern angestellten Untersuchung sich gezeigt habe, daß dieß von den nur durchs Vergrößerungsglas sichtbaren rothen Infusionsthierchen herkam, die sich in großer Menge lebhaft in den Wassertropfen bewegten. Wie? wenn dieß auch bei dem trautenwinkler Teiche der Fall gewesen wäre?

Schicksal der Schafhirten bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Dient nun das Lamm zum Sinnbilde der Unschuld, der Geduld, so sollte man erwarten, die Hüther und Wärter dieser harmlosen und nützlichen Thiere seyen von jeher, wenigstens als nothwendige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, und als ehrliche Leute geachtet worden; allein so war es nicht.

Noch bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren die Schafmeister, Schäfer und Schafhirten ehr-

*) Andre's und Bechsteins Spaziergänge. 6. Thl. S. 32.

los erklärt. Der Beweis hievon liegt in der am 6. Hornung 1703 unter der Regierung des Kaisers Leopold des Ersten, mit dem Beinamen des Großen, erlassenen Hofentschließung: „Kraft welcher — heißt es „wörtlich — Ihro Majestät die Schäfler honori et „famae restituiren (für ehrlich), und sie für zünftig „erklären, wofür jedoch jeder Schafmeister, der 300, „500, 600 oder 1000 Schafe zu besorgen gehabt hat, „respective 4 fl. — 6 fl. — 8 fl. und 10 fl.; die „Schafknechte 2 fl. und Schafjungen 1 fl. binnen zwei „Monaten zu erlegen haben."

Weil diese Schmach wohl nicht vom Anbeginn der Welt, noch weniger von der ersten Periode des später entstandenen Naturrechts auf diesen nützlichen Leuten gelastet haben kann, so muß man in die Geschichte der älteren Zeit eindringen, um zu erforschen, wann und warum sie ihres guten Leumunds in corpore beraubt worden sind.

Der Ursprung verliert sich in die finsteren Zeiten der Vorurtheile und des Aberglaubens, wovon wir schon mehrere Beispiele aufgestellt haben, und wovon auch die römische Rechtslehre — ihres übrigen Guten unbeschadet — so manche Spuren verräth.

Der eigentliche Grund hievon aber lag hauptsächlich in den Hirngespinnsten und verkehrten Ansichten der damaligen Rechtsgelehrten, welche aus einem Mißgriffe der in dem römischen Rechte gegründeten Wirkung der bürgerlichen Verächtlichkeit (levis notae macula) nicht nur allein die Schäfer, sondern auch die Leinweber, Barbierer, Müller, Trompe-

ter, Bader, Gerichtsknechte, Feldhüther, Nachtwächter, Todtengräber, Abdecker, und andere der menschlichen Gesellschaft nützliche Individuen, dergestalt verächtlich erklärten, daß sie sich weder in Zünfte sammeln, noch jemals das Bürgerrecht erhalten konnten. Tempi passati! —

Diese levis notae macula wurde in Teutschland erst durch die Reichsbeschlüsse von den Jahren 1731 und 1732, bis auf wenige Ausnahmen, vollständig aufgehoben.

Die alte und neue Pädagogik.

Zwei Gegenstände sind es vorzüglich, über welche die Ansichten der ältern und neuern Erzieher gänzlich von einander abweichen: körperliche Uebungen und Züchtigungen. Daß man die Kinder nicht zu früh zum Stillsitzen in der Stube anhalten, sondern die Kräfte ihres Körpers durch zweckmäßige Uebungen sich entwickeln lassen soll, darüber ist man seit Rousseau's Zeiten allgemein einverstanden; dagegen weist eine Präceptorsinstruction aus dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts den Schullehrer an, „daß er nicht der Jugend, ihrer gewohnten Petulanz nach, nach den Schulstunden vff der Gassen mit hin und wiederlaufen und Springen, noch auch im Sommer mit dem Kocherbaden *), noch im

*) Baden im Kocherfluße.

Winter mit Schleifen, Schneeballen, oder Schlittenfahren, ihren Muthwillen lassen, sondern über die Bücher und gute Zucht gewöhnen, auch die Exorbitantien mit gebührender Castigation alles Eifers verwehren, und aus dem Wege räumen helfen soll."

Körperliche Züchtigungen wollen die meisten Pädagogen unserer Tage gänzlich verbannt wissen; hingegen verordnet eine im neunten Jahrhunderte aufgesetzte, im zweiten Bande von Harzheim's Concil. Germania abgedruckte Regel über das Betragen und gemeinsame Leben der Geistlichen, daß die Jüngern unter denselben (die freilich sehr früh in diesen Stand aufgenommen wurden) unabläßig mit Schlagen regulirt werden sollten (Assidue verberibus tundantur), und der angegebene Grund: „Latera eorum ne indurescant," führt, wenn die Worte buchstäblich zu nehmen sind, auf die Folgerung, daß man auch damals von dem Glauben an den medizinischen Nutzen der Schläge durchdrungen gewesen, den ein am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geschriebenes Buch *) schon in seinem Titel ausspricht.

Elfenbeinerne Buchstaben schlug Quintilian **) vor, um damit die Kinder spielend lesen zu lehren. Buchstaben von Zucker oder Lebkuchen zu gleichem Behufe zu gebrauchen, war unserm süßen Zeitalter vorbe-

*) Paullini's Flagellum Sabitis, d. i. Erzählung, wie mit Schlägen allerlei Krankheiten wohl curirt werden. Frankfurt am Main 1698.

**) Instit. Orat. I. i.

halten, in welchem Hektors Tod in einer Pastete vorgestellt wurde.

Salomo's Sentenz: Unterm Monde geschieht nichts Neues, ist durch die häufige Anwendung bereits zum Gemeinplatze geworden, und unsere Leser werden in dieser Schrift hiezu viele Belage gefunden haben; demungeachtet aber wird man immer unwillführlich daran erinnert.

Bekanntlich sträubte man sich schrecklich vor 30 oder 40 Jahren gegen den Vorschlag einiger damaligen Pädagogen, Comödien von Kindern aufführen zu lassen. Man glaubte Religion und Sittlichkeit dadurch gefährdet, und wurde im höchsten Grade aufgebracht, wenn jene Pädagogen das Aufführen von guten Theaterstücken sogar als ein Mittel, die Moralität zu befördern, empfahlen. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, wie weit jene Pädagogen oder ihre Gegner Recht haben mögen; wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte; wir begnügen uns daher, unsern Lesern einen Beweis vorzulegen, daß die Gewohnheit, Kindern Comödien spielen zu lassen, bei uns Teutschen schon vor mehr als zwei Hundert Jahren bekannt, und als ein Mittel, Tugend und Religion in die zarten Seelen der Kinder zu pflanzen, beliebt gewesen sey.

Wir haben nämlich ein Buch vor uns liegen, dessen Titel also lautet: BEEL. Eine geistliche Comico-Tragoedia. Darinnen vnder der Histori vom Beel vnd Drachen zu Babel, der Zustandt vnd Beschaffenheit wahrer Christlicher Kirchen hie auff Erden abgebildet und fürgestellet wirdt. Erstlich aus dem teutschen Exem-

plar Xysti Betuleji in die lateinische Sprach vertirt, und im Monat Augusto dieses 1615 Jahrs im Gymnasio Vlmensi publice agiert und gehalten. Nunmer aber wegen deren Zuseher die solcher Sprach nich erfahren, widerumb inn teutsche Reymen vberlegt, vnd mit etlichen Zusäzen vermehrt. Durch Jo. Cunr. Merekuam Præceptor, lateinischer Schulen daselbst. Gedruckt zu Vlm MDCXV. Angehängt sind noch von demselben Verfasser: Robnica, eine geistliche Comoedia, und Conflagratio Sodomae eine erschröckliche Tragödia."

In der Zueigung an einige ulmische Patrizier führt der Verfasser zur Rechtfertigung seines Unternehmens auch Luthers bekanntes Urtheil über den Terenz an, und vieler Gelehrten Aussprüche und Urtheile, auch Beispiele. Endlich sagt er: „Diesen Exempeln sein nachgehends bis auff dise vnser Zeit mit sonderlichem Lob und Rhumb gefolget vil vortrefliche Respublicae; berühmte Academiae, vnd wohlbestelte Gymnasia, bei denen herkommen, entweder Jährlichs oder doch sonsten zu gewissen Zeiten schöne vnd nützliche Actiones Scencias zu exhibiren; dadurch sowohl der gemeine Mann gebessert, alsann auch vnd sonderlich die Studiosa Juventus merklich erbawet, dy sie namlich in lateinischer Sprach wohl abgeriben (?): die Gedächtnuß mit Auswendig lernen geübet: sie im reden beherzt gemacht, vnd endtlich in Sitten vnd Geberden des Leibs zu ziehrlicher Gebühr gewehnet worden. Welche löbliche vnd nüzliche Gewohnheit neben andern auch biß dahero sonderlich observirt vnd in Acht genomben, Ein Ersamer Wolweyser

Rath dieser Statt allhie, unsere Großg. gebitende Herren, welche nicht allein dergleichen exercitiones bey vnnserer Schulen Großg. Passiren, sondern auch den legibus unsers renovirten Gymnasji austrukentlich einverleiben lassen: das hinfort jedes Jahrs (da es anderst publicus Reip. Christianae, oder auch privatus Urbis nostrae Status leiden mög) hoc utilissimum exercitationis genus, nempe Comicarum Actionum, urgirt vnd getriben werden solle."

Dieß sey genug, um die Denckungsart unsers Verfassers und seines Zeitalters über diesen Gegenstand zu zeigen. Nun auch einige Proben von seiner dramatischen Kunst.

Der Inhalt eines Acts wird zum bessern Verständniß der Zuschauer jedesmal vorher umständlich erzählt. Man erinnert sich dabei an den Maler, der seinen Thierabbildungen immer beizusetzen pflegte: das ist ein Fuchs, das ist ein Wolf u. s. w., um jedes Mißverständniß zu beseitigen.

Die Erzählung des zweiten Acts lautet also:

„Im andern Act die Priester all
„Sich erlustigen mit großem Schall
„Kummen in Tempel bey der Nacht,
„Dahinn das Opffer war gebracht,
„Fressen und sauffen bis an Morgen
„Seyn guter Ding vnd ohne Sorgen,
„Schlemmen dapffer mit Weib und Kind:
„Als dann der Tag anbricht geschwind
„Kummen der König und Daniel
„Zu sehen wie es steh umb Beel.
„Die Thür findens noch verrigelt recht
„Das gleich das Opffer aufgezecht.

„Darübr der König lobt sein Gott
„Daniel aber träwt er den Todt.
„Der Prophet erschrikt drüber nit
„Sonder zeigt dem König die Tritt
„So in die Aschen warn gemacht.
„Darauf der König ohnlang gedacht
„Die Priester bald fordert für sich,
„Vnd verweißt ihnen gar ernstlich:
„Daß sie mit so grossem Vnfug,
„Mit listiger Practik vnd Betrug,
„Durch groß Lugen und falsche Lehr,
„In vnd das ganze Volk bisher
„So unverschämpter weiß verführt.
„Zugleich dem König zeigen wirt;
„Ein heimlicher verborgner Gang,
„Durch welchen, sie, die Priester, lang
„Vndr dem Altar inn Tempel geschlossen,
„Vnd da gefressen und gesoffen,
„Was dem Beel worden fürgesetzt ꝛc. ꝛc.

In diesem Tone geht das Stück selbst fort. Die letzte schreckliche Tragödia von der Zerstörung Sodoms zeichnet sich durch Chöre aus.

Wem dringt sich hiebei nicht die Bemerkung auf, daß es zwar eine sehr löbliche Sache um die Erlernung einer fremden Sprache sey, daß man aber vor allem andern erst die eigene Muttersprache ausbilden solle.

Klagen über Erwerbsmangel
aus dem vorigen Jahrhunderte.

Die Klagen über schlechte Zeiten sind bald mit mehr bald mit weniger Recht, so alt als die Welt. Zur Bestätigung dient unter andern auch eine im Jahre 1774 in Wien bei Joseph Kurzbeck, Hofbuchdrucker und Buchhändler, erschienene Broschüre unter dem Titel:

„Untersuchung der Klagen: Es ist kein Geld unter den Leuten, kein Verdienst ꝛc., als ein Beitrag zu denen Polizei- und Kammeralsachen. Von Johann Jakob Möhrfelder."

Nach einer Abhandlung über die Eigenschaften und Wirkungen des Geldes *), untersucht der Verfasser, wie das Geld in einem Staate unter die Leute, und wie es aus dem Umlauf komme, und beantwortet die Frage, ob die Klagen über Geldmangel gegründet seyen, wie folgt:

„Die Klagen über den Geldmangel sind allezeit gegründet, es seye nun, daß entweder immer mehreres aus einem Staate fort- als in den Staat komme, oder wenn auch dieses nicht ist, daß sich am Gelde in dem

*) Das gründlichste Werk über diesen Gegenstand hat der Professor Büsch in Hamburg unter dem Titel: Ueber den Geldumlauf, geliefert; auch kann hierüber das treffliche Werk Schmidts: Ueber den Nationalreichthum, nachgelesen werden.

Staate immer mehreres aus dem Umlauf verliere, als in Umlauf gebracht werde. Der erste Satz bedarf keines Beweises, der zweite leidet keinen Widerspruch; denn wenn das Geld auch wirklich in dem Staate bleibt, sich aber aus dem Umlauf dadurch verlieret, daß es ein Stand vor dem andern, oder eine Volksclasse vor der andern an sich ziehet; so bleibt allezeit Mangel für diejenigen, so ihren gemäßen Antheil nicht erhalten."

Die Frage: „Woher solcher Geldmangel rühre?" beantwortet der Verfasser: „Von der ungleichen Vertheilung."

Eine solche zu ungleiche Vertheilung kann aber Statt finden, ohne daß eine Classe oder Stand der Staatsbürger den größten Theil des im Umlauf befindlichen Geldes an sich gebracht habe, denn es läßt sich der Fall denken — und vielleicht auch sehen —, daß mehrere, oder verschiedene Classen sich in der Lage befinden können, das umlaufende Geld auf Kosten der Mehrzahl, sich zuzueignen.

Tritt nun eine oder die andere Ursache ein, so bleibt die Wirkung immer die nämliche.

Der Geldmangel ist also zweierlei Art: Wirklicher und scheinbarer; die Wirkungen sind aber nicht ganz die nämlichen.

Bei wirklichem Geldmangel ist die Gesammtmasse des baaren Vermögens der Staatsbürger bei einer verhältnißmäßigen gleichen Vertheilung zu klein, das ist, die Menge der umlaufenden Vorstellungszeichen ist zu dem Bedarfe der Ausgleichung der gegenseitigen Bedürfnisse zu klein.

Bei scheinbarem Geldmangel ist diese Gesammtmasse zwar nicht zu klein, aber zu unverhältnißmäßig und zu ungleich vertheilt. Wenige haben zu viel und viele haben zu wenig.

In beiden Fällen ist die umlaufende Geldmenge zur Bestreitung der täglichen unvermeidlichen baaren Auslagen der großen Mehrzahl der Staatsbürger zu klein. Diese baaren Auslagen stehen also im umgekehrten Verhältnisse zu ihren baaren Einnahmen. Wir leben im gesellschaftlichen Zustande, in welchem die gegenseitigen Bedürfnisse nicht mehr durch Tausch ausgeglichen werden können, aber selbst bei einem solchen Tausche müßten sich die Tauschmittel in einem ebenmäßigen gegenseitigen Verhältnisse befinden.

Die größeren oder kleineren Nachtheile des Geldmangels bei einer verhältnißmäßig gleichen Vertheilung der umlaufenden Geldmenge werden durch die verschiedenen, mehr oder weniger von dem allgemeinen Bedürfnisse abhängigen Erwerbsarten, und von der Möglichkeit bestimmt, sie, unter den bestehenden Umständen, durch Kunst oder Gewerbsfleiß, mehr oder weniger einträglich machen zu können. Der Arbeitslohn und die Preise der Bedürfnisse setzen sich ins Ebenmaß.

Bei weitem nachtheiliger sind die Folgen des scheinbaren Geldmangels bei einer zu ungleichen Vertheilung des Geldes, die Ursachen mögen auch seyn welche sie wollen; dieser Geldmangel entsteht gewöhnlich aus Ursachen, welche der Minderzahl die Gelegenheit verschafft, sich, auf Kosten der Mehrzahl, zu unverhältnißmäßig zu bereichern.

Je größer dieses Mißverhältniß ist, desto dauernder wird es, und je mehr muß es zunehmen, wenn nicht durch zweckmäßige Mittel Einhalt gethan wird, weil es die zu verarmte Mehrzahl von der zu bereicherten Minderzahl abhängig macht, und dadurch dieser die sich progressiv mehrenden Mittel verschafft, von der Geldnoth der Mehrzahl Nutzen zu ziehen, und dadurch dieselbe zu vergrößern.

Der Schluß der erwähnten Broschüre gibt eine Uebersicht des Inhaltes im folgenden Auszuge:

„Aus all — dem bisherigen erlangen die Eingangs aufgeworfenen Fragen ihre vollständige Erledigung, und zwar:"

„Erstens sind die Klagen über den Geldmangel, es sey auch in einem Staate so vieles vorhanden, als es wolle, doch allzeit gegründet, sobald selbes unter den Ständen insbesondere ungleich vertheilet ist."

„Zweitens rührt dieses Gebrechen aus den ungleichen Zuflußquellen her, da nämlich gewisse Classen der Bürger, oder wohl ganze Stände, immer mehrere Gelegenheit als die übrigen haben, das Geld an sich zu ziehen. Die üblen Folgen hievon aber bestehen"

„Drittens, in den Nachtheilen, so hieraus nicht nur unmittelbar für diejenigen, welche ihren gemäßen Antheil nicht erhalten, sondern auch mittelbar für den Staat selbsten, wegen der daher rührenden Hinderniß und Verbesserung der Polizei, der Handlung und Finanzen entspringen."

„Viertens ist diesem Gebrechen nicht anders abzuhelfen, als daß man einer Classe der Bürger, oder wohl

einem ganzen Stande derselben die überflüßigen Zuflußquellen am Gelde verstopfe, und einem andern die abgängige eröffne. Diese Ausgleichung aber geschieht a) bei dem niedern Stande der Bürger unter sich selbst; wenn jeder derselben von seinen Erzeugnissen denjenigen Gewinn ziehet, der ihm von Rechtswegen gebühret, b) bei dem höhern Bürgerstande, in Ansehung der niederen; daß man jenen die unmäßigen Zuflußquellen am Gelde entweder verstopfe, oder das überflüßig einfließende wieder auf eine andere, für die ganze bürgerliche Gesellschaft vortheilhafte Art herauszubringen wisse, und endlich c) bei dem höchsten Stande des Staates, in Ansehung derer beiden ersten; daß selber durch die Anlagen niemals mehreres an Geld über dasjenige an sich ziehe, was sowohl zur Ermunterung als zur Unterstützung der Emsigkeit in ihren Unternehmungen in dem allgemeinen Umlaufe unumgänglich nöthig ist."

Schluß.

Man nennt uns Europäer cultivirt, und man hat Recht, wenn man auf unsere Unähnlichkeit mit mehreren Völkern der übrigen Welttheile Rücksicht nimmt; man rühmt unser Zeitalter als die Periode der Cultur, und auch darin ist Wahrheit, wenn man die verflossenen

Jahrhunderte zum Maßstabe nimmt. Kurz: Vergleichungsweise mit anderen Zeitaltern und Nationen haben wir jetzigen Europäer allerdings Cultur, das heißt, es sind bei uns mehrere Kräfte thätig, als bei ihnen, und es herrscht unter diesen Kräften etwas mehr Gleichgewicht als sonst.

Man lasse sich aber durch diesen Abstand nicht zu dem thörichten Glauben verleiten, daß wir bereits die höchste Stuffe der Cultur erreicht haben; denn ein solcher Glaube ist das sicherste Mittel zurück zu schreiten. Wer sich ganz ausgebildet wähnt, wird jede fernere Vervollkommnung als überflüssig vermeiden. Dieß gilt von ganzen Nationen wie von einzelnen Menschen, von Wissenschaften wie von Künsten, bis zum niedrigsten kleinsten Gewerbe herab.

Wir haben gesehen, wie langsam die Nationen sich ausbilden, welche Hindernisse sie zu überwinden hatten, wie viele Zeit, wie viele Erfahrungen erforderlich waren, die Völker auf die Stufe der Ausbildung zu erheben, auf welcher sie jetzt stehen. Jeder Stillstand ist Rückschritt; ewige Bewegung und Fortschreiten ist das Gesetz der physischen Welt, soll sie es nicht auch der geistigen seyn?

Alle Kräfte, diese und jene werden erstärkt durch Uebung, erschlafft, gelähmt durch Nichtgebrauch; man verbanne daher den zwar angenehmen aber schädlichen Wahn, uns auf den Gipfel der Cultur zu glauben. Bei dem Wettstreit der Nationen, sich in jeder Hinsicht zu übertreffen, muß die teutsche wenigstens gleichen Schritt zu halten suchen. Die ältere und neue Ge-

schichte zeigt uns die nachtheiligen Folgen des Zurückbleibens.

Nur durch Reisen und großen Zeit- und Kostenaufwand konnten sich unsere Vorfahren die geheim gehaltenen, in Mysterien verborgenen, und als Monopol behandelten Wissenschaften, die Künste und technischen Vortheile zueignen; nicht so, wie wir, konnten sie die Erfahrungen aller Zeiten und Völker in einer Büchersammlung finden. Nein! sie waren auf ihre eigenen, oder jene einer nahen Umgebung beschränkt. Wir hingegen besitzen das große Hilfsmittel der Buchdruckerei, den Buchhandel und die Zeitschriften, die uns alle neuen Erfindungen, alles Wissenswerthe, Nützliche und Vortheilhafte schnell mittheilen. Wir besitzen Lehr- und Wörterbücher von allen Wissenschaften und Künsten in der Muttersprache; Sammlungen von Natur- und Kunstproducten zeigen uns endlich die Resultate unserer Cultur.

Und nun fragen wir uns, welchen Gebrauch wir davon machen? Man werfe die Frage auf: Sind wir wirklich cultivirt; d. h. haben wir unsere mannigfachen Anlagen entwickelt, und zur Uebereinstimmung zu einem Zwecke gebildet?

Wahre Cultur setzt vielseitige Entwickelung der Anlagen im Menschen voraus, und zeigt sich durch ein allgemeines Interesse für alles, was nur irgend auf eine menschliche Anlage Bezug hat. Man ist Mensch, und hält nichts menschliches für Fremde.

Man halte dagegen den Geist unserer Zeiten. Statt allseitiger Entwickelung erblickt man einseitige Cultur;

statt eines allgemeinen Interesses, ein vereinzeltes. Man verkrüppelt sich durch frivole Leserei *) zum Empfindeln für ein Traumbild, oder für eine verrückte Wirklichkeit. Der Verstand schläft, oder wird nur nothdürftig für ein Geschäft entwickelt, und die Vernunft, die Königin der Welt, der Leitstern zum letzten Ziele unseres Daseyns und Sterbens, erliegt der immer mehr überhand nehmenden sinnlichen Genußgierde.

O möchten doch die Menschen die Wahrheit zu Herzen nehmen, daß die Thorheiten des Tags das Elend der Zeit gebären.

Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! befiehlt die Schrift. In die böse Zeit schicken wir uns nun freilich keineswegs, aber wir schicken uns desto besser für die böse Zeit.

---

*) Umständlich erörtert findet man diese Behauptung in Weissers Schriften. Wien bei Schaumburg u. Comp.

Chronologisch geordneter Inhalt.

Seite

Seite

